BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lennep, Jacob <<van>>,

Die Abenteuer Ferdinand Huyck's drei Theile

Bd.: 1

Aachen [u.a.] 1841

P.o.rel. 6655-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10048076-8

Die Abenteuer
Ferdinand Huyck's.

von

J. van Lennep.

Drei Theile.

Uebersetzt

von

P. M. F. Lerz.

Erster Band.

Aachen & Leipzig.
Verlag von Jacob Anton Mayer.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Brief des Herrn P. an den Herausgeber, als Einleitung.

Amsterdam, den . . . .

Ich weiß nicht, ob Sie mit der alten Frau Stauffacher, die nun vor etwa zwölf Jahren in einem Alter von ungefähr drei und achtzig Jahren hier verstorben ist, nähere Bekanntschaft gehabt haben; sollte dies nicht der Fall gewesen sein, so ist es für Jemanden wie Sie, der sich gern mit Untersuchungen wenig bekannter Einzelheiten beschäftiget, die das Leben, den Charakter, oder die Schicksale berühmter Personen angehen, sehr zu beklagen; denn sie war von dergleichen Artigkeiten ein lebendiges Repertorium. Obgleich sie, wenigstens soweit mir bewußt ist, nie außerordentliche Abenteuer gehabt hat, so war sie doch durch ihre Lebensart mit einer großen Anzahl solcher Personen in Berührung gekommen, die sich im vorigen Zeitalter in verschiedener Hinsich

berühmt gemacht haben. Viele von ihnen hat si
selbst genau gekannt.

Quiconque a beaucoup vû,

Peut avoir beaucoup retenu,

sagt La Fontaine; und sie hatte ein ausgezeichnete
Gedächtniß. Sie war zugegen gewesen, als Voltair
auf der Bühne gekrönt wurde, und hatte Ludwig XV
mit Madame du Barri ausfahren sehen; sie hatt
Necker sein Finanz-System entwickeln, und den Gra
de Saint-Germain die Toilette der Kaiserin Helen
und die Einnahme von Akkaron durch Richard
Löwenherz beschreiben hören. In Frankreich beson-
ders war fast keine adlige Familie, deren Verzwei-
gungen und Abstammungen sie nicht so gut kannt
und vielleicht noch besser, als die ihres eigenen Ge-
schlechts — (denn ich habe nie erfahren können, ob
sie nicht etwa von dem Mitstifter der Schweizer
Freiheit abzustammen meinte), — und sie war im
Stande gewesen, der Pseudo-Marquise de Créquy
in den Druckschriften, die unter ihren Namen be-
kannt gemacht wurden, einige Irrthümer nachzu-
weisen. Sie kannte auch alle die kleinen Anecdoten,
die über die merkwürdigen Personen des Französi-
schen Hofes in Umlauf gebracht worden waren und
außerdem noch manche, die nicht gedruckt ist und die
sie den auserwählten Freunden mit soviel Einzelheiten
und Localitäten zu erzählen wußte, daß man an deren
Aechtheit nicht zweifeln durfte und oft überzeugt

blieb, daß sie demjenigen, was sie mittheilte, beigewohnt, oder es wenigstens aus der ersten Hand erhalten hätte. Was unsere Niederländischen Familien betrifft, so kam sie, wie viel sie auch innerhalb fünfzig Jahren mit denselben verkehrt hatte, wohl ein Mal in Verwirrung; nicht, daß man sie je auf Irrthümern ertappt hätte, wenn es auf Abkunft und Verwandtschaft ankam, sondern sie war, wie das bei alten Leuten häufig der Fall ist, in ihrem letzten Lebensalter immer geneigt, ein Geschlecht zu überspringen, so daß sie mich und meine Zeitgenossen zu den Söhnen unserer Großväter und den Brüdern unserer Tanten erhob. Ein Lächeln dessen, dem dieser Irrthum galt, war jedoch durchgehends hinreichend, sie zu erinnern, daß sie sich vergesse und ihr zur Berichtigung Anlaß zu geben.

Sie dürfen indeß nicht denken, daß sie keine andern Verdienste besaß, als diejenigen, Viel gesehen und kennen gelernt zu haben, obgleich auch dies weniger allgemein gefunden wird, als man wohl denken sollte. Sie vereinigte mit einem gesunden Urtheile viele gediegene Kenntniß und hatte die Gelegenheit gehabt, davon für sich selbst und für Andere nützlichen Gebrauch zu machen. Aus unsern angesehensten Familien waren ihrem Unterricht und ihrer Leitung einige junge Damen anvertraut gewesen, und mancher verdienstliche Staatsmann oder Gelehrte, der jetzt einen hohen Posten bekleidet, zeugt noch

heute von dem Nutzen, den er als Jüngling aus ihrem Umgange und ihren Lehren gezogen hat. Mit diesen Verstandesgaben verband sie — ungeachtet ihrer frühern Bekanntschaft mit Freigeistern und Philosophen, mit Quacksalbern und Roués, trotz der Vorliebe, die ihr für einige Schriften geblieben, welche man jetzt aus der Büchersammlung einer Frau verbannen würde, — einen frommen, religiösen Sinn. Ihre Werke sowohl, als ihre Worte zeugten, daß ihr Glaube fest war und auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhte.

Ihr Character war fröhlich und aufgeräumt, und bis an ihr Ende hin blieb ihr das Lebendige, ja ich möchte sagen, das Kindliche eines jungen Mädchens. Daher kam es, daß sie sich bisweilen auf eine komische Weise recht erboßen konnte, wie zum Beispiel, wenn sie etwas gelesen oder gehört hatte, was nicht mit dem übereinstimmte, das sie für Wahrheit erkannte und ansah; oder wenn Jemand einen Vers aus einem Dichter verkehrt citirte, oder denselben einem unrechten Verfasser zuschrieb, oder wohl gar seine Unkunde zeigte in Bezug auf die rechte Zahl der Kinder, welche Ludwig XIV. mit Madame Montespan erzeugt hatte. Aber die Leute, auf welche sie es besonders abgesehen hatte, waren unsere heutigen Buchhändler mit ihren glänzenden Stereotypen, ihren Miniaturausgaben, und ihren vollständigen Werken in einem Theile. Sie

nahm es sehr übel, daß man alten Leuten, deren Gesicht anfing abzunehmen, und die doch außer Lectüre wenig Trost finden können, gerade diese einzige Erholung so schwer machte. Sie redete also das Wort den Ausgaben in Quart, und man konnte, außer der Hausbibel, auch durchgehends auf ihrem Tische einen Cats in diesem Formate antreffen, oder wohl die schönsten und deutlichsten der Französischen auserlesenen Dichter. Auch mit unserer heutigen Musik konnte sie sich nicht befreunden; sie zuckte bei den Rouladen und Fioritüren, die gegenwärtig in keiner Arie fehlen, mit den Achseln und behauptete, daß man aus Sucht, zu glänzen und Schönheiten zu gewinnen, alle Lieblichkeit, alles Gefühl verbannt und aufgeopfert hätte, während dagegen, nach ihrer Behauptung, die Musik, die man in ihrer Jugend machte, zu dem Herzen sprach und verständlich war. Zum Beweise ihrer Behauptung geschah es wohl auch ein Mal, daß sie den Wortstreit damit beschloß, daß sie mit einer noch festen und reinen, wenn auch schwachen Stimme, eine Arie aus Blaise und Babet, oder die Trois Fermiers sang, oder Liederchen trällerte, die sie von ihrer Großmutter gehört hatte, und welche also, abgesehen von den übrigen Verdiensten, auch die der Neuheit besaßen — in so fern wenigstens, als es in der Musik hohem Alterthume das Neueste ist, was man hören kann.

Ihr Haushalt bestand aus zwei alten Mägden

und einem Kater; aber es gab keinen Papagei, der den Menschen mit seinem dummen Schwatzen in die Rede fiel, auch keinen Kanarienvogel, der mit seinem hellen durchdringenden Gesange alle Unterhaltung unmöglich machte. Ich erinnre mich jedoch, daß sie einige Zeit einen Dompfaffen besaß, der zwei oder drei ihrer Lieblingslieder pfiff; aber das war ein wohlgezogener Musikant, der sich, ebenso wie alle verdienstreichen Virtuosen, nicht hören ließ, wenn er nicht vorher einige Male dazu angereizt worden war.

Was den Kater betrifft, so war er kein alter dicker, träger, fett gemästeter Pfannenlecker, der den Tag auf Polstern verschläft und mit Leckerbissen gefüttert wird, wie man gewöhnlich neben bejahrte Jungfern zu stellen pflegt, sondern es war ein junges, flinkes, lebendiges Thierchen von glänzend schwarzer Farbe, und von einem Aussehen, so verständig und vernünftig, als dies der weitberühmte Kater Murr nur immer gewesen sein kann. Seine Gebieterin verdarb ihn durchaus nicht, sondern behandelte ihn, wie man mit einem muthwillig spielenden Kinde thut, gegen welches man die schickliche Nachsicht beobachtet, das man jedoch zugleich in Ehrerbietung zu erhalten weiß. Es war eine Lust zu sehen, wie artig unser Murr Stunden lang mit den Garnknäueln seiner Herrin, oder mit dem Rohr, oder den Handschuhen der Besucher zu spielen wußte und welch einen Genuß er in dergleichen Spielereien fand; wie

er über den Kaminsims zwischen all den Fläschchen, Tassen und Vasen hin und her lief, ohne etwas anzurühren, noch zu beschädigen; er würde die Künstlerin, die zwischen Eiern tanzt, beschämt haben. Man konnte also mit ruhigem Gewissen, und ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden, in die Lobeserhebungen einstimmen, welch Fräulein Stauffacher ihrem Lieblinge zollte, und die es auch gern sah, daß ihm dergleichen von andern gebracht wurden. Ich will noch hinzufügen, daß Murr kein Legat gehabt hat; die gute Jungfrau wußte wohl, daß es jenem auch nach ihrem Tode, wenigstens so lange ihre beiden alten getreuen Dienstmägde lebten, an nichts mangeln würde.

Aber Sie werden mich fragen, was Sie das Alles angehe, und warum ich Ihnen die Zeit raube mit Unterhaltung über die Kunststückchen der Katze meiner Freundin? Ich will Ihnen offenherzig die Gründe davon sagen. Es hat sich mir aus dem, was ich so täglich lese, hinlänglich erwiesen, daß es von allen namhaften und angesehenen Schriftstellern als etwas Wesentliches in Betracht gezogen wird, nie sogleich plump weg mit der Thür ins Haus zu fallen; sondern erst eine Umschreibung und Einleitung zu geben, wodurch die Neugier gereizt und etwa dasselbe erlangt wird, was man durch Pastetchen und Croquetten erlangt, wenn man sie dem Braten vorausgehen läßt.

Dem Beispiele dieser erlauchten Autoren wollte ich folgen, und Sie darum mit Fräulein Stauffacher und ihrer Umgebung bekannt machen, ehe ich zur Erzählung dessen überging, womit sie mich einst unterhielt und welchem diese Schrift ihren Ursprung verdankt.

Es war an einem Frühlingsnachmittage: ich hatte, wie ich mehrmals that, wenn mich Amtsgeschäfte in die Stadt riefen, das Mittagsmahl bei ihr genommen, und saß in Erwartung des Kaffees vor dem offnen Fenster ihr gegenüber und rauchte eine Pfeife. Dazu forderte sie mich stets auf, indem sie sagte, daß die Tabaksluft solche angenehme Erinnrungen bei ihr erwecke, weil sie dann an ihren Vater denke, der bei dem Regimente Waldeck Kapitain gewesen war, und der so viel vom Rauchen hielt, daß er selbst, wenn er ein frisches Hemd anzog, die Pfeife nicht aus dem Munde nahm. Die alte Jungfrau saß mir gegenüber, mit den Füßen auf ein mit grünem Bay überzogenes Bänkchen gestützt und schalt von Zeit zu Zeit auf die neumodischen Filtrirkannen und den Kaffee, der nicht durchziehen wollte. Der Kater war auf den Tisch gesprungen und spielte mit dem Schlüsselhaken, der an dem zinnern Kaffeetrommelchen hing, eine Belustigung, die Murr abwechselnd unterbrach, um hinauszusehen und den Vögeln, die auf den Birnbaum vor dem Fenster auf- und abflogen, einen Blick zuzuwerfen, der so viel an-

deutete, daß er, wenn es Anstands halber geschehen könne, wohl ein Mal Jagd auf sie machen möchte.

Wir hatten eine Weile einander stillschweigend gegenüber gesessen in der angenehmen, ruhigen Gemüthsstimmung, welche einer guten Verdauung so beförderlich ist, und worin man, ohne das Gehirn mit einem bestimmten Gegenstande zu ermüden, dem Laufe der Gedanken folgt, die sich von selbst und ungesucht in dem Gehirn entwickeln. Ich recapitulirte bei mir selbst dasjenige, was sie mir am Tische erzählt hatte in Betreff der Irrthümer und Lügen, die in gewissen unlängst erschienenen Druckschriften vorkämen, die ich ihr geliehen hatte, und welche mich veranlaßten, von neuem auf ihre Sachkenntniß und auf ihr Gedächtniß zu merken.

„Wissen Sie, was mich wundert?" fragte ich endlich, als ich aus meiner Träumerei erwachte.

„Was denn?" —

„Daß ich nicht lieber den Kaffee koche, wie ich früher zu thun pflegte, statt eine Filtrirkanne zu gebrauchen?" —

„Sie haben vollkommen Recht."

„Nein, liebe Freundin! Ich habe nichts in Bezug Ihres Kaffees anzumerken; der schon so angenehme Gerüche zu verbreiten beginnt, daß, nach meiner Ueberzeugung, der feierliche Augenblick des Einschenkens nicht mehr weit entfernt sein kann, sondern ich wollte Ihnen mein Befremden zu er-

kennen geben, daß Jemand, der so viel gesehen und gehört hat, wovon wir uns durch falsche und lückenhafte Mittheilungen keinen Begriff machen können, der ein so ausgezeichnetes Gedächtniß hat, und überdieß die Feder so gut zu führen weiß, wie Sie, niemals daran gedacht hat, selbst einmal Memoiren zu schreiben."

„In der That, mein bester P..! ich habe in meinen frühern Verhältnissen wohl etwas Anderes zu thun gehabt, als Memoiren zu schreiben, und in meinen Jahren ziemte es eher, daß man sich mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit beschäftigte."

„Nun ja! — Aber jetzt machen Sie einen großen Sprung. Wenn Sie in Ihrem fünfzigsten Jahre begonnen hätten, würden Sie hinlänglich Zeit gehabt haben, einige Bände zu füllen."

„Hören Sie! Ich habe nie verlangt, mir einen Namen zu machen und alles, was ich begehre ist, nach meinem Tode vergessen zu werden."

„Pfui! Sie wissen zu gut, daß es Menschen genug geben wird, bei welchen Sie in gesegnetem Andenken bleiben werden, und der Gedanke, daß diese Sie vergessen könnten, würde Ihnen selbst leid thun."

„Gehen Sie! Thorheit! Sie wissen wohl, daß ich es in diesem Sinne nicht meine; aber ich will Ihnen nur sagen, warum es thöricht von mir gewesen sein würde, als Schriftstellerin aufzutreten. —

So wie Sie mich jetzt kennen, halten Sie was davon, mich schwatzen und bisweilen vielleicht etwas plaudern zu hören; und später, wenn ich todt bin, werden Sie, glaube ich, wohl ein Mal an das alte Fräulein denken, als an Jemanden, der noch so ziemlich von der alten Zeit zu erzählen wußte, und möglicher Weise geschieht es, daß Sie diesen, oder jenen, der falsch berichtet ist, zurecht weisen nach dem, wie Fräulein Stauffacher, die es wohl wußte, dies erzählt hat; aber wenn ich Memoiren herausgegeben hätte, dann wäre ich nicht länger die alte Jungfrau mehr, der man auf ihr Wort glaubte, sondern eine Schriftstellerin, die ein Jeder mit Bemerkungen und Kritiken anzufallen sich das Recht anmaßen würde. — Keine Einwendungen," fuhr sie fort, als sie sah, daß ich den Kopf schüttelte, als ob ich mich nicht überzeugt hätte. „Ich weiß es besser, — und dies wäre es nicht Alles; sondern ich würde mit Ihnen und meinen andern guten Freunden keine vergnügten Stunden mehr haben. Jetzt darf ich Ihnen noch die eine, oder die andere Anecdote erzählen, die Sie zehn, oder mehre Male gehört haben, die Sie aber mit so viel Höflichkeit anhören, als ob sie Ihnen nagelneu vorkäme. Ständen diese einmal gedruckt, dann würde ich ja aus Furcht, daß mich Jemand unterbrechen würde: „Ja! das haben wir in Ihrem ersten Theile Seite 53 gelesen" den Mund nicht mehr aufthun dürfen! — Nein! nein! das geht nicht. Dann ist

noch ein Umstand; ich habe mit sehr viel großen Potentaten und Hofschranzen Umgang gehabt und sie in ihrem täglichen Leben gesehen, und obgleich ich nichts Böses darin sehe, über sie zu sprechen und es sogar gern thue, so habe ich doch nie etwas davon gehalten, dasjenige zu veröffentlichen, was das Privatleben der Personen betrifft. Es kömmt mir wenigstens vor, daß weder Necker, noch Delille, noch Madame La Deffant sich in meiner Gegenwart so ausgelassen haben würden, als sie thaten, wenn sie vermuthet hätten, daß ich ihre Aeußerungen später bekannt machen würde. Es ist, nach meinem Urtheile, in einer vertraulichen Unterhaltung etwas Heiliges und deßhalb darf kein Mißbrauch davon gemacht werden."

„Darin bin ich mit Ihnen nicht einverstanden. Berühmte Männer gehören zur Nachwelt und sie fühlen sich im Allgemeinen selbst damit geschmeichelt, wenn man auf dasjenige, was sie gesagt, oder gesprochen haben, Werth genug legt, um es bekannt zu machen, selbst dann, wenn es ihnen nicht zur Ehre gereicht. Sie haben alle ein wenig von der Eitelkeit des Herostratus, und wenn man nur von ihnen spricht, so kann es ihnen gleichviel sein, wie."

„Jeder hat seine Ansichten; aber ich habe mich nicht berufen geachtet, etwas zu thun, wogegen mein Gefühl streitet."

„Dann ist es ewig Schade, daß Sie keinen Roman geschrieben haben, worin Sie Ihre Bekannten nur mit Veränderung des Namens der Zeit u. s. w. schicklich anzubringen hatten.“

„Mein lieber P., Sie vergessen, daß diese kleinen Einzelheiten, die jetzt Ihnen und Andern interessant vorkommen, weil sie merkwürdige Personen betreffen, oder wohl, weil ich selbst darin verwickelt bin, ihren ganzen Werth verlieren würden, wenn sie Unbekannte beträfen. Es giebt sehr wenige sogenannte vernünftige Aeußerungen, sehr wenig merkwürdige Vorfälle, die ihren Werth nicht größtentheils dem Namen verdanken, der ihnen vorleuchtet. Würde sich z. B. jemals Jemand die Mühe gegeben haben, die salzlosen Scherze aufzuzeichnen, oder noch zu schreiben, die man dem Cicero beilegt, wenn Sie oder ich dieselben gesagt hätten? — Und doch finden wir sie in allen Schulbüchern.“

„Ich gestehe gern, daß Sie täglich bessere Dinge hervorbringen, als Alles, was wir der Art im klassischen Alterthume antreffen, und gerade deßhalb denke ich mir, daß Sie, mit Benutzung des Materials, das Ihnen zu Gebote stehet, ein sehr unterhaltendes Buch würden haben schreiben können.“

„Es ist möglich; ich habe es nie versucht, und auf jeden Fall weiß ich nicht, ob es mir auf dem von Ihnen angedeuteten Wege geglückt sein würde. Denn es ist nicht genug, Steine und Kalk zu haben,

man muß auch die Geschicklichkeit besitzen, sie mit einander zu verbinden, wenn man ein Haus daraus bauen will. Hab' ich auch einen noch so großen Vorrath von Anecdoten und Späßen, ich müßte einen Rahmen dazu haben, um sie hinein zu passen; denn Sie würden doch nicht wünschen, daß ich ein Buch schreibe lediglich darum, den Menschen etwas zu Lachen zu geben; es müßte doch auf jeden Fall auch eine gewisse Moral damit verbunden werden."

„Hm!" sagte ich lächelnd: „Die Moral des Romanes!"

„Ja, ich weiß wohl, daß man gegenwärtig darauf nichts mehr giebt, und daß jetzt wenigstens die Französischen Bücher der Art sind, daß man sich beinahe schämt, sie gelesen zu haben. Nun — ich für meine Person, — ich lese sie nicht; ich halte es mit den Alten."

„Es ist gewiß nicht viel daran zu rühmen," sagte ich und ergötzte mich an der Hast, mit der sie sprach; „aber" setzte ich hinzu, um sie durch einen Angriff auf einen ihrer Lieblingsschriftsteller zu necken — „da ist Fielding, dem Sie noch immer sehr zugethan sind, der ist doch in seinen Stücken auch nicht so ungemein delikat."

„Daß weiß ich wohl, ich möchte Ihnen auch nicht sagen, daß Sie Ihrer Tochter Tom Jones zu lesen geben müssen; aber wenn Sie behaupten, daß das Buch keine gute Moral enthalte, dann sage ich,

daß Sie es nie mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Wenn Fielding seinen Helden bisweilen straucheln läßt und dadurch in die Nothwendigkeit verfällt, Beschreibungen zu geben, woran sich Manche ärgern, dann entschädigt er später seine Leser dafür dadurch, daß er die unglücklichen Folgen zeigt, die aus der Nachsicht gegen unsere verkehrten Neigungen unvermeidlich entstehen müssen. Darum schätze ich das Buch so hoch, weil es beständig darauf hinausgeht, die große und nie genug wiederholte Wahrheit zu verkünden, daß das Böse sich alle Zeit selbst bestraft."

„Hier haben Sie eine Wahrheit, bestes Fräulein, die so altbacken ist, daß man beginnt, daran zu zweifeln, und wenn ich es deutsch sagen soll, ich gehöre zu diesen Zweiflern; denn wird nicht durch diesen Lehrsatz, daß Tugend und Laster beide schon hier auf Erden vergolten werden, die Lehre der Vergeltung jenseits merklich geschwächt? — Und lehrt uns nicht eine, vielleicht auch etwas altbackene Erfahrung, daß das Böse, oft ungestört, die reichsten Segnungen genießt, während der Brave in Armuth und Elend seufzet, und mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat?"

„Das gebe ich bis auf einen gewissen Grad zu; aber ich ersuche Sie, wohl zu beachten, daß ich keinesweges behauptet habe, daß das Gute, oder das Böse in dem Sinne hienieden belohnt oder bestraft werde,

den Sie damit verbinden. Weit gefehlt; das geschieht erst in dem künftigen Leben. Sondern ich meine nur, daß jede Handlung, die wir vollbringen, ihre natürlichen, unvermeidlichen Folgen mit sich bringe, die zwar bisweilen ganz anders sind, als man sich dieselben vorstellt, die aber dem aufmerksamen Beobachter dessen ungeachtet belehrend sind und bleiben. Es mag dem Bösen — denn ich will ein Mal Ihrer Meinung folgen, obgleich ich sonst jener peremtorischen Ansicht, die Menschen in zwei Klassen, Gute und Böse, zu theilen, nichts halte; ich habe nie einen so Erz-Bösewicht gekannt, der nicht auch seine gute Seite gehabt hätte, und auch der beste Mensch sündigt noch täglich; — es mag, sage ich, dem Bösen immerhin wohl gehen; er mag selbst die Stimme des Gewissens unterdrücken — (was ich jedoch auch keineswegs glaube, denn da ist Murr, dem kann ich es stets an der scheuen, verlegenen Haltung, die er alsdann annimmt, ansehen, wenn er genascht hat; und wenn Murr ein Bewußtsein hat, dann hat ein Mensch eins à plus forte raison) — aber das gethane Böse wird dessenungeachtet Folgen haben, die ihm, wenn auch bisweilen erst nach Jahren und unerwartet, zu Gesichte kommen und lästige Augenblicke veranlassen werden. Mit dem Guten, das man vollbringt, ist es, oder vielmehr, scheint es sich nicht vollkommen so zu verhalten, sondern, zu dem Besten; das wir vollbringen,

sich stets etwas Menschliches zu gesellen, und daher eigentlich nichts wesentlich Gutes ausrichten können, sondern stets als unnütze Knechte sehr weit zurück bleiben, wenn wir bedenken, daß wir das Gute an und für sich thun sollen, und nicht um des Lohnes willen, der uns daraus erwächst, und daß Verkennung, Undankbarkeit, Zurücksetzung u. s. w. mannigmal die Folgen sind. Noch mehr: Man kann wohl sogleich bestimmen, und man thut es auch genug, welche That verkehrt gewesen ist; aber eben so wenig, als man die Triebfedern kennt, welche Jemanden zu sündigen angetrieben haben, und ihm zur Milderung dienen können, ebenso wenig kann man beurtheilen, ob die augenscheinlich guten Thaten immer gleich rein in ihrem Ursprunge sind, und ob die sogenannten leidenden Tugenden ihre Widerwärtigkeiten nicht häufig sich selbst zuzuschreiben haben. Ich für meine Person glaube nicht an diese ganz braven Leute, die zugleich so ganz elend sind. Wenn man ihre Geschichte wohl kennte, so würde man oft finden, daß das Unglück, womit sie zu kämpfen haben, seinen Ursprung in verkehrten, und vor allem in dummen Streichen hat, die sie früher verübt haben."

„Ich bin in vieler Hinsicht mit Ihnen einig; aber ich bitte Sie, sagen Sie es nicht laut, denn was wird aus dem Mitleiden und aus der Wohlthätigkeit, wenn man sich berechtigt achtet, jedem

Bedürftigen zuzutrauen, daß er durch eigene Schuld unglücklich geworden sei?"

„Wohl dünket mir, daß er gerade dadurch einen Anspruch auf unser Mitleiden hat."

„Ja, aber daran hat er wenig, wenn nicht die Wohlthätigkeit hinzukömmt; doch, um wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen. Sie dürften also denken, daß, wenn man Jemandes Geschichte haarklein wüßte, man immer die Quelle der Widerwärtigkeiten, die ihn treffen, darin würde wieder finden können, ebenso als man auf einer Landkarte den Ursprung eines Flusses auffinden kann."

„Halt ein wenig! Sie kehren meinen Satz um, und das ist ein Fehler. Ebenso wie der Ursprung, den Sie suchen, außerhalb der Karte gelegen sein kann, ebenso kann der Anlaß zum Unglück, das uns trifft, von außen kommen; — aber ich habe behauptet, daß jede That, die wir vollbringen, bis auf die geringste Unvorsichtigkeit hin, uns entweder unmittelbar oder später trifft, und daß jede Lebensgeschichte, vorausgesetzt, daß sie der Wahrheit getreu geschrieben ist, uns Zeugniß davon geben würde."

„Nun! Eine solche Geschichte möchte ich gern sehen."

„Ich würde Ihren Wunsch leicht erfüllen können; wollen Sie die Güte haben, nur die Schelle zu ziehen?"

Das Mädchen kam. „Femmetja!" sagte Fräulein Stauffacher, indem sie ihr den Schlüsselbund gab, „geh ein Mal auf die obere Hinterkammer: in dem zweiten Schranke vom Fenster her, auf der fünften Planke von unten, liegt ein Paquet mit rothem Bande umbunden. Dies bring ein Mal hieher; vergiß aber nicht die Federn zu schließen, wenn du den Schrank wieder zumachst; und nimm das Kaffeegeschirr nur weg, der Herr trinkt doch nicht mehr."

„Hier sehen Sie," fuhr sie fort, als sie das Verlangte aus den Händen des Dienstmädchens erhalten hatte, „die Geschichte, wovon ich Ihnen sagte. Derjenige, der die Hauptperson davon ausmacht, beging eine kleine, sehr verzeihliche Unvorsichtigkeit, die für ihn eine Quelle von Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten war; Andere, die darin vorkommen, begingen größere Thorheiten und auch sie mußten die Folgen davon tragen."

„Und die Geschichte?"

„Sie wissen, daß ich frühere Jahre einige Zeit in der Familie X. als Gouvernante zugebracht habe. Wir sahen oft den Herrn X., der an der Spitze eines blühenden Handelshauses stand. Dabei war er ein großer Freund und Beschützer der Wissenschaften und fand einen hohen Genuß darin, mit mir über dahineinschlagende Gegenstände zu sprechen. Einst da wir von Romanen sprachen und ich mich über das

Unwahrscheinliche der meisten Vorfälle ärgerte, die uns in dieser Art Schriften aufgebunden werden, fragte er lachend: „Où trouvera-t-on le romanesque, si ce n'est dans les romans? „Ja," sagte ich, „das ist eben so, wie der Schelm, welcher fragte, wozu denn die falschen Eide dienten, wenn man sie nicht gebrauchen dürfe?" — „Aber" fügte er hinzu, „ich behaupte, daß viele Dinge, die uns im täglichen Leben begegnen, so fremd, zufällig, oder sonderbar sind, daß sie, wenn deren in einem Romane gedacht würde, mit dem Namen von Unwahrscheinlichkeiten bestempelt würden." —

„Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable," versetzte ich, fügte aber hinzu, daß es nicht um einer einzelnen Unwahrscheinlichkeit willen sei, sondern wegen der Aufeinanderhäufung der Unwahrscheinlichkeiten, weßhalb ich die meisten Romane verachte. „Nun!" sagte er, „wenn ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen könnte, so würde ich Ihnen eine Handschrift zeigen können, die einige Begebenheiten enthält, die meinem eignen Großvater begegnet sind, und worinnen so viele Zufälligkeiten und merkwürdige Vorfälle auf einander folgen, als man kaum in einem Romane antreffen würde." — Ich bezeugte ihm mein Verlangen, diese Handschrift zu lesen; er kam meinem Wunsche nach, und ich mußte ihm, nachdem ich gelesen hatte, Recht geben, daß er Wahrheit gesprochen hatte. Ich ersuchte ihn, Abschrift

davon nehmen zu dürfen. „Dagegen habe ich nichts," gab er mir zur Antwort, „unter der Bedingung, daß Sie dieselbe Niemanden lesen lassen, wenigstens in den ersten vierzig Jahren nicht; denn es sind zu viele Personen darin verwickelt, deren Kinder, oder Kindes-Kinder noch leben. Was später geschieht, geht mich nichts an, wollte man selbige auch herausgeben; denn alsdann werden die darin vorkommenden Portraits wohl schwerlich mehr, als Antiquitäten sein."

„Ich versprach solches und that noch mehr; ich veränderte, damit Niemand, der das Stück zufällig in die Hände bekäme, wissen sollte, ob es wahr oder erdichtet sei, alle Namen. Jene vierzig Jahre sind nun um, und ich will nicht, daß man jene Handschrift nach meinem Tode unter meinen Papieren finde; man möchte einst denken, daß es eigene Composition sei. Nehmen Sie dieselben also und handeln Sie damit nach Wohlgefallen."

Ich nahm das angebotene Geschenk bereitwillig an und las es, sobald ich nach Hause kam, mit großem Interesse. Ob sich jedoch die Veränderungen, welche es ursprünglich erlitten, sich lediglich auf die Namen beschränkt haben, und ob Fräulein Stauffacher nicht hie und da ein wenig aus ihrem eigenen Gehirn dazu gefügt hat, das will ich nicht entschei-

den. Das Letztere glaube ich vor allen Dingen deßhalb annehmen zu müssen, weil, obgleich ihre Aengstlichkeit so weit gegangen ist, daß sie alle Jahrzahlen und Data weggelassen hat, hie und da bei Anspielungen auf bekannte Ereignisse, bei der Schilderung mancher Sitten, Gebräuche, Kleidertrachten u. s. w. ja sogar in den einzelnen Citaten, das Eine oder das Andere vorkommt, das mir jenem Zeitabschnitte nicht angemessen schien, in welchen die Erzählung fällt, sondern etwas früher oder später vorgefallen sein muß. Darüber hatte ich jedoch keine Gelegenheit, Fräulein Stauffacher genauer zu befragen; denn ich traf sie nicht wieder allein an und kurz darauf ist sie, zu ihrer Freunde bittrer Betrübniß, zu einem bessern Leben abgerufen.

Ich hatte die Handschrift ganz vergessen, da fiel sie mir dieser Tage beim Aufräumen alter Papiere wieder in die Hände. Beim Wiederdurchlesen dachte ich, daß vielleicht dieselben merkwürdigen Abenteuer, mit deren Lectüre ich mich ergötzt hatte, auch bei Andern einiges Interesse finden dürften und daß nach Verlauf von so vielen Jahren keine Schwierigkeit mehr vorläge, die Geschichte des Herrn Ferdinand Huyck (wie er von Fräulein Stauffacher umgetauft ist) weltkundig zu machen. Da jedoch Ihr Name in der litterarischen Welt bekannter ist, als der meinige: so wende ich mich an Sie mit der Anfrage,

ob Sie bei diesem papiernen Kinde die Pathenstelle übernehmen wollen, überzeugt, daß ꝛc.

Ihr

Freund

P.

Daß ich den Wunsch meines Freundes erfüllte, leuchtet aus den folgenden Blättern hervor. Ich bekenne jedoch, daß ich über die Aechtheit der Arbeit nie so vollkommen ruhig gewesen bin, als es mein Freund zu sein scheint. Auch habe ich Fräulein Stauffacher nicht so nahe gekannt, als er und darf also nicht entscheiden, ob ihre Wahrheitsliebe so weit ging, daß sie niemals Rüben für Citronen verkauft; und bisweilen steigt bei mir die Vermuthung auf, ob sie, trotz ihrer Betheuerungen vom Gegentheile, nicht ein Mal in ihrem Leben in Versuchung gekommen ist, einen Roman zu schreiben, und wenn auch ängstlich, selbigen bei ihrem Leben herauszugeben, doch hat sorgen wollen, daß er nach ihrem Tode das Licht sähe. Wie dem auch sei, ich gebe das Buch, wie ich es empfangen habe, und habe nichts daran verändert.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Worin nebst mehren andern wissenswürdigen Sachen das Portrait des Helden dieser Geschichte gefunden wird.

Oft, meine Kinder! wenn wir nach Ablauf des Abendtisches einen engern Kreis um das Kamin schlossen und ich noch die letzte Pfeife stopfte, während Eure liebe Großmutter an die abgetragenen Strümpfe der Kleinen halbwachend halbschlafend neue Fersen strickte, und Eins von Euch mir schmeichelnd zurief: „Ach Großvater! erzähl' uns noch ein Mal etwas von dem Carneval zu Venedig, oder von dem Landgrafen von Hessen, oder von der Frankfurter Messe!" habe ich Eure Neugier befriedigt und Euch einige der interessantesten Stücke von jener Reise erzählt, welche ich als Jüngling durch Deutschland und Italien machte. Ja Ihr habt so mannigmal auf die Erzählung vom alten Manne gelauscht, daß Ihr zuletzt meine Erlebnisse und Widerwärtig-

keiten so gut und besser kanntet, als ich selbst und oftmals meinem Gedächtnisse, wenn es aus Altersschwäche einen Fehler beging, mit den kleinen Einzelheiten zu Hilfe kamet, welche zur Ausfüllung meiner Erzählungen dienen mußten. Niemals jedoch hat mich Eins von Euch über das befragt, was mir nach meiner Rückkehr von dieser Reise begegnet ist, wahrscheinlich weil Ihr wußtet, wie still und ruhig ich seit meiner Verheirathung die Tage meines Lebens im Schooſe meiner Familie hingebracht habe, und voraussetztet, daß ich bei meiner Heimkehr sogleich eine Frau und ein ansehnliches Vermögen gefunden hätte und daß jenen Tagen der Ruhe keine Sorge noch Widerwärtigkeit vorausgegangen sei. Indessen betrüget Ihr Euch sehr; und der Zeitabschnitt, der unmittelbar auf meine Reise folgte, war der wichtigste, und seine Merkwürdigkeiten das Interessanteste meines Lebens. Daß ich bis heute nie darüber gesprochen habe, und daß ich auch jetzt, anstatt Euch die dahin fallenden Ereignisse mündlich mitzutheilen, dies schriftlich thue, damit Ihr sie nach meinem Tode erfahren sollt, das dürfet Ihr keiner thörichten Grille zuschreiben. Dazu hatte ich triftige Gründe. Die Ereignisse, wobei mir die Umstände eine merkliche Rolle mittheilten, oder deren Einfluß so kräftig auf meinen folgenden Lebenslauf wirkte, waren der Art, daß sie theils Euern jugendlichen Verstand überstiegen, theils Eurer Großmutter zu

traurige Erinnrungen erweckten, ja ich würde sie ganz der Vergessenheit geopfert haben, wäre es nicht, daß Ihr nach meiner Ansicht in Euern reifern Jahren Nutzen und Belehrung daraus ziehen könntet. Ich habe deßhalb meine Erinnrungen, so viel als möglich, gesammelt, damit von dem, was mit den Schicksalen, welche die nachfolgenden Blätter enthalten werden, in Verbindung steht, nichts vergessen werde.

Es war im Sommer des Jahres 17.., daß ich nach einer zweijährigen Abwesenheit den väterlichen Boden wieder betrat. Ein Großonkel von mir, der zu Leyden wohnte, bei welchem ich während meiner Universitätsjahre täglich im Hause war, und der gegen das Ende meiner Studien starb, hatte mir eine ganz ansehnliche Summe vermacht unter der Bedingung, daß ich eine Reise davon nach Italien machen sollte, etwas, das er bei seinen Lebzeiten zur Bildung der Jugend für höchst nothwendig aufzustellen pflegte. Er selbst war nie weiter als nach dem Haag gekommen und er sagte immer, daß ihm dies von Herzen leid thue; gleichwohl sehe ich die Gründe noch nicht ein, welche ihn, der unverheirathet und unabhängig war, von dem zurückhalten konnten, was er andern anpries.

Verschiedene Ursachen hatten mit dazu beigetragen, daß ich länger außen blieb, als ich anfangs Willens gewesen war, und unter diesen Ursachen waren

nachfolgende die vornehmsten. Zwischen dem Handelshause Bempden van Baalen und Comp. zu Amsterdam und einem andern Handelshause zu Livorno hatte seit einer geraumen Zeit über eine verwirrte Handelsfrage ein Briefwechsel bestanden, welcher zu keiner Entscheidung führte. Da nun eine meiner Tanten in dem erstgenannten Hause einen großen Theil ihres Vermögens stecken hatte; so schrieb sie mir, ob ich etwa Gelegenheit finden würde, die Sache während meines Aufenthaltes in Italien ins Reine zu bringen. Ich hatte glücklicherweise gerade mit einem der Theilhaber der Livornoschen Firma Bekanntschaft gemacht, und zu noch größerm Glücke, seine Gunst und sein Vertrauen gewonnen, so daß ich, weniger in Folge meiner Geschicklichkeiten als Bevollmächtigter, als weil ich es mit einem redlichen Manne zu thun hatte, der Vernunft annahm, die Sache vollkommen in Ordnung zu bringen wußte, und zwar so, daß beide Parteien damit zufrieden waren. Hiermit war jedoch, wie schnell es auch ging, doch immer eine ganz lange Zeit verstrichen.

Als ich mich ein Paar Monate später in Neapel befand, begegnete ich dem Junker Ypendael, einem höchst liebenswürdigen Jünglinge, der eben so, wie ich zu seinem Vergnügen reiste und dessen Bekanntschaft mir äußerst willkommen war. Wir faßten den Beschluß, unsere Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. In Sicilien überfiel ihn eine bösartige Krank-

heit, die langwierig und wovon er nur langsam hergestellt wurde. Es versteht sich von selbst, daß ich meinen Freund und Reisegenossen nicht verließ, und ihn so treu ich konnte, verpflegte und versorgte; aber dieser unvorausgesehne Zufall verschob meine Rückkehr aufs neue.

Desto süßer war nach einem so langen Ausbleiben unser beiderseitiges Gefühl, da wir, vorerst wieder über Münster zurückgekehrt, die Muttersprache, war es auch nur in der Oberysselschen Mundart, sprechen hörten. Einen Tag später war ich Zeuge von der erwünschten Vereinigung meines Reisegenossen mit seiner Familie, die an jener Seite von Amersfort eine Ritterburg bewohnte. Ungeachtet meines ganz natürlichen Wunsches, meinen Weg ohne Aufenthalt zu verfolgen, um dasselbe Glück zu kosten, das meinem Freunde zu Theil geworden war, konnte ich seinen Bitten, diesen Tag noch mit ihm hinzubringen und an dem fröhlichen Familienfeste Theil zu nehmen, an welchem seine wohlbehaltene Rückkehr gefeiert wurde und welches, dem Ausdrucke seiner fröhlichen Aeltern zufolge, nicht vollkommen sein würde, wenn der Reisegefährte ihres Sohnes nicht zugegen wäre und sie auf die Gelegenheit verzichten müßten, mir die treue Pflege ihres Eduard zu danken, nicht widerstehen. Ich kann nicht anders sagen, als daß ich ungeachtet meine Gedanken meistentheils in Amsterdam waren, dem Mahle alle Ehre

anthat und mich an den so lange entbehrten grünen Erbsen, an dem trefflichen Rindfleische und dem duftenden Obste, das mir geboten wurde, recht weidlich ergötzte; denn welche Vortheile die Deutschen Küchen auch haben mögen, ich gab doch dem Holländischen Gerichte den Vorzug und begrüßte jeden Bissen, den ich nahm, mit demselben Vergnügen, womit ich einem lang entbehrten Freunde die Hand gedrückt haben würde.

„Wohlan, noch ein Glas Burgunder!“ rief mir der alte, dicke Handelsmann zu, während seine runden Wangen glühten von dem Glücke, das ihm die Heimkehr seines Sohnes brachte, und von den wiederholten Opfern, die dem Bacchus gebracht wurden: „Dieser Wein thut Ihnen keinen Schaden, er ist von ächtem Stock und nicht von jenen sauern Bleichert, wovon man in meiner Jugend nichts wußte und womit man uns jetzt blauen Dunst vormachen will. Wohlan, lieben Jungen! die Gesundheit Ihres Vaters! Lange möge er leben, zum Heile der Amstelschen Bürgerschaft und zur Handhabung der guten Justiz!“

„Von Herzen gern!“ sagte der älteste Bruder meines Freundes und füllte sein Glas, „und möge es ihm bald gelingen, sich jenes gefürchteten „Schwarzen Peter“ zu bemächtigen, der, wie man sagt, die zersprengte Bande des ehemaligen Jaco wieder vereinigt hat und mit ihr das Stift plündert.“

„Recht so!“ sagte Eduard lachend, „willst Du unserm Stiftischen Gerichtsverwalter diese Ehre nicht gönnen? Ist das jetzt ein Wunsch für den Erben einer Herrschaft, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit besitzt? — Doch dies bei Seite: Mutter schüttelt den Kopf und Lehnchen wird bleich, wenn wir so von Dieben sprechen. Ich lasse den Oberrichter weg, Ferdinand! und trinke die Gesundheit Deines Vaters.“

„Und diesen Trank,“ fuhr der Baron fort, als er sein geleertes Glas wieder gefüllt hatte; „weihe ich Deiner braven Mutter!“

Es war schon das dritte Mal, daß dieser gute Mann alle Glieder meiner Familie mit seinen Toasten (wie man sie jetzt nennt) durchmachte, und ich begann zu fürchten, daß die Gesundheiten der Meinen mich noch krank machen würden. Ich bat also, so bald ich mein Glas geleert hatte, um gütige Erlaubniß, mich auf mein Zimmer begeben zu dürfen, indem ich zur Entschuldigung vorwandte, daß ich den folgenden Tag frühzeitig aufbrechen müsse, wenn ich noch mit dem Abende zu Hause sein wollte.

„Es bleibt denn also Ihr fester Entschluß, uns morgen zu verlassen?“ fragte der alte Herr.

„Ihre Edeln können Selbst beurtheilen, ob ich meinen Aufbruch länger aufschieben darf.“

„Der junge Herr hat Recht,“ sagte Mefrau von Ypendael; „und wie gern wir seine Gesellschaft

würden länger genießen wollen, so dürfen wir ihn doch nicht gegen seinen Willen hier behalten, da wir an unsern eigenen Herzen fühlen können, wie sehr seine Familie nach seiner Rückkehr verlangen muß. Wir würden es auch nicht hübsch gefunden haben, wenn man unsern Eduard länger von Hause abgehalten hätte." — Mit diesen Worten drückte sie ihrem zurückgekehrten Lieblinge die Hand.

„Du hast wohl Recht, Mutter!" sagte dieser, und umarmte sie; „ich finde mich nun so glücklich, und sollte ich denn meinen Freund hindern, sobald als möglich dasselbe Glück zu genießen?"

„Und wie gedenken Sie die Reise zu machen?" fragte mich der Baron.

„Mein Plan ist, bis Naarden zu Fuße und dann mit der Schuite zu gehen."

„Zu Fuße!" fiel der alte Herr lachend ein. „Sie haben, dünkt mich, auch den Grundsatz: Eile mit Weile. Verkehrt! Wäre ich an Ihrer Stelle, und der Sohn eines reichen Amsterdamer, ich nähme bei Jahn Staffels zu Amersfort einen Wagen mit flinken Rossen; und dann: vorwärts Kutscher! Die Peitsche zur Hand und doppelt Trinkgeld, wenn er sich doppelt beeilt."

„Ich glaube," bemerkte der älteste Sohn lächelnd, „daß unser Freund Ferdinand ein kleiner Heuchler ist und als ein Apostel zu seinem Vater nach

Hause kommen will, um ihn auf den Gedanken zu bringen, daß er auf seiner ganzen Reise immer mit seiner Equipage so sparsam gewesen sei.“ —

Ich lächelte und schwieg, denn ich hielt es für unnöthig, die wahren Gründe meiner Handlungsweise auseinander zu setzen, nämlich, daß ich nicht mehr Geld genug bei mir hatte, um die Kosten eines Fuhrwerkes zu bestreiten. Denn von dem letzten, mir nach Münster geschickten Wechsel hatte ich in dem Wahne, dasjenige, was ich noch an baarem Gelde übrig hatte, würde hinreichend sein, mich nach Amsterdam zu bringen, keinen Gebrauch gemacht. Es ergab sich jedoch, daß ich mich verrechnet hatte; aber ich war jetzt zu stolz, oder zu ängstlich, als daß ich von meinem Gastherrn hätte Geld leihen wollen, und war eben so wenig geneigt, ein Fuhrwerk auf Credit zu nehmen und bei meiner Heimkehr den Vater damit zu begrüßen, daß er den Wagen bezahlen möge. Denn dies, dacht' ich, dürfte ihm einen schlechten Begriff von meiner Oekonomie beibringen, und er war gerade kein Freund von unnützen Geldverschwendungen. Obschon ich glaube, in diesem Falle würde er über die Kosten eines Fuhrwerkes nichts bemerkt haben, so wollte ich mich doch nicht ein Mal einer Ermahnung aussetzen. Ueberdieß kannte ich den sandigen Weg von Amersfort bis Naarden, und ich wußte sehr wohl, daß wir, trotz des Lobes, mit welchem Herr von Ypendael

die Pferde Jan Staffels pries, die größte Hälfte würden gehen müssen, und daß ich deßhalb mein Ziel zu Fuße eben so schnell, und gewiß auf eine viel angenehmere Weise erlangen würde.

„Nun," sagte der Baron: „des Menschen Sinn, des Menschen Leben; — aber die Strecke ist doch ziemlich weit, um ganz zu laufen; wir werden Sie von hier bis Amersfort fahren lassen! . . . Ich denke, daß sich Eduard wohl damit befassen wird, wenn ich ihn freundlich darum ersuche."

Dies Anerbieten war zu höflich, als daß ich es nicht hätte annehmen sollen. Nach dem Abschieds-Trunke, der noch mit einem Glase Cognac beschlossen wurde, welches Herr von Ypendael seine Schlafmütze nannte, wurde es mir vergönnt, mich zu empfehlen.

Folgenden Morgen um fünf Uhr, während die ganze Familie noch in den Armen der Ruhe lag, saß ich mit Eduard schon in einem Wagen, der mit zwei raschen Harttrabern bespannt war, die uns mit einer rühmlichen Schnelligkeit nach Amersfort brachten. Nachdem wir uns gegenseitig zu wiederholten Malen Gesundheit gewünscht und Briefwechsel versprochen hatten, nahmen wir Abschied. Er kehrte mit seinem Wagen zurück in der Hoffnung, die Familie am Frühstück zu finden, und ich zog einsam meinen Weg, der zwischen angenehmen Wäldchen auf beiden Seiten hinlief, fürbaß.

Es war ein herrlicher Morgen; ja selbst für einen Fußgänger allzu schönes Wetter. Es war wenig oder gar kein Wind; die Luft fing an, je weiter der Tag hinkam, mehr heiß und drückend zu werden und war mit jener Art dichten Nebels geschwängert, welcher nicht selten das Vorzeigen von einer Veränderung im Dunstkreise ist. Gegen Nordwesten thürmten sich dicke Wolken auf einander, und einige Seevögel, die kreischend herum schwärmten, schienen als so viele Boten ausgesendet, um dem Landmanne unstetes Wetter zu verkünden. Die Sonne war blutroth und ihre Strahlen, stechend wie Nadeln, hatten den Sand des lockern Fußweges gleichsam zu glühender Asche umgeschaffen. Ueber meine Wangen perlten stromweise große Schweißtropfen herab, und wenn ich das Auge auf die fernen Regenschauer richtete, sah ich dem Regen, welcher die lechzende Erde laben und meinen Pfad etwas gemächlicher machen würde, mit Wohlgefallen entgegen. In dieser Erwartung ging ich jedoch ruhig vorwärts, und ich glaube ohne Eitelkeit sagen zu können, daß jeder Landmann, der mich mit einem festen und gleichen Schritte an seiner Meierei vorübergehen sah, wohl leicht merken konnte, daß eine Fußreise keine ungewöhnliche Sache für mich war, und daß ich das Ungemach nicht scheute, wovon sie gemeiniglich begleitet ist. Ich vergaß denn auch die Mühseligkeiten des Weges, so oft ich mich erinnerte, daß jeder

Schritt, den ich that, mich den Gegenständen meiner kindlichen Liebe näher bringe, meinen geliebten Brüdern und Schwestern, den Freunden meiner Kindheit und dem theuern Amsterdam, welches ich in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Angenehme Gedanken bringen bei dem unverdorbenen Menschen immer Wohlwollen hervor; ich wenigstens fühlte mich immer mehr gestimmt, Alles, was mir entgegenkam oder begegnete, mit Herzlichkeit zu behandeln. Für jeden Bauer, oder Tagelöhner, der längs des Weges seine Sommerarbeit verrichtete, hatte ich meinen freundlichen Gruß, und ein Paar Pfennige für jedes Kind, das barfuß vor mir hinlief und über die Gräben stolperte, um meine Mildthätigkeit zu erwecken; und einen Scherz für jedes frische Landmädchen, das mir entgegen kam und bisweilen noch, nach dem ich schon lange vorüber war, sich umsah mit jenem halb verwunderten, halb spöttischen Lachen, welches jede einigermaßen fremde Kleidertracht bei unsern Landsleuten zu erwecken pflegt. Und in der That, ich muß bekennen, daß mein äußerlicher Putz nicht von der Art war, daß ich groß Rühmens davon machen konnte, und in den Augen derer, die den Mann lediglich nach dem Gewande beurtheilen, gegen die nette und prächtige Kleidung der Stadtbewohner jener Zeit sehr abstechen mußte; ja, daß ich für den ersten Blick viel hatte von einem einfältigen Hausirkrämer. Der Stoff meines Gewandes war fein, aber leider! durch

langen Gebrauch so abgenutzt, daß nichts von demjenigen, was ich trug, Kunde gab, daß es jemals neu gewesen sei. Mein Spanischer Hut mit breiten, schlaffen Krempen, die mir als Sonnenschirm dienten, war von Leder, das einst schwarz gewesen war, aber durch Sonne und Regen eine rosenrothe Farbe angenommen hatte, und war hie und da mit einzelnen braunen und gelben Flecken getigert. Mein Rock von ausländischem Schnitte und ohne Tressen und Borden, hatte ebenfalls von dem Einflusse der Luftbeschaffenheit gelitten und trug überdies die Merkmale langer und treuer Dienste; denn mancher Knopf hatte seinen Posten verlassen, und an den Ellnbogen und Aufschlägen sah man kahle Stellen von ganz anderer Farbe als die, welche den Grund des Stoffes ausmachte. Die Weste, die von weißer Seide war, mit grüner Fleckseide bordürt, hatte ganz das Ansehen, als ob sie von einer Auction auf dem Nordmarkte abstamme; aber darunter blinkte, was ich immer gewohnt gewesen bin, als das ächte Merkmal eines gebildeten Mannes anzusehen, nämlich das reinste Linnenzeug, daß, Dank sei meiner Mutter, die es aus zwanzig Stücken ausgesucht hatte, so fein war, als man irgend bekommen konnte und so blank als es die treibenden Staubwolken, wovon meine weißen Strümpfe und hohen Schuhe bereits mit jener röthlichen Farbe bedeckt waren, die dem Sande in diesen heißen Strecken eigen ist, zuließen.

Eine Kleidung, wie die meine, war nicht geeignet, einen Straßenräuber in Versuchung zu bringen; ich hatte denn auch die Pistolen und den Degen, die mich auf meinen Ausflügen in Deutschland treu begleiteten, bei meinem Gepäck gelassen, welches mit dem Packwagen von Deventer nach Naarden ging, und meinte gegen die Gefahren, die ich von Amersfort bis Naarden zu fürchten haben möchte, und worunter ich die Begegnung eines tollen Hundes als die ärgste ansah, hinlänglich durch meinen Stock gesichert zu sein, den ich auf der rechten Schulter trug und woran ein Paquetchen hing, das aus meinem Nachtzeuge und einigen andern uuentbehrlichen Bedürfnissen bestand und in ein buntes Tuch zusammen gebunden war.

Ich bleibe absichtlich bei diesen Sonderbarkeiten stehen, die vielleicht unbedeutend erscheinen, deren ich aber doch zum bessern Verständnisse des Folgenden erwähnen zu müssen glaube. Ich darf (denn in meinem Lebensalter kann es keiner Eitelkeit zugeschrieben werden) — noch dies hinzu fügen, daß, wenn meine ausländische und dürftige Kleidung den Mädchen ein Lachen abzwang, es mir bisweilen vorkam, als ob ihnen meine Person selbst nicht mißfiel. Ich war von Gestalt groß und stark, mein kräftiger Körperbau gab mir, obschon ich wirklich jünger war, das Ansehen), schon über die Fünf und zwanzig hinaus zu sein; mein Gesicht, obgleich durch den Einfluß

der Sonne und der Luft gebräunt, prangte mit dem frischen Roth der Jugend und Gesundheit; meine Zähne, die ich bis heute gut erhalten habe, hatten damals überdies das Vorrecht, glänzend und regelmäßig zu sein; und nach dem Zeugnisse Anderer waren meine hellbraunen Augen nicht ganz ohne alle Lebendigkeit und unterschieden sich wenigstens durch einen nicht unangenehmen Ausdruck von guter Laune und Gutmüthigkeit. Was meine Haare betrifft, (sie waren blond, und obgleich leider! bestimmt bei meiner Ankunft in Amsterdam durch die Schaar der Friseurs abgemähet zu werden und einer gekräuselten Peruque Platz zu machen), so wogten sie an jenem Morgen noch in ihrem natürlichen Zustande über meine Schultern und machten mich als einen Abkömmling von ächter reiner Nordischer Raçe kenntlich.

Ich ging denn, wie gesagt, fröhlich weiter in der festen Ueberzeugung, zeitig genug nach Naarden zu kommen, um von da mit der letzten Schuit nach Amsterdam abgehen zu können. Ja es war noch früh am Morgen und die Strecke nach genannter Festung nicht so groß, daß ich dieselbe bequem zurücklegen konnte, und zwänge mich selbst ein Regenschauer, Ermüdung, oder Hunger, hie und da unterwegs ein Stündchen einzukehren.

In Betreff der drei letztgenannten Ursachen von Aufenthalt zeigten sich gar bald Spuren. Ich hatte

bei meiner Abreise von der Ritterburg nichts genossen, weil es mir noch zu früh war und zu Amersfort hatte ich mich begnügt, eine Herzstärkung gegen die Morgenluft zu nehmen. Nicht ohne innige Freude bekam ich also die Thurmspitze von Zoest zu Gesichte, und mein Beschluß war sogleich gefaßt, in diesem Dorfe einen Augenblick auszuruhen und einige Erfrischungen zu nehmen.

Bald vergönnte mir eine Krümmung, welche der Weg dort machte, die ganze Kirche zu sehen und mich an dem Anblicke des lachenden und lieblichen Schauspieles zu ergötzen, das sich von jener Seite eröffnet. Der alte und ehrwürdige vierseitige Thurm mit seiner hohen Spitze, beschienen von dem hellen Lichte der Morgensonne, stach gegen die dunkle Luft im Hintergrunde und gegen die grünen Bäume, die das Gebäude umringten, blendend ab; der hügelartige Boden dagegen, der mich noch von dem Dorfe schied und mit goldgelber Gerste, oder schneeweißem Buchweizen bedeckt war, trug nicht wenig dazu bei, die Annehmlichkeiten dieser Landschaft zu erhöhen. Ich war nie ein Enthusiast, aber der Anblick der schönen, einfachen Natur hat immer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und auch jetzt fühlte ich mich getroffen, ohne selbst zu wissen, warum; ich kam in eine stille, ehrerbietige Stimmung und wischte, da ich ins Dorf eintrat, eine Thräne vom Auge.

Diese Gemüthsstimmung war jedoch bald gewichen, als ich das vornehmste Gasthaus ins Auge bekam. Dieses befand sich auf dem Winkel eines Kreuzweges, welchen die Hauptstraße mit einem Seitenwege bildet und war an dem ausgesteckten eisernen Schilde, daß reichlich mit Verzierungen versehen war und einen gemalten Schwan zum Sinnbilde führte mit der gewöhnlichen Unterschrift: „Frei Wein und Zubehör," leicht kenntlich. Einige Krippen, welche dem Eingange gegenüber standen, und ein hölzerner Stall, der neben dem Hause aufgeschlagen war, gaben überdies zu erkennen, daß man hier sowohl zu Fuße, als zu Pferde willkommen war und Erfrischung bekommen konnte. Auch sah ich wirklich eine nicht geringe Anzahl Bauernwagen und Karren ausgespannt auf dem Hofe stehen, während ein magrer alter Gaul beschäftigt war, seinen Hunger zu stillen mit dem frischen Grase, das ihm in einer der vorgesetzten Krippen vorgelegt war. Genanntes Thier war vor eine altmodische Kutsche gespannt, die mit einer leinene Plane überzogen war, und an welchem Fuhrwerke ein großer Mann lehnte. Sein Gesicht war von mir abgewendet und überdies von einem Hute mit herabhängenden Krempen überschattet, der einige Familienzüge hatte von dem meinigen. Ein langer rother Mantel mit einem Stehkragen bedeckte seine Glieder und glänzte in der Sonne, wie ein feuriger Ofen. Er schien leise mit

Jemandem, der sich auf dem Karren befand, zu schwatzen; diesen konnte ich jedoch nicht sehen', weil ich mich dem Fuhrwerke von hinten näherte. Uebrigens kann ich nicht sagen, daß ich danach sehr neugierig war, zumal meine Gedanken für den Augenblick mehr mit dem Frühstücke, welches ich in dem Gasthofe zu genießen beabsichtigte, als mit dem Reisenden beschäftigt waren, der sich davor befand. Ich würdigte denselben auch nur eines oberflächlichen Blickes, während ich mich beeilte, die Hand an die Thürklinke zu legen und in den Gasthof einzutreten.

Zweites Kapitel.

Vorfälle in und vor dem Gasthofe zu Zoest.

Ich fand hier mehre Personen bei einander, als ich um diese Tageszeit erwarten konnte. Die Kirchenglocke hatte ja eben erst Neun geschlagen, und es mußte also ein besonderer Grund vorhanden sein, welcher die im Gasthofe anwesenden Leute zu einem Zeitpunkte dahin gelockt hatte, wo man sie vielmehr an ihrer Arbeit erwartet hätte. Es war also natürlich, daß ich, nach einem allgemeinen guten Morgen, an den Schenktisch trat und der daselbst Wacht hal-

tenden Tochter des Hauses, (einer frischen, flinken Dirne von etwa zwanzig Jahren, welche scheinbar mit ihrer Sonntagskleidung aufgeputzt war, mit silbernen Ohrringen und einer Halsschnur von dicken Blutkorallen) die Bemerkung machte, daß sich schon gar früh Volk im Gasthause eingefunden habe.

„Das glaube ich wohl, Kaufmann!" antwortete das Mädchen, während sie, ohne sich nach mir umzusehen, fortfuhr, ein Paar hohe Gläser mit schäumendem Biere zu füllen; „Sie werden es wohl auch gerochen haben, was heute hier los ist."

Ich war im Begriff, ihr meine völlige Unkenntniß von der Ursache der Vereinigung zu erkennen zu geben, da fiel mir ein Papier in die Augen, welches nach der mit Mennige angestrichnen Wand hin an einem Pfeiler hing und worauf eine Korngarbe als Titelvignette und die Worte „Sagt es weiter" in großen Buchstaben als Unterschrift prangten. Ich begriff also, daß hier eine Kornversteigerung, oder etwas Aehnliches Statt finden mußte und verlangte, ohne meine Untersuchung weiter fortzusetzen, ein Butterbrod mit Käse und ein Glas kalte Buttermilch. Darauf wendete ich mich um und setzte mich, in Erwartung des Bestellten, an dem untern Ende einer langen Tafel nieder, die gegen das Fenster hin gestellt war und nahm die Anwesenden in Augenschein.

Kaum hatte ich jedoch die Zeit gehabt, aufzumerken, daß das obere Ende der Tafel von einem dicken, wohl genährten Landmanne eingenommen war, dessen gründamastene Weste mit blauem, geräumigen Rock von brauner Serge und silberne Hosenschnallen anzeigten, daß er zu den vermögendsten seines Standes gehörte. Mein Nachbar gegenüber sah dagegen ziemlich dürr und verlaufen aus — da gellten meine Ohren von einem piependen Geschrei: „Pfeifendeckel! Pfeifenräumer! Suchen doch nur aus, Kaufmann! Ich habe heute noch kein Handgeld gehabt, so wahr Se gesund bleiben sollen!“

Ich wandte mich um und sah einen Judenkrämer hinter mir stehen, auf den ich noch nicht geachtet hatte. Wahrscheinlich hatte er in einem Eckchen oder am Kamin gesessen und war bei meiner Ankunft aufgestanden, um zu sehen, ob er mir etwas verkaufen könne.

Ich danke, Freundchen!“ sagte ich ihm mit einem flüchtigen Blicke, „ich habe nichts nöthig“ und drehte mich, um ihm so viel als möglich zu zeigen, daß ich nicht Willens sei, mich weiter mit ihm aufzuhalten, wieder von ihm ab, und unterstützte meinen Kopf, indem ich die Ellnbogen auf die Tafel stemmte, mit beiden Händen, in der Haltung dessen, der nicht verlangt gestört zu werden.

„Nä doch!“ sagte der Jude, der die dünnen, magern Finger seiner rechten Hand, welche die Kett-

chen von einem Dutzend Pfeifendeckel festhielt, durch die Oeffnung zwischen meinem Kopfe und meinem Arme hinstreckte und mir flach vor die Nase brachte; „lassen's Sich doch nur ein Dutzend verkaufen. Keinen Kreuzer in der Tasche, so wahr Se sollen gesund bleiben und ich muß heute noch weit reisen."

Ich wußte aus Erfahrung, wie wenig es hilft, sich über dergleichen unbescheidene Zudringlichkeiten zu erbosen oder dagegen zu sprechen, und begnügte mich damit, meine Hand zu beugen und durch eine Art Contramanöuvre zwischen mein Gesicht und zwischen die Hand des Krämers zu bringen, wodurch ich die Pfeifendeckel wieder von mir entfernte.

„Nà! Stoßen Se mich auch zurück, darum solln Se doch gesund bleiben," entgegnete der Jude, mit der Ausdauer, die Leuten seines Berufs eigen ist: „Müssen Se nech à Almenachenje haben? Kene Scheere, Messer, Bleistifte?" Und an Statt seiner Hand wußte er nun das ganze Männchen, das er vor sich trug, gegen meine Brust hinzuarbeiten, so daß ich mich wohl genöthigt sah, mich ganz nach ihm zuzukehren und ihn freundlich zu ersuchen, mich in Frieden zu lassen. „Wahrlich, guter Freund!" sagte ich, „ich habe von Euerm Krame nichts nöthig, ich bin ja selbst nur ein armer Reisender und werde noch Mühe genug haben, um mit dem wenigen Gelde, das ich bei mir habe, auszukommen und die Stadt zu erreichen."

Mit diesen Worten hatte ich den Juden genauer angesehen und meinte mich jetzt dunkel zu erinnern, daß ich ihm früher, wahrscheinlich wohl zu Amsterdam, begegnet war. Ich hielt mich bald überzeugt, diesen Mann mit dem olivenfarbigen Gesichte, der hohen schmalen Stirn und diesem braunen, gelappten Talar von Say mehr gesehen zu haben; aber nie zuvor hatte ich auf die schwarzen und lebendigen Augen geachtet, die beim Anhören meiner Rede einen lächerlichen Ausdruck von Unglauben annahmen, während seine dünnen Lippen sich zu etwas verzogen, das einem Lächeln glich.

„Geh'n Se!" sagte er," Se spotten doch nur damit. Se sollten kein Geld haben? Ná doch, es thut nichts dazu. Seh'n Se, hoben Se ken Geld, so hob'n Se Kredit, und das ist viel gesagt in dieser Zeit des Actienhandels! Da hab'n á Dutzendchen; Se werden mich morgen, oder übermorgen wohl bezahlen, wenn Se in die Stadt zu stehen sein gekommen, das weiß ich ja am besten. Simon hat Kredit für Ihres Vaters Söhnchen."

„Heute, oder Morgen ist dasselbe," sagte ich, und schob ihm die Pfeifendeckel, die er auf die Tafel gelegt hatte, wieder zu; „ich rauche nicht."

„Nicht, Kaufmann?" fragte der Wirth, ein dicker, starkgebauter Kerl, mit einem fröhlichen Gesicht, der eben im Keller gewesen war, in dem Augen-

blicke hineinkam und mit einer Pfeife in der Hand auf mich zu trat: „ich wollte Ihnen eben eine Pfeife anbieten.“

„Ich danke Ihnen,“ sagt' ich (denn obgleich ich später diese Gewohnheit wieder angenommen habe, so hatte ich auf meiner Reise, aus Mangel an gutem Tabak, das Rauchen ausgesetzt) „aber ich habe etwas zu Essen und zu Trinken bestellt, sollte das bald fertig sein?“

„Zu denn, Miendchen!“ sagte der Wirth sich umkehrend; „wo bleibt das Frühstück für den Kaufmann?“

„Sogleich,“ antwortete die Tochter; „wollen Sie einen Zwieback dazu haben, Kaufmann? oder wünschten Sie lieber geräucherte Ochsenzunge?“

„Wohlan!“ versetzt' ich, „laß uns ein Mal von beiden versuchen; mach mir nur zwei.“

„Messer! — Scheeren! — Korkzieher! — Kämme!“ — fuhr der Jude fort mit einer Pause zwischen jedem Gegenstande, den er hernannte; „oder .... wollen Se lieber kurieusere Waare; Se sind doch ein gestudirter junger Mensch ... seh'n Se, hab auch schöne Büchelchen; hier ist der Harlekin Hacksinischt! ... daß Lustspiel von Khinkampuis. *)

*) Arlequin Actionist: Quicampoix, oder de Windhandelaars, Lustspiel von Langendyk.

Die letzten Worte Saco's, da er auf dem Schafot stand."

Es war keine Möglichkeit, von ihm loszukommen, ohne in den Beutel zu greifen. Ich ließ mich also überreden, mir einen Korkzieher anzuschaffen, wäre es auch nur, um sagen zu können, daß ich ein Griechisches Testament von einem Juden gekauft hätte. *) Der Kauf war schnell geschlossen und ich bezahlte ohne zu handeln den verlangten Preis, obgleich er den innern Werth des Gegenstandes weit überschritt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß mir der Krämer mit keinen weitern Anerbieten mehr lästig fallen solle. Meine Edelmuth gereichte mir nicht zum Schaden, wie man sogleich ersehen wird.

„Viel Glück damit!" sagte Simon, indem er mir den gekauften Gegenstand einhändigte; „aber geben Se Acht," fügte er flüsternd hinzu, „daß Se zum Frühstück ein Messer verlangen und Se nicht das nehmen, das da steht."

„Wie!" sagte ich mit einiger Verwunderung; aber, da ich mit den Augen dem Blicke des Rathgebers folgte, fielen sie auf ein Messer, welches mein Nachbar, dessen ungünstiges Aussehen ich so eben erwähnt habe, kurz zuvor mit der Spitze mitten auf die Tafel gesteckt hatte. Zu gleicher Zeit erinnerte

*) Man weiß, daß Studenten einen Korkzieher mit diesem Namen zu benennen pflegen.

ich mich, mehrmals gehört zu haben, wie manche Liebhaber von dem edeln Messerfechten, besonders in Erm- und Groiland, gewöhnt sind, ihre Messer in den Gasthöfen und Schenken an einem sichtbaren Orte aufzuhängen, oder auf die Tafel zu stecken und den unkundigen, oder unvorsichtigen Fremdling, der sich deren bedienen wollte, oder nur eben danach sehe, zu einem Gefecht herauszufordern. Ich dankte also mit einer fast unmerklichen Verbeugung dem Juden für seine zeitige Warnung, die mir den für den Korkzieher bezahlten Preis hinlänglich aufzuwiegen schien. Ich fühlte nachher das doppelte Gewicht davon, als ich, nachdem mir Miencken mein Frühstück auftrug und ich ein Messer dazu verlangte, auf dem Gesichte meines Nachbars einen Zug von Unzufriedenheit aufsteigen sah. Ich habe diesen bösen Buben noch nicht beschrieben, und doch verdient er wohl, daß ich einen Augenblick dabei stehen bleibe. Er hatte, wie ich schon mit einem einzigen Worte andeutete, ein abscheuliches Aussehen: lange, schlichte Haare, deren Farbe man rathen mußte, hingen ihm unter einer rauhen Mütze hervor auf die Schultern; seine Augen hatten den heimtückischen Blick der Hyäne und waren fast ganz ohne alle Augenbraunen und Augenwimpern; sein großes Maul, daß, durch die Gewohnheit, eine kurze Pfeife beständig auf der einen Seite zwischen die Lippen zu klemmen, ganz schief gezogen war, öffnete sich bisweilen zu einem

grinzenden Lachen, das einen höchst unangenehmen Eindruck machte; ob unser Gesell übrigens eine Nase hatte, oder nicht, hätte mit Recht zum Gegenstande einer Streitschrift dienen können, so viel Nähte und Kreuzlinien von Narben (Ueberbleibsel von frühern Gefechten) vereinigte das Formlose Stümpfchen über dem Maule mit den Backen und der Oberlippe. Dies liebenswürdige Wesen war halb bäurisch, halb matrosenartig gekleidet, mit einer blauen Büffeljacke, voll Lappen und Winkelhaken, einer Weste ohne Knöpfe, welche die rauh bewachsene Brust ganz bloß ließ, einer weiten Fischerhose, die durch einen schwarzledernen Gürtel getragen wurde, worin eine Messerscheide von Seehundsfell stak, mit wollnen Strümpfen und Holzschuhen an den Füßen.

Wahrscheinlich hatte er erwartet, daß ich ihm die Gelegenheit zu einer kleinen Schneidpartie verschaffen würde und lauerte schon, wie ein Tiger in seinem Hinterhalte, ob ich auch unbedachtsamer Weise die vor ihm aufgepflanzte Waffe angreifen würde. Da es nichts dergleichen gab, so schien mir wenigstens seine Täuschung zu groß zu sein, als daß er würde schweigen können. Der Ausdruck, den sein Gesicht annahm, weckte meine Aufmerksamkeit und zog mich ganz von dem Gespräche ab, das Meister Roggeveld führte, der eben im Begriffe war zu erzählen, wie er von Peter dem Großen zehn glatthaarige Kühe à Stück 80 Fl. gekauft hätte. Der

Matrose nahm das Pfeifchen aus dem Maule, blies eine dicke Rauchwolke weg, schüttete das Glas Branntwein, das er vor sich stehen hatte, in Einem Zuge hinunter und fragte mich nach dieser Vorbereitung, warum ich mich nicht des Messers bedient hätte, das vor mir stecke.

Ich antwortete ihm in einem gleichgültigen Tone, „ich hätte es nicht gesehen, und überdies habe ich gern ein Messer für mich allein." Nach diesen Worten aß ich weiter, ohne den Burschen weiter anzusehen.

„Nicht gesehen!" wiederholte er mit einem gemeinen Fluch; „und wo hattest Du denn Deine Guckekasten so eben hingerichtet? 's ist mein Messer, zum T...!" fuhr er fort, mit der geballten Faust auf die Tafel schlagend, und steigerte seine Stimme immer mehr, als dächte er, mir damit Schrecken einzujagen; „und wer danach guckt, der kann mit mir an den Gang kommen, da wird nichts draus, zum T....! Du hast danach gesehn und wenn Dein Butterfladen h'nein ist, dann werden wir ein Mal sehen, ob Du Stich halten kannst."

Diese Herausforderung erweckte bei den anwesenden Bauern, die in guter Eintracht beisammen saßen, und über den Preis des Getreides und anderer Gegenstände ihres Faches sprachen, eine plötzliche Stille. Aller Augen richteten sich auf den Matrosen (denn

dafür mußte ich ihn an seiner Sprache erkennen) und dann auf mich, mit dem Interesse, welches ein Zank wie dieser zu erwecken, niemals unterläßt; ja ich glaube, Mancher freute sich schon auf das Vergnügen, das ihm ein ächt nationales Messergefecht verschaffen würde. Ich muß jedoch zu ihrer Ehre sagen, daß ich hie und da einem Blicke wohlwollenden Mitleidens begegnete und auf manchem Gesichte lesen konnte, daß man mich dem geübten Kempen, der mich herausgefordert hatte, nicht gewachsen achte. Was mich betrifft, mir war, wie man denken kann, nicht sehr wohl zu Muthe; ich sah jedoch ein, daß ich so ruhig als möglich bleiben müsse, um den Sturm durch muthige Unerschrockenheit abzuwenden. Ich leerte erst mein Glas und sagte dann in einem Tone so ruhig, als möglich, daß ich nicht die geringsten Gründe zu einem Gefechte sähe, da ich nicht wisse, Jemanden mit Worten, oder Thaten beleidigt zu haben. Meine Worte wurden von den anwesenden Bauern wohl aufgenommen, wenigstens entstand ein beifälliges Gemurmel. Der Landmann, der am obern Ende saß, nickte mir freundlich zu und sprach darauf zum Schiffer: „Was hat Euch dieser Kaufmann gethan, Andreas Matthyssen!" fragte er, „daß Ihr mit ihm vors Messer wollt?"

„Wohl, Meister Roggeveld!" sagte Andreas, und ließ einen Fluch auf den andern folgen, welche ich, um keine zarten Ohren zu beleidigen, nur mit

einem — andeuten werde. „Dieser Kaufmann guckt nach meinem Messer und giebt obendrein eine brutale Antwort. — Soll ich mich von so'n für'n Narren halten lassen? — Aber weil er nur noch ein dummer Bauernlümmel ist von einem Jungen, will ich ihn — nicht zu hart behandeln und wenn ich ein einziges Halbmondchen über seinen Backenbart gezogen, segeln lassen; aber aufstehen soll er."

Und mit einem Male stand er auf, trat auf mich zu und wollte mich am Kragen fassen; ich war jedoch auf meiner Hut und rückte, da ich sowohl ein Faust= als ein Messergefecht vermeiden wollte, bei seinem Annähern mit meinem Bänkchen zurück. „Gieb Acht!" sagt' ich, die Arme kreuzend und ihm steif ins Gesicht sehend; „rühr' mich nicht an, oder es dürfte schlecht mit Dir ablaufen. Ich suche keinen Zwist, aber es würde Dich gereuen, wenn Du mir etwas zu Leide thätest."

„Was würde mich reuen, Du feiger Sandhase?" schnaubte Dries, während er immer heftiger wurde, mir zu. „Ich will Dich lehren, ordentlich Flagge streichen. Auf! sag' ich Dir; da Du so sprichst, will ich einmal sehen, ob ich keine Frickedellen aus Deinem Vorgebirge schneiden kann."

Mit dieser Drohung streckte er nochmals die Hand aus, um mich zu zwingen, meinen Platz zu verlassen und mit ihm ans Schneiden zu gehen.

Ich muß bekennen, daß ich meinen Zustand höchst unangenehm zu finden begann; denn ich sah in dem Gedanken, zu meinen Aeltern ohne Nase heimzukehren, nichts Schönes, und wo ich die Blicke hinrichtete, bemerkte ich bei den Bauern keinen Zug, sich mit in den Zwist einzulassen; sie waren dazu entweder zu feig, oder zu neugierig, wie es ablaufen würde, und rauchten mit einer fatalen Kaltblütigkeit ihre Pfeifen fort und schlürften ihren Trank aus.

Es kam jedoch Hilfe von einer andern Seite. Simon, der Jude, hatte sich bei Driesens ersten Worten mit einem ängstlichen Gesicht in eine der Ecken des Vorhauses zurückgezogen und, als der Zwist ernster wurde, sich an der Mauer nach dem Schenktische hingedrückt, wo er Minchen, die, obgleich wahrscheinlich an dergleichen Auftritte gewöhnt, einigermaßen bestürzt sah, einige Worte ins Ohr geflüstert hatte. Das Mädchen war hierauf sofort zu ihrem Vater gelaufen, der eben mit einigen frisch gezapften Krügen aus dem Keller kam. Wiewohl dieser sich sonst wahrscheinlich selten um einen derartigen Spectakel bekümmerte, weil er wohl wußte, daß meistentheils eine gute Zeche darauf folgte; so schien er doch über die geheime Mittheilung, welche sie ihm machte, gewissermaßen verlegen.

„Wie sagst Du?“ . . . fragte er halblaut; „der Sohn des . . .“

Minchens Antwort war so leise, daß ich nur die Worte. „Oberrichter, Amsterdam,“ verstehen konnte, woraus ich schloß, daß ihr Simon erzählt hatte, wer ich sei.

„Und sagte dieser Schmull das?“ fragte der Wirth wieder; „dieser Kaufmann da, der Sohn des ...“ und er sah Simon an, der sich bebend hinterm Kamin niedergekauert hatte, die Wahrheit des Gesagten mit einem wiederholten Kopfnicken bestätigend.

„Das fordert Ueberlegung,“ sagte der Wirth, sich hinter den Ohren kratzend und übergab Minchen die Krüge. „Diese Herrn in Amsterdam haben Arme, die weit reichen und die würden es mir anstreichen, wenn ich einen von ihrer Brut ins Salz hauen ließ. Ei was, Freund Dries!“ rief er auf ein Mal, indem er seine breite Hand auf die Schulter des Zänkers legte gerade in dem Augenblicke, als dieser, nachdem er mich verlassen hatte, um seinem Nachbar zu erzählen, wo er mich packen würde, sich aufs neue in Stand setzte, mir auf den Leib zu rücken.

„Nun! Was wollt Ihr?“ fragte Dries sich unwillig umkehrend.

„Was ich will?“ versetzte der Wirth, seine schwerleibige Gestalt zwischen uns beide hinstellend, „ich wollte, daß Du diesen Herrn hier mit Frieden ließest. Der Mann hat Dir ja keinen Strohhalm

in den Weg gelegt! Setz Dich und trink Dein Säftchen; Du siehst ja, daß es Dein Schlag nicht ist."

„Der Wirth spricht als ein verständiger Mann," fiel Meister Roggeveld bei, der eben seine Pfeife umdrehte; „Du würdest in dem Falle keine Ehre damit einlegen, gegen diesen Kaufmann zu fechten, und ich versichre Dir auch, wir hätten es nie soweit kommen lassen, in diesem Falle. Ich war nur ein Bischen neugierig, wie er sich halten würde; aber ich muß sagen, er war auch nicht bange, in diesem Falle!" Zu dieser Erleichterung fügte er einen schmeichelnden Bückling.

„Ei! ei!" sagte Dries mit einem frechen Blicke auf den Wirth; „Ihr werdet auch so viel Kunden kriegen, als auf der Spitze der Bramstange stehen können, wenn Ihr's so anfangt, und einen Mann, der so wie ich ein ächtes Goijerkind ist und noch überdies alle Inseln von Westindien so gut kennt, als Ihr den Weg nach Euern Keller, hindern wollt, eine kleine ehrliche Fechtpartie zu haben. Des Landes Weise, des Landes Ehre! sag' ich und versichere Euch, daß Ihr mein Gesicht auch zum letzen Male sehet, wenn das so gehen soll."

Bei dieser Drohung mußte ich in mir selbst lachen; denn ich dachte, daß dem Wirth an einen Kunden wie Dries, dessen Aeußeres keine sehr gefüllte Börse verrieth, gerade nicht sehr viel gelegen

sein würde. Ich betrog mich jedoch, wenigstens demzufolge, was der Wirth hierauf entgegnete.

„Geh! geh!“ sagte er, indem er Driesen freimüthig auf die Schultern klopfte; „so mußt Du jetzt auch nicht sprechen. Du weißt, daß ich eine ehrliche Schneidpartie so gern sehe, als eine andere; aber dann muß es Alles fein gutwillig zu Werke gehen, so daß Schulze, oder Richter nichts darin zu sagen hat. Du weißt ja selbst am besten, wie es geht, wenn die eine Partie nicht fechten will, und die andere nur; dann laufen am Ende alle beide davon und der Wirth muß büßen.“

„Ei was! denk nicht mehr daran,“ rief Roggeveld Driesen zu, der mürrisch vor sich hinsah; „es wird heute wohl noch Gelegenheit kommen, um zu zeigen, was Du für ein Kerl bist, in diesem Falle. Trink nur die Sache ab mit dem Kaufmanne und laß es damit gut sein, in diesem Falle.“

„Das ist nicht übel gedacht,“ sagte ich in der Hoffnung, auf diese Weise die Sache am besten zu stillen. „Jungfer, gieb denn ein Gläschen Branntwein, und laßt die Sache abgemacht sein. Zwick!“ sagt' ich, und setzte meine Lippen an das Glas, das mir Miendchen gebracht und reichte es nachher Driesen zu.

„Zwack!“ sagte dieser, das Glas leerend, „und ich wünsche Dir, daß Du nie wieder in mein Fahrwasser kommen magst.“

Ich sah bei diesem sonderbaren Wunsche einiger' maßen verwundert auf. Der Ton, in welchem er ausgesprochen wurde, als auch der schielende Blick, der ihn begleitete, erweckten bei mir eine unwillkührliche Furcht, worüber ich mich selbst wunderte. Ich wollte nun weggehen; aber ich weiß nicht, welche falsche Scham mir anrieth, noch einen Augenblick zu bleiben, um durch einen übereilten Aufbruch die Bauern nicht in den Wahn zu bringen, daß ich mich aus Furcht davon mache. Ich trieb mich also noch eine Weile bei dem Schenktische herum und guckte von Zeit zu Zeit hinaus, wo sich der Mann mit dem rothen Mantel noch immer befand und jetzt mit seinem Fuhrmanne schwatzte, der ihn, wie es mir vorkam, zu bedeuten schien, daß das Pferd frisch beschlagen werden müsse; nach einigen Augenblicken wurde wenigstens das Thier zu dem Schmiede jenseits gebracht.

„Ist es wahr," hörte ich indeß Meister Roggeveld einen seiner Nachbarn fragen, „daß gestern Abend Aafje Ganß auf dem Larenschen Fehn beraubt worden ist?"

„Bis aufs Hemd ausgezogen, könnte man wohl sagen," war die Antwort; „'s ist viel, wenn ihr die Schelme ein Hemd auf dem Leibe gelassen haben. Es waren ihrer Drei, wie ich höre."

„Ich möcht' so gerne um ein Räumchen
Mit Dir ein Mal nach außen gehn,

Und fechten unterm Lindenbäumchen;
Nur ein Mal brauchst Du zu bestehn."

sang Dries zwischen Beide hin.

„Ja noch ärger," sagte ein andrer Bauer, „sie haben des Nachts Nickel Tymens' Wohnung erbrochen und sind mit der ganzen Habe auf und davon gegangen."

„Es ist die Bande des Schwarzen Peter," sagte ein Dritter.

„Ei was!" brummte Dries zwischen den Zähnen und sang sogleich wieder fort:

„Gretchen! Aber sieh,
Mütt'rchen ist so bös'
Wenn ich 'n wenig mit Dir steh,
Sieh nur, Mütt'rchen ist so bös'
Wenn ich 'n wenig mit Dir geh'."

„Du, der auf allen Märkten zu Hause ist und auf so viel Meeren gekreuzt hat," sagte der Wirth, indem er Driesen anstieß, „Du hast gewiß den Schwarzen Peter auch gekannt?"

„Was kümmert mich Euer Schwarzer Peter," sagte Dries mit einem schiefen Gesichte. „Ach, 's ist lauter Larifari, was das Volk erzählt. Einen guten, fetten Kauffahrer von seinem überflüßigen Ballast befreien, das war Arbeit für den Schwarzen Peter. Denkt Ihr, daß ein ächter Seeheld, wie er, sich damit befassen würde, ein altes Weib auf der Heerstraße zu enttakeln?"

„Wer weiß!“ sagte der Wirth; „zum Zeitvertreibe, aus langer Weile.“

„Narrheit!“ versetzte Dries und begann seinen Gesang aufs neue.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber es schien mir, als ob er das Gespräch dadurch ableiten wolle, und es war, als ob mir eine geheime Stimme einflüstere, daß, wenn jene Diebstähle auch nicht auf Rechnung des Schwarzen Peter geschrieben werden müßten, Dries wenigstens mehr darum wußte, als er sagen wollte.

Das war jedoch eine blose Vermuthung und da ich glaubte, lange genug geblieben zu sein, so warf ich einen Gulden auf den Schenktisch und bat um Geld zurück.

Während Miench̃en noch beschäftigt war, einige Döppelchen aus ihrer Tasche zu holen, trat der Mann mit dem rothen Mantel ein und näherte sich, ohne irgend eine Notiz von Jemandem zu nehmen, dem Schenktische.

„Jungfer!“ sagte er, „gieb eilig einige Weißbrödchen mit Butter. Wir müssen fort, sobald unser Pferd beschlagen ist.“

Mienchen schickte sich sogleich an, dem Verlangen nachzukommen und der Unbekannte blieb mit übereinander geschlagenen Armen vor dem Schenktische stehen, ohne zu bemerken, daß er der Gegenstand der

Betrachtung aller Anwesenden war, aber vor allen Dingen von mir, der ich noch immer auf das Geld wartete, das ich zurückbekommen mußte.

Er war wirklich geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sein Gesicht war ungemein groß, ohne jedoch das Ungefällige zu haben, das solchen Personen von seinem Wuchs meistentheils eigen ist, die gewöhnlich entweder den Kopf ducken, oder den Rücken krümmen. Im Gegentheil, die Haltung des Reisenden war frei und ungezwungen und selbst der rothe Mantel, der ihn fast ganz bedeckte, war auf eine nachlässige Weise umgeschlagen, welches jeder Stellung, die er annahm, etwas Edles, etwas Malerisches gab. Schwerer war ein Urtheil über die Gesichtszüge. Ein nur leise gebundnes schwarzseidenes Halstuch verbarg die untere Hälfte des Gesichts und die schlaffen Krempen des Hutes fielen auf die Stirn nieder, so daß man wenig mehr unterscheiden konnte, als die etwas gebogene Nase und den starken, Pfeffer- und Salzfarbigen Knebelbart, der die Oberlippe bedeckte.

Simon war beim Eintreten des Fremdlinges noch tiefer in sein Eckchen zurück gekrochen, als hätte ihm diese riesenhafte Gestalt Schrecken eingejagt; aber sowie der Fuchs, der anfangs vor dem Löwen flieht, sich jedoch allmälig an seinen Anblick gewöhnt und endlich vertraut mit ihm wird, so schien auch unser Hausirer, nachdem er den Rothmantel ein Weil-

chen ununterbrochen angeschielt hatte, seine Furcht aufzugeben und wieder Herz zu bekommen. Er stand langsam auf und begann, sich dem Unbekannten nähernd, ihm seine Handelswaaren anzubieten.

„Pfeifenräumer! — Messer! — Scheeren! — Brillen! — Bleistifte! — Kaufen's was, mein Herr! Keinen Dreier in der Tasche, so wahr Gott lebt.“

Der Fremdling begnügte sich, den Juden mit einem langsamen Kopfschütteln abzuweisen, ohne auf das Anerbieten eine Antwort zu geben.

„Lassen's mich was an Ihnen verdienen,“ fuhr Simon fort, indem er ihn an dem Mantel zog. „Kalenderchen! Tabaksdöschen! Traktätchen über die Poletik des Tages! schön umzulegen, laufen, lesen auf dem Wege. Oder wollen's lieber Komedien-Büchelchen? oder die letzten Worte Saco's mit seiner Sentenz dahinter. Nä! Ich sag ja nichts Böses? . . .“

„Hm!“ brummte der Fremdling und entriß mit einer Bewegung von Unwillen seinen Mantel den Händen des Juden, und nahm zugleich den Teller mit den Brödchen an, den Minchen ihm zureichte, wendete sich um, und ging wieder nach der Hausthür zu. Unterwegs jedoch bedachte er sich, kehrte zurück, sah umher, als suche er etwas, nahm dann Driesens Messer, (der eben aufgestanden und im Begriffe war eine Pfeife anzustecken und deßhalb die

Handlung des Unbekannten nicht auf der Stelle bemerkte) schnitt das eine Brödchen in dünne Stückchen und ging alsdann zur Thür hinaus; Simon, der nicht abgelassen hatte, ihm seine Waaren anzupreisen, folgte ihm nach. Dries ging wieder an seinen Platz und entdeckte sogleich, daß man sein Messer angerührt hatte. Ich hatte inzwischen mein Geld zurück empfangen und mich, weil ich einen neuen Streit voraussah, mit einem freundlichen Gruß an die Gesellschaft, wieder nach außen begeben, da der arme Simon plötzlich hinein und mir entgegen geworfen wurde. Er hatte, nicht zufrieden damit, dem Fremdlinge seine Brillen anzupreisen, auch in den Wagen gucken wollen, wahrscheinlich, um zu sehen, ob er da auch einen Kaufmann finden würde, als ihn der Reisende auf diese ganz unsanfte Weise hinderte, sein Vorhaben auszuführen.

„Aeway! Aeway!“ rief der arme Teufel und raffte seine, auf dem Boden zerstreuten Krämereien, Stück für Stück wieder auf. „Ich bin ein verdorbener Mann. Was sein das nun für Manieren? Darf ein ehrlicher Kaufmann auf ehrlichem Wege so behandelt werden? Häßlicher Straßenschänder, der Ihr seid mit Euerm Scharfrichters Mantel. Ihr seid mein Mann nicht; gebt mir nur den kleinen Jungen bei, ich schlage Euch zu Seifenschaum; dürft Ihr die Menschen so maltrediren?“

Bei diesem Spectakel waren einige Vorübergehende und Arbeitsleute aus der Nachbarschaft herzugelaufen. Ich hatte den Dienst, den mir Simon erwiesen hatte, noch nicht erkannt, trat auf ihn zu und drückte ihm ein drei Guldenstück in die Hand.

„Da,“ sagt' ich; „Dank für Deine Warnung von vorhin! Wart, da liegen noch ein Paar Messer! und hier ein Kamm!“

Mit diesen Worten raffte ich einige von seinen Kaufwaaren auf, die unter den Wagen gefallen waren und stellte sie ihm wieder zu, während er ein tausendfaches „Gott vergelt's Ihnen,“ zuwünschte. Der Fremdling blieb inzwischen in einer gleichgiltigen Haltung an den Wagen gelehnt und aß seine Brodschnitten, ohne sich um uns zu bekümmern.

In diesem Augenblicke stürzte Dries zur Thür heraus, hielt sein Messer in die Höhe; der Wirth und alle Bauern folgten hinterdrein.

„Wetter und Wind?“ rief er dem Fremdlinge zu, „Ihr sollt so leicht nicht davon kommen, wie der Lauf am Leinchen da. Wer hat Euch geheißen, mein Messer anzugreifen?“

„Aeway! Aeway!“ rief Simon mit einem flehenden Blicke auf Driesen; „Helft mir doch gegen diesen Philister, diesen langen Schlingel da, der meine ganze Waare hat verdorben.“

„Hört Ihr nicht, daß Ihr angerufen werdet,“ sprach Dries gegen den Fremdling, der, ohne auf

seine Worte zu merken, unbeweglich stehen blieb; „Was hattet Ihr mit meinem Messer zu thun?"

Der Unbekannte gab keine Antwort, sondern nahm den leeren Teller, den die Person, die im Wagen saß, ihm zureichte, übergab ihn dem Wirthe und fragte, was er schuldig sei. Ich hatte mich indessen entfernen wollen; aber ich bekenne, die Neugier, wie dies Alles ablaufen würde, hielt mich auch zurück.

„Gebt Antwort, Kerl!" polterte Dries, indem er den Fremdling am Mantel faßte.

„Hast Du Lust, denselben Weg zu gehen, wie der Jude da?" fragte dieser. „Ich hindere Niemanden; aber Niemand soll mich anrühren."

„Hört ein mal Bürschchen!" entgegnete Dries; „Ihr sollt nicht so viel schwatzen; seid Ihr auch ein noch so langer Spieß, ich habe wohl noch größere, als Ihr, in der Leute Gegenwart mürbe gemacht. Habt Ihr Lust? dann werd' ich Euch ein rothes Linchen über der Backen ziehen."

Der Fremdling würdigte ihn keiner Antwort, sondern wendete sich zu seinem Fuhrmanne, der eben mit dem beschlagenen Pferde zurückkam und rief ihm zu, sich etwas zu beeilen. Dieser Befehl wurde von den Umstehenden natürlich als ein Zeichen von Furcht angesehen und der Wirth, der nicht unzufrieden war, nun Driesen ein mal seine Lust zum Messergefechte zu gönnen, wendete sich erfreut zu Roggeveld: „Sieh!" sagte er, „nun werden wir doch noch einen

Witz haben und unser Freund Dries wird tractiren; denn das thut er stets königlich, muß ich sagen, wenn er einen Treff gegeben hat."

„Ich glaube es nicht," sagte Roggeveld; „Dieser lange Goliath ist wohl auch nicht von der besten Sorte und es könnte wohl geschehen, daß er ohne Nase weiter ziehen müßte, in diesem Falle!"

„Was ist das?" nahm Dries das Wort gegen den Unbekannten, während er die Beine weit aus einander setzte, die linke Hand in die Seite stemmte und mit der rechten sein Messer auf und nieder warf; „bin ich Euch nun keiner Antwort würdig? Und solltet Ihr so rasch unter Segel gehen, ohne das Tauwerk anzuziehen? Nein, Männchen! Ihr werdet mir, so lang Ihr seid, auf den Knieen Abbitte thun müssen, oder — auf das Messer!"

„Wohlan! worauf wartet ihr?" fragte der Herausgeforderte den Fuhrmann, der diesem Auftritte mit weit aufgesperrten Augen zusah. „Spannt an und kümmert Euch nicht um den Schnack dieses trunkenen Lump da."

„Trunkener Lump! ich betrunken!" brüllte Dries, dessen Wuth jetzt aufs Aeußerste gekommen war. „Wart! ich werde Euch lehren!" Er sprang sogleich auf den Reisenden los, der eben im Begriffe war, dem Fuhrmanne im Anspannen zu helfen. Ich wollte mich eben zwischen Beide werfen, da ich fürchtete, der Unbekannte würde in einem Augenblicke ange-

fallen, wo er nicht auf Gegenwehr bedacht sei; aber Simon hielt mich unter einem ängstlichen Geflüster von: Aeway! bemühen 's Sich nicht mit! Was wird es sein?" an meinen Rockschlippen fest. Der Fremdling zeigte, daß er mehr auf seiner Hut war, als ich meinte; denn er kehrte sich plötzlich um, gab dem Raufbolde einen Stoß auf die Brust, daß er zurücktaumelte und nach Luft schnappend auf dem Boden liegen blieb.

„Der dumme Teufel! der kam an!" sagte Meister Roggeveld. „Das ist auch keine Katze, die man ohne Handschuhe angreift."

„Nun, Freund Dries!" sagte der Wirth, ihm wieder auf die Beine helfend, „bist Du nun ein Sandritter geworden?"

„'s ist unerhört!" fluchte Dries, mit Mühe aufstehend. „Und nun nehme ich Euch Leute alle zu Zeugen, ob er nicht mit mir fechten muß."

„Fechten muß er!" riefen die Bauern. „Da hilft kein Bitten."

„Und ich nehme Euch Alle zu Zeugen," sagte der Fremdling in einem strengen Tone, „daß ich es nicht bin, der Anlaß zum Zwiste gegeben hat und daß, wenn die Justiz diese Sache untersucht, sie eher den strafen wird, der einen friedlichen Reisenden anfällt, oder solches leidet, als denjenigen, der sich vertheidigt, wann er angefallen wird."

„Das hilft allzumal nichts!" riefen die Bauern; „Sie haben sein Messer angerührt, und ihn geschlagen, fechten müssen Sie."

Ich sah, daß die Sache für den Reisenden eine schlechte Wendung nahm, und weiß nicht, welcher gute Geist mir auf ein Mal die alberne Lüge eingab, die ich ersann, ihn aus dem Feuer zu helfen."

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun," flüsterte ich Roggeveld, der neben mir stand, ins Ohr. „Ich betrüge mich nicht, es ist der Czaar Peter! Der Czaar von Rußland, hören Sie?"

„Was Sie sagen!" versetzte Roggeveld, indem er den Fremdling erstaunt ansah. „'s ist wohl möglich! in diesem Falle!" Er ließ die Mittheilung an seinen Nachbar übergehen, die jetzt von Mund zu Munde flog.

Die Erdichtung fand um so eher Glauben, weil der Czaar vor wenig Jahren ebenfalls ohne Begleitung und incognito nach Amsterdam gereist war, und der Fremdling durch seine hohe Gestalt, seinen gebietenden Ton, und selbst durch die erschreckliche Art und Weise, wie er jenen von sich abgeschlagen hatte, jenem Begriffe nicht übel entsprach, den man sich von dem Russischen Fürsten machte. Possierlich war es jetzt, den Eindruck zu beobachten, welchen die Nachricht, die ich mitgetheilt hatte, auf die Anwesenden machte. Alle Mützen und Hüte flogen herunter und die Bauern gafften wie versteinet den

Fremdling an. Vor allen andern war der Wirth verlegen und suchte es durch mannigfaltige Beugungen und Bücklinge wieder gut zu machen, daß er im Streite Driesens Partie ergriffen hatte. Dries selbst durfte, obgleich man seinem Gesichte ansah, daß er die Erzählung bezweifelte, den Angriff jedoch nicht erneuen, blieb in der Mitte des Kreises beschlußlos stehen und warf den Blick mit einem mürrischen Ausdrucke bald auf den vermeintlichen Czaar, bald wieder auf die Umstehenden. Es waren nur zwei Personen, die von der Sache nichts zu begreifen schienen; der Eine war Simon, der sich in einige Entfernung zurückgezogen hatte und die Statt habende Veränderung mit Blicken des Staunens ansah; denn Niemand gab sich die Mühe, ihm einigen Aufschluß zu geben. Der Andere war der Unbekannte selbst, der, scheinbar erstaunt über das auf ein Mal so freundliche Benehmen der Bauern, allen Umstehenden der Reihe nach ins Gesicht sah, bis sein Auge endlich auf mich fiel und zuverlässig das Lächeln bemerkte, welches das Gelingen einer List bei mir erweckte. Ich verstand seinen fragenden Blick und ich machte sogleich mit dem Hute in der Hand die Bewegung, als ob ich ihm in den Wagen helfen wolle und flüsterte ihm ins Ohr: „Man hält Sie für den Czaar, aber eilen Sie, fortzukommen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er beim Aufsteigen; „nun vorwärts, Kutscher!“

Der Fuhrmann ließ es sich nicht zwei Mal sagen, sondern sprang auf den Bock und schwang die Peitsche über das Pferd, das sogleich, und mit mehr Schnelligkeit, als ich ihm zutraute, seinen Weg verfolgte.

Die ganze Versammlung starrte dem Wagen einige Augenblicke in stummem Erstaunen nach, bis der Wirth die Stille mit dem Ausrufe unterbrach: „Nun, wer hätte sein Leben so etwas gesehen? Wer konnte nun denken, daß dieser Rothmantel der Zaar sein würde?"

„Der Zaar!" rief Simon, der wieder hinzu sprang; „Nä doch! 's ist so wenig der Zaar, als ich Vater Abraham bin. Was Schnickschnack! Hab' ich den Zaar nicht mannig Mal gesehen, da er zu Zaardam arbeitete, wie ein gemeiner Soldat und den Namen Meister Peter trug. Se haben Euch blauen Dunst vorgeblasen!"

„Was! wie! war das der Zaar nicht?" fragte Dries auf mich zeigend. „Ihr Leute seid auch ein Haufen Narren, die sich, die sich eine Karautsche für eine Bricke verkaufen lassen!"

„Gleichviel!" sagt' ich, „Zaar, oder nicht, Ihr könnt froh sein, daß die Sache keine weitere Folgen gehabt hat; denn dieser Mann sah mir wohl darnach aus, es weiter aufzusuchen, wenn man ihm irgend ein Leid zugefügt hätte und ich zweifle nicht daran, daß die Herren von Ermland es Ihnen theuer würden bezahlen lassen. — Guten Morgen zusammen!"

Mit diesem Gruße begab ich mich auf den Weg und beeilte mich, in großen Schritten das Dorf zu verlassen und dem dumpfen drohenden Gemurmel zu entgehen, das sich von Ferne hinter mir hören ließ. In Furcht, daß man mich verfolgen würde, war ich jedoch nicht, denn ich hatte in Simon einen treuen Bundesgenossen zurückgelassen, der mich kannte und es ihnen, wie ich mir schmeichelte, wohl aus dem Sinne reden würde, mir weiter lästig zu fallen.

Drittes Kapitel.

Wie gefährlich es ist, ohne Regenschirm auszugehen. Ein schönes Mädchen in einer schönen Kuppel.

Kaum war ich vor Zoest gekommen, da sah ich den Holsteiner eine gute Strecke Weges vor mir, aber jetzt wieder langsam durch den schweren Sand hingehen. Ich fühlte mich nicht berufen, ihn einzuholen, sondern setzte meinen Weg mit demselben ruhigen Schritte fort, den ich bisher gehalten hatte, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Landstraße von Amersfort nach Naarden, durch die Hilversumsche Haide, sondern ich hielt mich in der Absicht, über Ermers zu gehen, östlicher. Dieser Wege war zwar etwas um, dagegen aber schattiger und weniger einsam.

Anfangs meiner neuen Wanderung begegnete mir nichts Merkwürdiges; aber da ich das fürstliche Lusthaus Zoestdeich ungefähr eine halbe Stunde im Rücken hatte, sehnte ich mich wieder nach einem Gasthause, nicht weil ich einige Ermüdung, oder Bedürfnisse an Speise und Trank fühlte, sondern weil die Beschaffenheit der Luft mir je länger je mehr die Besorgniß wegen eines drohenden Regenschauers einflößte, der nach meinem Urtheile auf diese lange Dörrung mit doppelter Gewalt niederstürzen würde. Die Sonne, die seit einiger Zeit abwechselnd durch ziehendes Gewölk verdunkelt wurde, hatte sich endlich ganz hinter einen dreifachen Vorhang grauer, weißer und schwarzer Wolken, die gegen den Wind aufkommend, ihre zahlreichen runden Spitzen als vielköpfige Riesen erhoben und wie auf einander gethürmte Eisschollen übereinander schoben, versteckt. Kein Vogel ließ sich hören aus den hohen Tannen, die an der Seite des Landweges ihre grauen Gipfel erhoben, noch in dem eichnen Buschholze, das auf der andern Seite grünte; dagegen sah ich, als ich an dem Brückchen ankam, wie unter mir über der Oberfläche des darunterfließenden Baches die Schwalben unablässig und mit träufelnden Flügeln hin und wieder schwippten, und über mir hörte ich noch immer das Kreischen der herumschwärmenden Möven. Ich verdoppelte meine Schritte und sah rechts und links nach einem schicklichen Zufluchtsorte gegen den Platzregen

Doch ich setzte, ungeachtet ich jetzt gegen den Abhang der unbekannten Haide eine offne Schlafhütte, dann wieder an dem Ende der Kreuzalleen, welche den Wald durchschnitten, eine Tagelöhnerwohnung, oder ein Pachtgut gewahr wurde, meinen Weg fort, eben so ungeneigt, wie die meisten Leute an meiner Stelle gewesen sein würden, mich aufzuhalten, noch irgendwo einzukehren, bevor die Noth nicht wirklich da sei; denn ich dachte vor allem, Feld gewinnen zu müssen, so lange solches noch ohne Hinderniß geschehen könne, besonders da ich noch immer auf die Möglichkeit hoffte, daß der Schauer, wie häufig der Fall ist, sich nach dem Meere hinziehen und nicht über meinem Haupte, sondern auf die Gewässer des Zuidersees entladen würde.

Aber diese Hoffnung wurde bald vereitelt. Ein ungestümer Wirbelwind, der auf einmal aus der Tiefe des Waldes loszubrechen schien, verdrängte die todte Stille, die bis jetzt in der Natur geherrscht hatte, trieb die dürren Blätter über den Landweg hin, wo sie in unaufhörlichen Wirbeln herumdrehten, brachte pfeifend und sausend jeden Zweig des Busches in Bewegung, beugte die Baumgipfel nach allen Richtungen und erregte überall stäubende Sandwolken. Zu gleicher Zeit schien ein glänzender Blitzstrahl, auf den unmittelbar das Rollen des Donners folgte, das Zeichen zu geben, daß der Streit der Elemente, und zwar gerade über meinem Haupte einen Anfang ge-

genommen hatte. Kaum war ich zehn Schritte weiter gegangen, da entluden sich die Wolken in dicken Regentropfen, vermischt mit schweren Hagelkörnern. Finsterniß deckte das Erdreich, die bisweilen durch Schrecken erweckende Erleuchtungen zerrissen wurde; große Pfützen, worauf der niederstürzende Regen blinkende Wasserblasen bildete und weiße Haufen Hagelkörner füllten in einem Augenblicke die Wagengleiße und andere Unebenen des Weges und erschwerten mir das Weitergehen je länger je mehr. Ich hatte, sobald das Gewitter begann, meinen raschen Schritt in einen flüchtigen Trab verwandelt, um den ersten besten Zufluchtsort zu erreichen, und so viel ich konnte, Sorge zu tragen, während des Gehens die trockenen Stellen auszusuchen; aber bald war mir dies nicht länger möglich, denn der ganze Weg wurde weich wie Brei. Da meine Schuhe nun einmal durchnäßt waren, trabte und patschte ich durch Dick und Dünne, durch Pfützen und Morast hin; ich hatte keinen andern Gedanken, als weiter zu kommen und machte mir selbst Vorwürfe, keine der Gelegenheiten, die sich früher dargeboten hatten, benutzt und den Regen vor dem Anfange vermieden zu haben. Denn eben jetzt sah ich nichts, das einem Haus, oder einer Scheuer glich, ja selbst keinen Eselsfall (wo, nach eignem Urtheil, meine Dummheit mir wohl ein Plätzchen verdienen würde); ja ich begann zu glauben, daß der Orkan, der um mich hin tobte, alle möglichen

Gebäude von der Erde weggerückt hätte: da wurde ich endlich, beim Umbeugen um eine Ecke, welche der Landweg machte, einen Aufenthalt gewahr, worin ich wenigstens einige, wenn auch keine vollkommene Zuflucht zu finden hoffte.

Der Landweg schlängelte sich nämlich an der Stelle, wo ich mich befand, durch eine ansehnliche Gegend hin, deren Schönheiten mir jedoch der Regen für den Augenblick nicht alle bemerken ließ. Zur rechten Seite erhob sich ein majestätischer Buchenwald, dessen breite und tiefe Alleen so viel prächtige und gothische Gewölbe schienen, wovon die hohen, geraden und blanken Stämme die Säulen, — die dichten Schlingpflanzen, die von beiden Seiten aufgesprossen und sich in der Spitze vereinigten, die Bogen und Stützbalken, — und die mit Laub bedeckten Gipfel das Dach ausmachten. Jenseits befand sich ein schöner Lustgarten, nach dem schönsten Französischen Geschmack angelegt mit Sternwäldchen, geschornen Alleen und schlängelnden Laubgängen mit Bildsäulen und Grottenwerken, Blumengarten und Thiergarten, Teichen und Springbrunnen, Sonnenuhren und Kuppeln. Ein großes und zierliches Gitterwerk aus gegossenem Eisen, das auf eine verschwenderische Weise mit Schnörkeln und Schlingen versehen, zwischen zwei sechseckigen Pilastern hing, worauf marmorne Vasen prangten, führte zu der Fahrallee. Diese war gleichsam zwischen zwei geschorne Buchenhecken von ungeheurer Höhe einge-

mauert, und über ihre ganze Länge hin mit zwei gleich breiten, glatt abgemähten und gewalzten Grasstreifen belegt, zwischen denen der Fahrweg hinlief, und an deren beiden Seiten die mit Flußsand bedeckten Fußpfade waren, an welchen von Abstand zu Abstand Sonnenblumen und Stockrosen blühten. Am Ende dieser Allee, welche vollkommen in gerader Linie hinlief, lag eine steinerne Brücke, deren Geländer mit Büsten und Statuen versehen waren, und dahinter die Ritterburg selbst. Dies war ein weitläufiges, stattliches Gebäude, mit einer ziemlich hohen Thurmspitze über dem Eingange, an beiden Seiten zwei vorspringende Flügel, darin beide Giebeltreppenartig aufstiegen und mit Blumengewächsen besetzt waren; der Platz vor dem Hause war noch überdies von zwei kleinen Gebäuden eingeschlossen, die zu Stallungen und Gärtnerwohnung dienten. Man wird leicht begreifen, daß ich zu jener Zeit nicht Alles so genau aufnahm, und daß es nur eine spätere Bekanntschaft mit diesem Lustschlosse ist, welche mir diese Beschreibung möglich macht. Bei alle dem war ein flüchtiger Blick, weil mir Regen und Eile keine genaue Betrachtung vergönnten, hinreichend, mir von dem Reichthume und gutem Geschmacke des Eigenthümers oder Bewohners dieses Palastes den vortheilhaftesten Gedanken einzuflößen. Vor allen Dingen bemerkte ich in demselben flüchtigen Augenblicke mit Vergnügen, daß er ein Freund von Blumen sein müsse (denen

ich stets auch hold gewesen bin); denn ich sah auf dem Hofraume herrliche Orangenbäume in Menge, und die Treppen der prächtigen Doppelstufe schienen immer (so weit mir der ferne Abstand solches sehen ließ) mit ausländischen Gewächsen in schönen Vasen versehen zu sein.

Es war jedoch nicht das Herrenhaus, wo ich armer Wanderer einen Zufluchtsort zu finden hoffte. Mein äußerlicher Schmuck, besonders jetzt, wo er durchnäßt war durch und durch, machte mich ungeschickt, mich in einem so ansehnlichen Palaste zu zeigen; übrigens stand dieses Gebäude auch noch zu weit von mir entfernt und ich sah eine Gelegenheit näher, wovon ich mir schmeichelte, ungestört und ungehindert Gebrauch machen zu können. Das Gitter (ich habe noch vergessen zu bemerken, daß es in goldenen Buchstaben den Namen „Güldenhof“ führte) war offen und dicht dabei stand eine achteckige Kuppel von weißen Steinen, halb über den Wall gebaut, welcher den Platz vom Wege schied. Das ist Alles, was ich damals sah; ich kann jedoch bei dieser Gelegenheit hinzufügen, daß es ein ziemliches Gebäude war, mit vier breiten und vier schmälern Seiten; drei von den erstgenannten waren mit Kreuzfenstern versehen (denn man kannte damals fast keine andere), welche die Aussicht auf den Landweg hatten, die vierte enthielt den Eingang, wozu man auf einer prächtigen Stufe mit marmornen Treppen und Lehnen gelangte.

Thür und Fenster waren nicht nur mit Pilastern und Laubwerk eingeschlossen, sondern die schmalern Seiten prangten auch mit Fächern aus grünem Marmor, worauf in weißem Basrelief die gewöhnlichen Sinnbilder des Handels, der Schifffahrt, der Jagd und der schönsten Künste prangten, gleichsam als solle damit zu erkennen gegeben werden, daß der Eigenthümer in dem ersten Fache sein Geld gewonnen habe, dem zweiten vorstehe, das dritte aus Liebhaberei treibe und das vierte beschütze. Unter den großen befanden sich kleine runde Fenster mit Eisenstäben, um dem Keller Licht und Luft zu geben. Das Dach war rund, mit Blei gedeckt und endigte in einer Art gedrehten Kegels, der oben mit einer vergoldeten Kuppel geschmückt war.

Dieser Aufenthalt nun lachte mich an. Eilig ging ich durch das Gitterthor mit keiner andern Besorgniß, als die Kuppel geschlossen zu finden; aber auch in dem Falle meinte ich mich gegen die Thür zu postiren und unter den überragenden Simsen einigen Schutz zu finden. Ich wurde jedoch nicht getäuscht; denn kaum war ich den marmornen Stufen nahe gekommen, da sah ich, daß die Thür halb offen stand, und ich lief, ohne mich zu bedenken, nachdem ich zuvor, um die Hausflur des Gebäudes nicht zu besudeln, meine beschmutzten Schuhe auf dem Fußeisen abgestrichen, die Stufe hinauf, trat rücklings ein und fegte auf den nett geflochtenen Matten, die

sowohl vor als innerhalb der Thür lagen, nochmals meine Füße ab. Kaum hatte ich dies gethan und meinen Hut abgenommen, woran die schlaffen Krempen, die eine Zeitlang meine Schultern beschützt hatten, jetzt ganz durchweicht waren, so wendete ich mich um und sah, worauf ich im ersten Augenblicke nicht gemerkt hatte, daß ich nämlich nicht allein war.

In einer der tiefen Fensternischen, und halb in dieselbe versteckt, saß ein junges Mädchen, die, dem Buche nach zu urtheilen, das sie in ihrer Hand hielt, mit Lesen beschäftigt war, als eine unerwartete Erscheinung sie darin störte. Der erste Blick, den ich auf sie richtete, ließ mich sehen, daß sie ein weißes Morgengewand trug, welches ihrer schlanken Gestalt nicht unangenehm stand; der zweite, daß sie ein allerliebstes Gesichtchen hatte, und der dritte, daß sie gar nicht über mein freimüthiges Eintreten erbaut war, und ich mich beeilen mußte, vernünftige Gründe zu meiner Entschuldigung vorzubringen, oder mich eiligst zu entfernen.

Ich that jedoch zunächst weder das Eine noch das Andere, denn ich war wegen Ueberraschung nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Ich sah, daß sie auch gestört wurde, das Rauschen und Klatschen des Regens hatte sie wahrscheinlich gehindert, mich ankommen zu hören; überdies saß sie mit dem Rücken der Thür zugekehrt und hatte mich also nicht eher bemerkt, bis ich schon eingetreten war und mei-

nen Hut, um die schönen Stühle von rothem Holze, mit geflochtenen Sitzen und seidenen Kissen nicht schmutzig zu machen, auf den Boden geworfen hatte. Sie erholte sich jedoch sofort von ihrem plötzlichen Schreck, sobald sie mich eines flüchtigen Blickes gewürdigt hatte; vielleicht entdeckte sie das Eine, oder das Andere an mir, das ihr, meines ungünstigen Aeußeren ungeachtet, vermuthen ließ, daß ich zu dem gebildeten Stande gehöre. Auf jeden Fall brauchte sie kein großes Maß von Einbildung zu besitzen, um die veranlassende Ursache meiner Erscheinung einzusehen.

Hier bemerkte ich, wie sehr die jungen Leute unsers Geschlechts bei derartigen Begegnungen gegen diejenigen eines schwächern Geschlechts zurückbleiben. Das kömmt zuverlässig daher, daß die Frauen mit ihrem Verstande gewandter sind und ihre Geistesgegenwart schneller wieder gewinnen, als wir. Ja, wenn Eins von uns beiden die allerdümmste Figur spielte, dann gewiß war ich es. Erröthend und wie auf den Platz genagelt blieb ich hinter einer, zwischen uns Beiden stehenden, ungemein großen Tafel, die jedoch aus nur Einem Stücke verfertigt war, und worauf ein Arbeitskörbchen, ein Gartenhut und ein Paar Handschuhe lagen, stehen, und stammelte einige unzusammenhängende Worte von Entschuldigung über das schlechte Wetter, über mein Leidwesen, die Jungfrau gestört zu haben u. s. w., worauf ich mich zu-

rücktretend meinen Hut wieder aufraffte und zu erkennen gab, daß ich meine Unbescheidenheit durch einen unmittelbaren Abzug verbessern wolle.

„Ach! Es thut nichts, mein Herr" sagte sie mit einer ziemlich steifen Kopfbewegung; „Sie hindern mich nicht, und es ist wahrlich ein so gewaltiges Wetter, daß man wohl alle Complimente bei Seite setzen kann."

Ich machte eine tiefe, ziemlich unbeholfene Verbeugung; wahrscheinlich brachte meine dumme Haltung sie auf gute Laune, denn ihr Gesicht klärte sich auf und sie fuhr mit einem freundlichen Lächeln fort:

„Ich habe eigentlich nichts über diese Kuppel zu sagen, aber mein Oheim wird es mir nicht übel deuten, daß ich für einen Augenblick in seine Rechte trete und Ihnen Obdach vergönne."

Nach und nach hatte ich Muth gefaßt und bei dieser freundlichen Zusprache war die Aengstlichkeit ganz gewichen. „In Wahrheit," sagte ich, „das Wetter ist so bös, daß ich kein Bedenken trage, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, sollte es auch für unbescheiden geachtet werden." Mit diesen Worten machte ich wieder eine Beugung, die weniger gezwungen war, als die vorige, legte Hut, Stock und Päckchen zusammen und blieb in derselben ehrerbietigen Entfernung hinter der Tafel stehen. Die junge Dame sah mich nochmals flüchtig an, fragte mich, ob ich mich nicht setzen wolle, nahm ihr Buch wieder

auf und las still weiter, ohne sich sonst mit mir zu bemühen. Ich blieb einige Augenblicke zweifelhaft, als erwarte ich eine Wiederholung ihres Anerbietens; aber da diese nicht kam, sagte ich, daß ich fürchte, durch meine feuchten Kleider die schönen Meubeln zu verderben. Auf diese Anmerkung bekam ich keine Antwort, worauf ich, ein wenig betroffen, das Kissen von einem der Stühle nahm, es auf die Tafel legte und mich auf den nackten Sessel niederließ. So saßen wir nun eine Zeitlang, während dem mir die Augenblicke wie Stunden vorkamen und ich meinen Zustand, den andere höchst beneidenswerth gefunden hätten, immer lästiger fand. Ich hätte mich zwar mit der Betrachtung des feingeformten Näschens, des schön gerundeten Kinns und der rosenrothen Lippen, die das liebliche Gesichtchen meiner neuen Halbbekannten verzierten, angenehm beschäftigen können; aber, sie fortwährend anzustarren, hielt ich für unschicklich. Ich getröstete mich also damit, dann und wann ein Mal hinauszusehen, ob der Regen auch nachließe, etwas, wozu wenigstens für den Augenblick keine Aussicht war, und mit Betrachtung der innern Seite des Sommerhauses. Ich konnte nicht umhin, hierbei den guten Geschmack des Baumeisters zu preisen, der, wenn er an der Außenseite zu verschwenderisch mit Verzierungen und Schnörkeln zu Werke gegangen war, in Betreff des Innern eine edle Einfachheit als Führerin gehabt zu haben schien. Die Wände und das

Gewölbe waren weiß getüncht, aber die Kronleisten sowohl, als die Pilaster ahmten so natürlich den rothen Marmor nach, daß man, um sich zu überzeugen, daß sie nur aus Holz verfertigt waren, sie anfühlen mußte. Die vier Fächer, die sich zwischen den Thüren und Fenstern befanden, schienen jedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt, wie die darüber angebrachten Aufschriften in goldenen Buchstaben folgern ließen. Das eine Fach war aufgeschoben und enthielt eine Sammlung netter Bücher nach dem neuesten Geschmacke gebunden. Mittelst ein wenig Einbildungskraft vermuthete ich nun, daß das Fach gegenüber mit Gläsern und Tassen gefüllt sein würde, daß das dritte eine Fontaine verbarg und man in dem vierten

„eine heimliche Treppe, die in einen Keller führe,"

finden würde. Was die Flur betrifft, so war sie ganz mit Marmorsteinen von verschiedener Farbe belegt und zwar so, daß sie einen großen Stern innerhalb dreier großen Ränder bildeten; jedoch waren von diesem Sterne nur die äußersten Punkte sichtbar, denn das Innere, worauf die Tafel stand, worunter ich, um meine Gegenwart so wenig als möglich auf den glatten Steinen abstechen zu lassen, meine Füße ausstreckte, war mit einer großen musivischen Matte bedeckt.

Ich hatte dies nun einige Male und bis zur Sättigung betrachtet und inzwischen, wenn ich einen

Seitenblick auf meine schöne Gastfrau warf, bemerkt, daß sie bisweilen von ihrem Buche aufsah, um nach dem Wetter zu sehen. Diese Bewegung mußte ich natürlich ihrem Verlangen nach meinem Abzuge zuschreiben. Mein Zustand wurde mir nun so unerträglich, daß ich aufstand. Ich wendete den Blick nach außen und sagte mit einem Tone im Widerspruche mit meinen Worten:

„Ich glaube, daß das Wetter jetzt ein wenig nachläßt, und daß ich am besten thun werde, Sie unter Dankbezeigungen zu verlassen."

„Ich würde jetzt nur warten, bis es aufgehört hat mit regnen," sagte sie, indem sie ihre hellen Augen erst nur eben auf mich, und dann sehr lange auf die schwarzen Wolken richtete. „Es ist wirklich noch kein Wetter zum Gehen."

Ein noch heftigeres Anschlagen des Sturzregens an die Fensterscheiben bestätigte die Wahrheit ihrer Worte.

„Fräulein ist allzu gütig," entgegnete ich. „Es würde mir unter andern Umständen weniger daran liegen; aber ich hoffte, heute noch vor Thorschlusse in Naarden zu sein, und ich werde frisch aufschreiten müssen, wenn ich mein Ziel erreichen will."

Meine Schöne gab auf diese Bemerkung keine Antwort. Ich fühlte, daß sie jede Anleitung zu einer Unterhaltung mit Jemandem, der ihr gänzlich unbekannt war, vermeiden wolle.

„Es ist ein schlimmes Gewitter!“ fuhr ich fort, einigermaßen betroffen und mit dem Wunsche, sie zum Sprechen zu vermögen, „das Getreide, das auf dem Felde steht, wird gewiß viel leiden.“

Das Getreide war gewiß kein Gegenstand, welcher der Jungfrau glücklich gewählt zu sein schien; sie beobachtete wenigstens das Stillschweigen.

„Ich beklage die armen Fischer, die sich auf der Zuidersee befinden,“ sagte ich in dem Wahne, daß sie, wenn nur das geringste Gefühl in ihrem Busen wohne, meine Bemerkung nicht unbeantwortet lassen könne. Aber, ja wohl — sie biß sich in die Lippen und sah in ihr Buch.

„Das scheint ein schöner Landsitz zu sein; ich habe selten schönre Bäume gesehen, als diese Buchen, selbst im Auslande nicht.“

Wiederum keine Antwort.

„Zum Henker!“ dacht' ich. „Ist es Sprödigkeit, Stolz, oder Dummheit, daß sie nicht Rede stehen will?“ Ich konnte es ihr jedoch nicht sehr übel nehmen, daß sie, eine Städterin, vielleicht gar ein Hoffräulein, mit Jemandem, der wie ein Landläufer aussah, in keine vertrauliche Unterhaltung zu treten beliebte. Ich wollte jedoch wissen, woran ich mich zu halten hätte, und entdecken, ob ein liebes Gesichtchen die einzige Gabe sei, die sie von der Natur empfangen habe, und ob Unwille

sowohl als Ungeschicktheit ihre Zunge binde. Ich beschloß also, hinter meine Worte ein deutliches Fragezeigen zu stellen.

„Darf ich fragen,“ sprach ich weiter, „ob dieses Gut nicht Herrn Bläck von Amsterdam gehört? Ich meine wohl gehört zu haben, daß er in dieser Gegend einen schönen Landsitz hat.“

„Ja, mein Herr! Herr Bläck ist mein Oheim,“ war die Antwort, deren kalter Ton mich nicht abschreckte; denn ich befand mich jetzt auf festem Grund und Boden, von wo aus ich meinen Angriff machen konnte, ohne Furcht zurückgeschlagen zu werden.

„Das ist mir besonders angenehm,“ sagte ich; „ich errinnre mich nicht, Herrn Bläck je gesehen zu haben.“

Hier schwieg' ich plötzlich still, und sie sah mich mit einiger Verwunderung an, als wolle sie zu erkennen geben, daß sie von meiner Rede nichts begreife, aber daß es ihr ferner ganz gleichgültig sei, ob ich ihren Oheim kenne, oder nicht kenne. Nun fuhr ich fort:

„Aber den Bruder Herrn Bläcks habe ich vor vielen Jahren wohl ein Mal im Hause meines Vaters begegnet, — Heinrich Bläck, wenn ich mich recht erinnre.“

„Das war mein Vater, antwortete die junge Dame, während ihr Gesicht auf ein Mal eine mehr

freundliche und zugleich wehmüthige Stimmung bekam. „Ich habe vor zwölf Jahren schon das Unglück gehabt, ihn zu verlieren.“

„Es ist wahr,“ sagte ich; ich sprach von der Zeit, da ich noch ein Knabe war. „Herr Bläck kam bisweilen zu meinem Vater; beide standen damals in Verhältnissen bei der Ostindischen Compagnie. – Mein Vater ist jetzt Oberrichter zu Amsterdam.“

„Herr Huyck, Ihr Vater?“ sagte Fräulein Bläck in einem äußerst liebevollem Tone, indem sie ihr Buch schloß. „Ach! ich kenne ihn sehr gut und vor allen Ihre Mutter und Schwester; vor vierzehn Tagen habe ich sie noch alle gesprochen und ich hoffe sie nächster Tage wieder zu sehen, da wir morgen nach Amsterdam ziehen.“

„Und sie befinden sich hoffentlich wohl? wenn ich so frei sein darf, danach zu fragen?“

„O! sehr wohl!“ antwortete sie, indem sie ihr Buch auf die Fensterbank legte und ganz ungezwungen sagte: „und verlangten sehr, Sie wieder zu sehen. Ihre Edeln werden mit Ungeduld und Schmerz erwartet, das kann ich Ihnen versichern.“

„Nun! es verlangt mich gleichfalls,“ sagte ich; „es macht mir große Freude, gute Nachrichten von ihnen zu hören und besonders aus einem so liebenswürdigen Munde.“

Fräulein Bläck wurde roth und schwieg. Ich

begann auf der Stelle aus einem andern Tone, aus Furcht, daß sie das Gespräch abbrechen würde.

„Und ist wirklich meine Mutter so wohl, als Ihre Edeln sagen? Nach den letzten Nachrichten, die ich von ihr empfing, hat jener lästige Schmerz, das Kopfübel, sie sehr gequält.“

„Sie schien jetzt vollkommen gesund, die sanfte, liebe Frau,“ versetzte Fräulein Bläck; „ich weiß jedoch, daß der Schein in dieser Hinsicht nichts beweist; denn sie klagt nie und ist immer ruhig und geduldig; aber Ihre Schwester Susanna hat mir versichert, daß sie lange nicht so wohl gewesen ist.“

„Und wie befindet sich Santchen? Ich kann es wahrlich nicht begreifen, wie sie es so lange ohne mich hat aushalten können; denn als ich noch im Hause war, lebte sie nur halb, wenn sie mir nicht dreimal in einer Stunde die Moral lesen konnte.“

„Dann denk' ich, daß sie nach Ihrer langen Abwesenheit was Artiges gesammelt hat,“ sagte Fräulein Bläck lachend. „Nun, Sie werden es doch von Santchen wohl hören wollen? Wofür sind denn die ältesten Schwestern, wenn nicht, ihre Brüder etwas im Zaume zu halten? . . . obschon ich fürchte, daß Sie jetzt ihrer Ruthe entwachsen sind.“

„Entwachsen! das bezweifle ich, sie wird mich so lange plagen, bis sie einen Mann hat, um den zu regieren . . . . Apropos, wissen Ihre Edeln auch, ob sich schon Jemand für sie gefunden hat?“

„Wenn ich ihre Vertraute wäre“ entgegnete meine neue Bekannte mit einem listigen Lächeln, so würde ich mir wohl schmeicheln können, Ihnen etwas der Art sagen zu können, und ich will ihr auf jeden Fall das Vergnügen nicht rauben, Ihnen über diesen Punkt die nöthigen Mittheilungen zu machen.“

„O Himmel!“ versetzt' ich, „dann werde ich nichts erfahren, bevor und ehe der Vorsänger in der Alten Kirche mit seiner Nasenstimme der ganzen Gemeinde verkündigt, daß auch Verlobte vorhanden sind, Herr N. N. und Fräulein Susanna Alotte Huyck.“

„Ich schmeichle mir, daß Sie wohl etwas vertraulicher mit ihr sind. Wenigstens nach dem Tone zu urtheilen, wie sie immer über Sie sprach, darf ich wohl schließen, daß sie von Ihnen nicht wenig hält.“

„Sie hat also zu Ihnen über mich gesprochen?“ fragte ich mit Lebhaftigkeit; „wohlan, das freut mich recht, denn sonst wär' ich Ihnen ganz unbekannt.“

„Ihre Edeln scheinen zu glauben, in Ihrer Abwesenheit durch sie nicht benachtheiligt worden zu sein,“ sagte Fräulein Bläck; „und daß Sie ihr mehr Verpflichtung schuldig sind, als man so eben aus Ihren Worten abnehmen würde.“

„Ja, davon bin ich überzeugt,“ sagt' ich; „fern von mir, wird sie nur Gutes von mir sagen; aber wehe mir, wenn ich wieder vor ihren Augen erscheine.“

„Das ist die wahre Freundschaft,“ entgegnete Fräulein Bläck, „Jemandem seine Fehler ins Angesicht zu sagen, und hinter seinem Rücken ihn zu preisen; — aber seien Sie nur nicht so hoffärtig. Sie wußte Ihre Briefe bisweilen auf eine so lächerliche Weise zu erklären und mit Anmerkungen zu schmücken, daß Sie mehr als ein Mal übel davon kamen.“

„Wie!“ erwiederte ich mit einem gemischten Gefühle von Freude und Verdruß, „sie hat Sie meine Briefe lesen lassen?“

„Ja, Auszüge davon ... Beschreibungen von Ländern und Städten, Sitten und Gewohnheiten, und Ihre Anmerkungen darüber. Ich kann nicht verkennen, daß sie mich oft ergötzt haben.“

„Leider!“ rief ich in einem traurigen Tone aus, „ergötzt! Vielleicht auf Kosten des armen Schreibers, der sich nach den Ermüdungen des Tages mit schläfrigen Augen und abgespanntem Geiste an den Schreibtisch setzte und aus Liebe zu seiner Familie halbe Nächte hinbrachte Papier zu beklecksen, während er lieber auf seinem Bette geschnarcht hätte. — Nun gewiß! Jetzt werde ich denn doch auch über einen solchen Mißbrauch von Vertrauen ein Mal Klage führen.“

„Ich danke Ihnen für diese Artigkeit,“ sagte Fräulein Bläck. „Ihre Edeln denken also, daß das Vertrauen schlecht angewendet war.“

Ich stand einen Augenblick verlegen und fühlte, daß ich roth wurde; ich sammelte mich jedoch, als ich merkte, daß Fräulein Bläck gleichfalls Farbe bekam, vielleicht in der Meinung, zu frei gesprochen zu haben, und fuhr scherzend fort:

„Es war weit entfernt von meiner Absicht, Ihnen ein schlechtes Compliment zu machen, im Gegentheil! Da ich nicht glaube, daß Santchen mit meinen Briefen herumläuft, so sehe ich die Mittheilung derselben an Sie als einen Beweis an, daß Sie beide sehr eng verbunden sind, und weil die Freunde unserer Freunde auch die unsern sind ....“

„Dies Sprichwort geht nicht durch,“ fiel Fräulein Bläck trocken ein; — und, als wolle sie mir zu erkennen geben, daß sie nichts von Verbindlichkeiten halte, fragte sie mich in einem kalten Tone, ob ich auch wisse, wie spät es sei.

„Das dürfte ich Ihnen schwerlich sagen können,“ antwortete ich, „denn meine Uhr hat mir den Possen gespielt, stehen zu bleiben. Nach meinem Vermuthen kann es jedoch nicht weit von halb ein Uhr sein.“

„Schon so spät! Dann fürcht' ich, daß sie mich schon auf dem ganzen Platze suchen, denn ich hätte bereits lange zu Hause sein müssen. Es ist Essenszeit und ich bin beinahe nicht angekleidet.

„Wollen Sie, daß ich nach Ihrem Hause gehe, um einen Regenschirm für Sie zu holen?“

„O nein!“ sagte sie lachend, „dieß ist die Meinung nicht. Sie sitzen hier trocken; warum sollten Sie Sich nochmals dem Regenschauer aussetzen?“

„Wenn dies Ihr einziger Grund ist,“ sagt' ich, „so spring ich sogleich hin. Ich bin doch schon naß und überdies, würde man zur Noth nicht durch ein Wasser laufen, Ihnen einen Dienst zu erweisen?“

„Nein! nein! Ich danke Ihnen,“ sagte sie etwas ungeduldig; „es wird wohl sogleich Jemand kommen, mich zu holen .... oder lieber ... sobald der Regen nachläßt, gehen wir beide, jedes seinen Weg.“

Wir schwiegen einen Augenblick, während dem ich mich an die Thür stellte, bereit, nach dem Herrenhause zu springen, sobald sie mir dazu Erlaubniß gäbe. Inzwischen konnte ich in ihren Augen lesen, daß sie mir noch etwas sagen wolle, doch zaudere, es auszusprechen. Endlich schien sie ihre Aengstlichkeit besiegt zu haben, und fuhr, vor sich hinsehend, fort:

„Hören Sie einmal, mein Herr Huyck! Ich habe wirklich lieber, daß Ihre Edeln nicht gehen. Ihre Edeln sind der Bruder meiner Freundin! Ich kann es Ihnen also wohl sagen ... ich bin bange, daß es mein Oheim vielleicht übel nehmen würde, daß ....“

„Daß ein von Ihnen ausgesprochner Wunsch sogleich erfüllt wird, sobald er gehört ist?“ fiel ich ihr in die Rede.

„Hören Sie!“ entgegnete sie, indem sie drohend den Finger aufhob; „ich muß Sie warnen, alle Complimente bei Seite zu lassen, oder ich schweige augenblicklich, da ich Ihnen doch nicht entlaufen kann.“

„Auf mein Wort,“ erwiederte ich fröhlich, „ich kann nicht glauben, daß Ihre Edeln die Demuth so weit treiben, jedes freundliche Wort, das Ihnen gesagt wird, sogleich für eine Verbindlichkeit und nichts mehr zu halten. Wenn Ihre Edeln Ausdrücke, die nichts als Wahrheit enthalten, als Schmeicheleien aufnehmen wollen, so werden Sie mich zwingen anders zu sprechen, als ich denke.“

„Je länger, je schöner!“ sagte sie. „In welchem der von Ihnen besuchten Länder haben Sie diese Hofsprache gelernt? Ihr Gespräch übersteigt den Bereich eines unschuldigen Holländischen Mädchens und ich weiß nicht nach Gebühr darauf zu antworten.“

„Es ist denn doch etwas zu arg,“ versetzt' ich, „daß alle meine Worte so verkehrt von Ihnen aufgenommen werden. Ich werde noch damit endigen müssen, Ihnen allerlei unangenehme Dinge zu sagen, nachdem ich vorher gebeten habe, so gut sein zu wollen, alle meine Ausdrücke buchstäblich im entgegengesetzten Sinne zu nehmen. Um's Himmels Willen!“ setzte ich hastig hinzu, da ich sah, daß sich auf der blanken Stirn der jungen Schönen ein Wölkchen

von Unzufriedenheit zusammenzog. „Seien Sie nicht böse, sondern langmüthig gegen den, der nun zwei Jahre außer Gelegenheit gewesen ist, auf Holländisch anzusprechen, und wenn ich etwas sage, daß Ihnen mißfällt, dann schreiben Sie es dem zu, daß meine Freude über die erste Begegnung mit einer Stadtnachbarin mir den Kopf verrückt. Muß ich es nicht als ein glückliches Vorzeichen ansehen, ja selbst dem Unwetter es Dank wissen, daß Sie diese Person sind, und nicht die eine, oder die andere ....“ Hier brach ich unwillkührlich in ein gellendes Gelächter aus, denn mein Zusammentreffen mit Simon trat mir vor die Seele. Fräulein Bläck sah mich einigermaßen erstaunt an, weil sie nicht wußte, was diese ungemeine Fröhlichkeit bedeute.

„Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung!“ fuhr ich fort; „aber eben erinnre ich mich, daß ich schon heute Morgen einem Landsmanne begegnet bin, und zwar einem Juden mit Handelswaaren. Dieser Gedanke kam in Verbindung dessen, was ich sagte, mir so albern vor, daß ich nicht umhin konnte, darüber zu lachen .... Ihre Edeln sind doch nicht böse darüber?“

„Nicht im Geringsten! Es thut mir aber um Ihrentwillen leid, wenn Ihre Edeln an Vorbedeutungen glauben, denn nun liegt das ganze Gebäude Ihrer Hoffnung in Trümmern.“

„Noch nicht! Auf meine erste Begegnung ist

Bayerische Staatsbibliothek München

ein gewaltiger Regenguß gefolgt, und also habe ich das Uebel, das sie mir bringen sollte, schon gebüßt; aber diese zweite kann mir nichts als Gutes prophezeihen."

„Sie prophezeiht Ihnen eine tüchtige Erkältung," sagte das schalkhafte Mädchen; „oder sind Sie wohl gegen eine nasse Kleidung abgehärtet?"

„Wenn's weiter nichts ist!" sagt' ich, „davor fürchte ich mich nicht; ich laufe mich bald wieder warm."

„Leicht möglich!" sagte sie mit einem gutherzigen Blicke; „aber es wäre doch nicht übel, wenn Sie etwas nähmen, um sich etwas zu erwärmen. Es würde mir der Ehre meines Oheims willen leid thun, wenn Sie auf Güldenhof gewesen wären und nichts zu Ihrer Erquickung genossen hätten. Ich werde sehen, was der Schrank enthält."

Mit diesen Worten sprang sie auf, nahm ein Bund Schlüssel, die an dem Bücherschranke hingen und öffnete, ungeachtet meiner Betheurung, daß ich nichts bedürfe, einen der Schränke, welcher, wie ich schon vermuthet hatte, zum Buffet diente und worin, außer einigem Japanischen und Chinesischen Porcellan, einem silbernen Tabakscomfort, einem Kistchen nebst Zubehör, sich auch ein Liqueurkellerchen befand, welches ich herausnahm und auf die Tafel setzte.

„Sehen Sie!" Was ist Ihnen gefällig? Cognac, Rum, Rosolis, Ratafia! Was begehren Sie?"

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich nahm ein Glas Cognac an und fühlte in der That, daß es wohlthätig wirkte. Inzwischen hatte ich, während meine schöne Gastgeberin im Schranke herumkramte, die Aufschrift gelesen, die darüber prangte und so lautete:

„Du, der an diesem Ort willst weilen mit Gemach,
Du find'st in diesem Schrank Pfeif', Feuer und Tabak,
Auch farbiges Porz'llan von China's ferner Küst'
Und guten Morgentrank, so Dir kein Kaffee lüst't."

„Eine sehr gute Zurechtweisung für Diebe, die bisweilen hier eindringen dürften," sagt' ich, „um nicht verlegen zu sein, wo sie etwas nach ihrer Lust finden können."

„Ach!" sagte Fräulein Bläck; „die Kuppel wird gut geschlossen, und das Wenige, das sich hier befindet, ist der Mühe des Einbruches nicht werth."

„Man scheint hier voll Reimchen zu sein," sagte ich weiter, indem ich mich umdrehte und die Aufschrift des Bücherschrankes las, welche dieses Inhalts war:

„Den Körper pfleg' und nähr', vielmehr jedoch den Geist,
Dies halte stets, was Vater Cats dich heißt,
Und wenn begierig Du nach solcher Nahrung bist,
So suche nur hierin, wo große Auswahl ist."

„Es ist Jammerschade ums Geld, das an die Buchstaben verschwendet ist," dacht' ich bei mir selbst, murmelte aber zugleich überlaut: „hm! sehr artig!"

„Jetzt, Herr Wahrheitssprecher," sagte die schalkhafte Quälerin, „bin ich überzeugt, daß Sie's nicht so meinen, wie Sie sprechen."

„Was soll ich sagen," entgegnete ich Achselzuckend; „hochtrabende Poesie ist es gerade nicht, sondern es sind Reime, welche die Sache treffen, und das kann man eben nicht von allen sagen. Auch muß ich Ihnen bekennen, daß ich durchaus kein Gefühl für, noch Kenntniß von Dichtkunst besitze." — Und das war wahr.

„Darf ich weiter lesen?" fuhr ich fort und fing nun an mit der Aufschrift, die über dem dritten Fache stand:

„Der Leu, den Simsons Faust zur Erde hat gefällt,
Hatt' Honig in dem Maul, wie uns die Schrift vermeld't.
Wenn aber dieser Schrank 'n Löwenkopf einschließt,
Daraus nichts anderes, als reines Wasser fließt."

„Fürwahr!" sagt' ich, „Simson dacht' ich nicht bei dieser Gelegenheit anzutreffen."

„Was wird man viel sagen über eine Fontaine?" sagte Fräulein Bläck mit Achselzucken; „unser Kuppeldichter hat selbst Anlaß genommen, auf eine Wendeltreppe zu reimen, die hinter diesem Verschlage ist, und darin uns'rer Stammväter zu gedenken."

Ich wandte mich um und las die vierte Aufschrift:

„Neugierde hat uns schon gar manchmal Leid gebracht
Wie leider Eva schon im Eden nicht bedacht.
Behutsam, eh', Du's wagst, zu öffnen diese Thür!
Es möchte schaden leicht an Arm' und Beinen Dir."

„Brr! das kann hochtrabend, oder vielmehr sehr matt heißen,“ sagt' ich; „ewig Schade, daß der Verfasser aller dieser Kunstproducte die Bescheidenheit gehabt hat, nirgends seinen Namen darunter zu setzen.

„O! was seinen Namen betrifft,“ sagte Fräulein Bläck, „der steht draußen über dem Eingange unter einer fünften Aufschrift, worin er mit großprahlerischen Worten erzählt, daß dies Gebäude eine Kuppel ist, als ob die Leute es für ein Hühnerhaus ansehen würden. Es ist sonst ein guter Mann, dieser Lucas Helding, aber die Nachwelt wird wenig dabei verlieren, wenn er auch nie wieder eine Feder aufs Papier setzte.“

„Ich halte mich doch überzeugt,“ sagt' ich, daß er beſſre Dinge machen kann, wenn er würdigre Gegenstände hat, als eine Kuppel und Wendeltreppe. In seiner Eigenschaft als Dichter von Güldenhof hat er ohne Zweifel Ihre Gaben mehr als ein Mal besungen; und als dieser Gegenstand kann nicht anders, als seinen Dichtergeist angeblasen haben.“

„Ihre Edeln rathen ganz recht,“ antwortete sie; „ich habe noch nie meinen Geburtstag gefeiert, ohne einen gereimten Glückwunsch von ihm zu empfangen und es ist keine Göttin auf dem Olymp, mit der ich nicht verglichen worden bin. Unglücklicher Weise hatte er seinen Stoff vergangenes Jahr etwas erschöpft, denn da war ich nicht allein Venus,

das verstand sich von selbst, sondern Juno, Vesta, Ceres, Minerva und was weiß ich, all' mehr. Ich hatte ihm freilich auch ein Degengehänge bordürt; aber dies Jahr kam ich schlecht weg und war nicht mehr, als Atalante! Das war ein schrecklicher Fall."

„Zuverlässig waren Sie diesem oder jenem Anbeter entwischt," sagte ich lachend; „aber wohlan! dann werde ich Sie wieder auf dem Olymp zurückführen und Ihnen meinen Dank als Hebe zollen." Mit diesen Worten trank ich mein Gläschen aus.

„Hebe bedient nur die Götter, mein Herr!" sagte sie lachend.

„Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete ich, „sie gab auch Herkules, der nur ein Halbgott war, dann und wann zu trinken, wenn er naß nach Hause kam."

„Es ist möglich!" erwiederte sie, „ich werde mich nicht erkühnen, mit Jemandem zu streiten, der studirt hat. Ist Ihnen noch ein Gläschen gefällig? . . . o Himmel! da läutet man zu Tische! Nun werde ich wohl durch müssen, Regen oder kein Regen."

„Aber was für Barbaren wohnen denn dort in dem Hause," fragt' ich, „daß nicht Einer die Artigkeit hat, Sie zu suchen?

„Ich darf nicht länger bleiben," sagte das junge Mädchen mit sichtbarer Verlegenheit und nahm, nachdem sie ihr Buch in den Schrank gestellt hatte, ihre

Arbeit auf, aber das Garnknäuel entfiel ihr und rollte unter die Tafel. Ich bückte mich eben, um es aufzuheben, als auf ein Mal der Schrei: „gefunden! gefunden!" meine Ohren traf, und sich gleichzeitig drei unbekannte Gesichter auf der Stufe zeigten.

Viertes Kapitel.

Weiterer Vorgang in der Kuppel.

Die Vorsteher der neuen Schule, die sich in der Literatur seit einiger Zeit stolz erheben, scheinen, mit Verwerfung der alten Einfachheit, welche wir von den Griechen und Römern empfangen hatten, in ihren Producten, besonders in den dramatischen, sehr viel Gewicht auf treffende und unerhörte Gegensätze und Contraste zu legen, wie auf Alles, was seltsame und durch seine unerwartete Erscheinung stark erschütternde Wirkungen hervorbringt. Hiezu gehören besonders die sogenannten coups de theâtre, welche gegenwärtig bei Unkundigen, ja selbst (ich sage es mit großem Leidwesen) bei Etlichen, die es besser wissen müßten, mehr Eindruck machen, und mehr Beifall erwerben, als die schönsten Gedanken und die treffendsten Beschreibungen unserer besten Dichter. Was mich betrifft, — vielleicht kömmt es daher, daß ich in meinen alten Tagen meinen Geschmack nicht nach

dem der gegenwärtigen Zeit zu modeln verstehe, — aber ich kann es nicht über mich gewinnen, diese erschrecklichen Sprünge, dieses grelle Hell und Dunkel, alle diese erschütternden und schauderhaften Contraste zu bewundern; und wenn ich auch in einzelnen Fällen mit den coups de theâtre, welche mir im Durchschnitt eher ein mitleidiges Lächeln, als einen beifälligen Ausruf abnöthigen, zufrieden bin, so ist es im Lust- oder Possenspiel, wo ich zu Hause zu sein glaube.

Man entschuldige mir diese Ausführlichkeit, welche vielleicht Manchen ärgern wird, und Allen wahrscheinlich unpassend und am unrechten Orte vorkömmt; aber es ist ein Vorrecht des Alterthums, bei etlichen Gelegenheiten etwas breit zu werden und zu tändeln; bisweilen geht es wohl auch an, ein wenig zu possaunen. Zu meiner weitern Entschuldigung muß ich sagen, daß die Anleitung dazu sich sehr natürlich aus dem Zustande erklären läßt, worin sowohl Fräulein Bläck und ich, als die drei neuen Personen, welche uns überraschten, am Schlusse des letzten Kapitels sich befanden, und welcher Zustand theilweise eins der schönsten coups de theâtre, das jemals in der fingirten Theaterwelt ersonnen werden konnte, darbot.

Denke dir auf der einen Seite den Schreiber dieser merkwürdigen Geschichte in dem schönen Costüme, das früher beschrieben und durch den Regen von An-

sehen nicht besser geworden war, auf Händen und Füßen unter der Tafel liegend, um Fräulein Bläck's Garnknäuel aufzuraffen, die auf das Rufen ihr blondes Köpfchen umgewendet hatte und, sobald sie die Ankommenden erkannte, mit niedergeschlagenen Augen und blutrothen Wangen, wie auf die Stelle genagelt stehen blieb, gleich Jemandem, der auf einer bösen That ertappt wird; — und auf der andern Seite die drei neu Angekommnen, erstaunt und verblüfft auf der Schwelle stehend, um dies Schauspiel anzugaffen, und gewiß alle drei in dem Wahne, daß es hier nicht sauber hergehe und daß Fräulein Bläck einen Anbeter hätte, der sich unter der Tafel zu verbergen suche. Wahrlich, dies lieferte ein Gemälde, des Pinsels meines alten Bekannten Troost, oder eines ihm ähnlichen Malers vollkommen würdig. Damit es Niemandem, der sich dazu berufen fühlen möchte, diese Begegnung auf der Leinwand zu verewigen, an den nöthigen Einzelheiten fehlen möge, welche ihn in den Stand setzen können, Alles wie nach dem Leben abzubilden, so will ich hier die Beschreibung von den drei Personen beifügen, von welchen wir unter vier Augen so unerwartet gestört wurden.

Der erste von ihnen war Niemand anders, als der Eigenthümer des Lustschlosses selbst, Herr Jacobus Bläck, ein Mann von mittlerer Größe, mager und ungesund von Aussehen, mit einem Gesicht,

dessen Farbe man am füglichsten mit einem Glase reinen Amsterdamer Grabenwassers hätte vergleichen können. Die Falten, welche seine Stirn furchten, der kränkliche Ausdruck seiner tief in die Höhlen eingefallnen Augen, das vorstehende Kinn, die mageren Backen und der Mangel der größten Hälfte seiner Zähne gaben ihm das Ansehen eines abgelebten Greises, obgleich er nicht älter war, als drei und fünfzig Jahre. Seine Haltung jedoch war immer abgemessen und würdevoll, ja in einigen Fällen sogar majestätisch und sein ganzes Betragen das eines fein gebildeten Mannes. Sein Gewand bestand in einem einfarbigen, schlichten Sommerrocke von brauner Serge mit großen Knöpfen von geflochtnem Silberdraht. Aus den breiten Umschlägen der Aermel, die kaum bis unter die Ellnbogen reichten, fiel eine ziemliche Masse Krauseln auf den Vorderarm nieder. Die Weste war von schwarzgeblümtem Damast, deßgleichen die weite Hose, zwischen beiden blinkte schneeweißes Linnen durch. Die seidenen Strümpfe staken in großen vierkantigen Schuhen mit rothen Absätzen. Er trug jetzt keinen Degen, sondern einen kostbaren Hirschfänger an seiner Seite, dessen Gefäß von Elfenbein und mit Gold ausgelegt war, und in einer Scheide von Seehund, an einer silbernen Kette hing. Eine Lockenperüque und darüber eine weiße Tuchmütze mit einem breiten vorragenden Schilde bedeckten den Kopf; ein Halstuch mit Spitzenwerk an

den Zipfeln, worüber reichlicher Schnupftabak gestreut war, umgab den Hals. In der rechten Hand hielt er ein langes braunes Rohr mit Bernsteinknopf und in der linken einen Regenschirm.

Rechts hinter ihm befand sich sein eigner Sohn, Herr Ludwig Bläck, ein riesenhafter, kräftig gebauter Jüngling, mit großen braunen Augen, einem wohlgeformten Munde und regelmäßigen Gesichtszügen, die ihm ein höchst günstiges Aeußere gegeben haben würden, wenn in seinem schiefen Blicke und in der Art und Weise, wie er Nase und Oberlippe aufzuziehen pflegte, nicht etwas gelegen hätte, das Hochmuth und Verachtung aussprach und über sein Gesicht einen unangenehmen Ausdruck verbreitete, und wenn nicht einzelne auf seine fleischigen Backen ausgestreute rothe Punkte, die mannigfaltigen Schwelgereien und Nachtwachen, welche damals, was auch ein Cantator temporis acti sagen möge, mehr als gegenwärtig im Schwunge waren, zu deutlich beurkundet hätten. Seine Kleidung war reicher und neumodischer, als die seines Vaters, obgleich ebenfalls die eines auf dem Lande Lebenden. Sein Rock war von grünem Tuche, mit einer Anzahl kleiner runder Knöpfe gleichsam übersäet, und um die Taschen und auf den Nähten mit Weinranken aus grüner Flockseide bordirt. Seine Beinkleider, über welchen eine dreifache goldene Uhrkette bummelte, waren von gelbem Leder; seine gezwickelten Ueberstrümpfe von gelber Seide und die

Unterstrümpfe von gewirkter Stickerei. Unter einem alten Hute, den er gewiß in der Eile aufgesetzt hatte, wogte eine schöne Perüque von kastanienbraunem Haar in zierlichen Locken nieder und theilte sich auf dem Nacken in zwei sogenannte marteaux, wovon nur der eine seinen Weg über den Rücken verfolgte, während der andere nach dem damals herrschenden Geschmack über die linke Schulter nach vorn gebracht war. Er trug weder Degen noch Jagdmesser, sondern eine kleine Hundepeitsche mit einem goldnen Pfeifchen unterm Arme, seine Hand war aber auch, wie die seines Vater, mit einem Regenschirme bewaffnet; der seinige war jedoch von rothem Taffet mit gelbem Rande, blauen und gewirkten Franzen, der seines Vaters von grober Leinwand und altmodischer Form.

Was die dritte Person betrifft, die mehr zurückblieb und sich auf der linken Seite hielt, war Niemand anders, als Herr Lucas Helding, dessen Geistesproducte ich im letzten Kapitel erwähnt habe. Man brauchte den guten Mann nur anzusehen, um gewahr zu werden, daß er von den beiden Herrn, in deren Gesellschaft er sich befand, nur geduldet wurde und nichts mehr, und weit entfernt war, jene Unabhängigkeit zu besitzen, welche Musensöhne gewöhnlich so gern zu behaupten suchen. Wahrlich es war in jenen Tagen, ebenso als jetzt, für den Unterthan unserer Republik ein beklagenswerthes Loos,

wenn er, nicht vom Glücke begünstigt, sein Brod mittelst der schönen Künste und Wissenschaften verdienen mußte, besonders in Amsterdam, wo man vor demjenigen, der seinen von der Natur erhaltenen Gaben, nicht dadurch, daß er einige gute Sachen mit guten Ducaten und einigen Bündeln Schuldscheinen bezahlte, ein Gewicht zu verschaffen wußte, wo mehr als ein Maler, dessen Producte jetzt Tausende gelten, im Gasthause starb, wo mehr als ein Kupferstecher sich aus Armuth ersäufte, und mancher Gelehrte auf einem Dachstübchen wohnte, — wenig oder keine Achtung hegte. *)

Es gab jedoch unter den Günstlingen Apoll's und den Musensöhnen Einige, denen zwar kein Reichthum zu Theil wurde, aber doch ein gewisses, für Alltagsgeister sehr erträgliches Bestehen gesichert war, welches hochfliegenden Genies vielleicht unerträglicher schien, als das Elend selbst. Wiewohl unsere Amsterdamer Patricier (ich spreche hier im Allgemeinen, es giebt einzelne und vortreffliche Ausnahmen) — wenig auf Kunstfreunde hielten, so konnten sie doch die Kunst, bei dem sich immer mehr steigernden Luxus, in der Folge weniger missen. Man baute überall neue und präch-

*) Man kann sehen, daß dies in dem vorigen Jahrhunderte geschrieben wurde. Jetzt sind ja die Künste eine Goldgrube für ihre Freunde. Ist es nicht wahr, Mynherr? .. und Mefrau?

tige Häuser. Gut! Man bezahlte zwar die Baumeister; aber dann mußten in den Vorzimmern und Gängen auch Statuen und Vasen sein; Malereien auf den Tapeten, über den Thüren Basreliefs, Allegorien, Bilderspachen und Devisen an den Giebeln, Stufen, Garten- und Sommerhäusern. — Man hatte schöne Wagen; aber die Gemälde mußten mit dem Wappen der Eigenthümer und mit ausgesuchter Malerei prangen. Man hatte zierlich angelegte Lustgärten; — aber das mußte ein Jeder wissen, und darum mußten sie in einem „feierlichen Gedichte," wie man es nannte, besungen werden. Man hatte Bibliotheken; — aber es war nicht immer die Sache des Eigenthümers, sie selbst zu sammeln. Endlich, man hatte von Augustus und Mäcenas sprechen hören, von der Aufmunterung und Beschirmung, die sie der Kunst angedeihen ließen, und wie sie zur Wiedervergeltung von Dichtern und Künstlern geehrt und gepriesen wurden; und nun mußte ein Jeder, der Geld hatte, ein Augustus oder Mäcenas werden und wenigstens ein Paar Malern oder Dichtern seine hohe Gunst zu erkennen geben. Daß bei einigen angesehenen Einwohnern ein wesentliches Gefühl für das Schöne und Gute bestand, kann nicht geleugnet werden; und ich werde der erste sein, den Männern zu huldigen, deren ich viele gekannt habe, die mit dem Glanze ihrer Geburt und dem Ansehen, das ihnen Stand und Reichthum gaben, Genie, Gelehr-

samkeit, guten Geschmack und ächten Kunstsinn zu verbinden wußten; aber daß es bei den Meisten nur eine Modesache war, dem wird eben so wenig von Jemandem, der von dem damaligen Zeitgeiste eine nur oberflächliche Kenntniß hat, widersprochen werden. So geschah es, daß Maler vom ersten Range ihre göttliche Kunst herabwürdigen mußten zum Verzieren von Zimmern und Staatskutschen, oder zum Zeichnen von Perspectiven an dem Ende einer Allee, und an den Wänden einer Orangerie; oder auch zum Abbilden ihrer Beschützer und deren Familien in den von ihnen gewählten, oft lächerlichen Gewändern und Haltungen; — daß der Dichter seinen Flug auf die engen Grenzen des Lobgedichtes zur Ehre des Reichen, der ihn bezahlte, und des beschreibenden Gedichtes zur Erhebung des Lustschlosses, wo er bisweilen das unschätzbare Vorrecht genoß, ein Paar Tage hinzubringen, wenn nämlich keine ansehnlichern Gäste mehr da waren, als der jüngste Buchhalter und dessen Familie, — beschränken mußte. Denn wagte er es, höhere Töne anzuschlagen, so konnte er im Voraus berechnen, daß sie ihm keinen Stüber einbringen würden.

Ein solches Loos war auch das Lucas Helding's, welchen Herr Bläck an sich gezogen hatte, nicht weil er einiges Gefühl für die Dichtkunst besaß, sondern weil ihm genannter Lucas Helding einige Jahre früher durch seinen Sohn Ludwig (der seine Gründe

dazu hatte) zur Besingung der Schönheiten, welche das Lustschloß Güldenhof darbot, war empfohlen worden. Etliche Hundert Exemplare in Quartformat, mit schönen Lederbänden und Goldschnitt, die unter den Freunden und Bekannten Herrn Bläcks vertheilt waren, bezeugten, wie trefflich der Hofdichter seine Pflicht erfüllt hatte. Dadurch war dieser unter das Patronat des Eigenthümers des von ihm besungenen Lustschlosses gekommen und genoß seitdem die beneidenswerthe Auszeichnung, bei seinem Beschützer bisweilen einige Tage zubringen zu dürfen und manchmal mit einem kleinen Geschenk an Geld, oder wohl gar mit einem alten Rocke oder Hute beehrt zu werden. Er hätte es in Wahrheit schlechter treffen können; denn auf Güldenhof waren keine Kinder, die man zu begleiten hatte, wenn sie in einem Packwagen fuhren (ein Geschäft, das sonst gewöhnlich solchen Gästen aufgetragen wurde); kein Französischer Gouverneur, mit welchen man zum Spazierengehen ausgeschickt wurde und den man nicht verstehen konnte, keine Frau des Hauses, welche bei Tische die Portionen selbst austheilte und Sorge trug, daß ein Gast wie dieser nicht mehr bekam, als ihm zuträglich war; — die ganze Familie bestand nur aus drei Personen, wovon zwei sich wenig, oder gar nicht mit ihm abgaben, und die dritte — ein Engel war. Lucas Helding verlebte daher auch, so oft er auf Güldenhof kam, goldne Tage, aß und trank, so viel

er Lust hatte, lustwandelte wohin er wollte, konnte ungestört in der Bibliothek herumschnüffeln und fand Fräulein Bläck stets bereit und geneigt, ein wenig zu schwatzen und ihn zu plagen.

Bei alle dem brauchte man unsern Musensohn nur anzusehen, um sich überzeugt zu halten, daß seine Finanzen sich keineswegs in einem vortheilhaften Zustande befanden und daß Plutus ihn eben so wenig, als viele Andere begünstigt hatte, die vor und nach Lucas Helding die Leier Apollos gerührt haben.

Meine Bemerkung gilt jedoch nur von dem äußerlichen Aussehen des Mannes; denn, trotz seiner kärglichen Kleidung, schienen sein runder Bauch und seine rothen Wangen von einer bessern Küche und einer reichern Speisekammer zu zeugen, als ihm gewöhnlich zu Theil wurde, und die gute Mutter Natur hatte das Entschädigungssystem hinsichtlich seiner in so fern befolgt, daß sie ihm in seiner Armuth eine glückliche Laune und eine heitere Fröhlichkeit geschenkt hatte, womit er trotz der besten Philosophie die Grillen des Glückes reizte, und die, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, nur bisweilen empfindlicheren Schmerzen weichen mußten. Sein rundes und offnes Gesicht, seine kleinen aber geistreichen Augen, seine lachenden rothen Lippen hätten, um vortheilhaft abzustechen, einen bessern Einfaß verdient, als das magere Haar, woraus schon einige weiße Spitzen

hervorblickten, die zu erkennen gaben, daß ihr Eigenthümer die sechs Kreuzchen schon hinterm Rücken hatte. Was im Uebrigen des Mannes Kleidung betraf:

Die Weste war, obschon von Damast fein,
Das schlechtste Stück an seinem Körperlein,

um mit einem Dichter seines Schlages zu sprechen und war schon lange der großen Hälfte der Knöpfe verlustig, womit sie früher geziert gewesen und deren Stelle gegenwärtig durch eine Menge Stecknadeln vertreten wurde, die so weit hinauf gesteckt waren, daß sie den Fragpunkt unbeantwortet ließen, ob denn unter der Weste einiges Linnenzeug verborgen sei oder nicht. Der Rock war ausnehmend schön... gewesen; aber die Farbe der gelben, blauen und orangenen Quadrate, welche darauf zu sehen, war lange verschossen und die Façon altmodisch geworden; auch war er nicht weit genug, als daß er über dem vorstehenden Bauche, der mit Mühe in eine grünsammetne Hose aufgenommen wurde, welches letzte Kleidungsstück, noch so gut als neu, gegen die übrigen merklich abstach, hätte geschlossen werden können. Weiß gewirkte Strümpfe, welche bis über die Schenkel reichten und unter den Knieen mit ein Paar Maroquinstrumpfbändern festgehalten wurden, umschlossen die kurzen und mit schönen Waden versehenen Beine, womit er ängstlich auf- und niedertrippelte, um ein Paar großen Hunden

der Herren Blacks auszuweichen, welche Vergnügen darin zu finden schienen, ihn in Verlegenheit zu bringen. Wenn man sich nun zu alle diesem einen kleinen Degen mit zinnernem Gefäß, von dem Rockflügel halb verborgen, und ein Paar plump gearbeitete Schuhe denkt, dann wird man sich einen Begriff von der Person Lucas Helding's machen können. Auch er trug einen Regenschirm, aber der seinige war so mit Lappen und Stücken besetzt, daß die ursprüngliche Beschaffenheit und Farbe des Stoffes nicht mehr zu erkennen war.

Die drei Personen, deren Beschreibung wir gegeben haben, blieben denn, wie gesagt, in stummer Verwunderung auf der Stufe stehen und erinnerten Helding, das theilte er mir hinterdrein mit, an Soldaten, die

Geschützt durch ein Dach -
Von Schilden (Regenschirmen) dicht gefügt,

eine Bresche erstiegen und halben Weges zurückgeworfen worden.

Das Erstaunen, welches sich auf den drei verschiedenen Gesichtern zeigte, lieferte einen possierlichen und vielbezeichnenden Contrast. Bei dem alten Herrn schien es mit einem Gefühl von Angst und Zorn vermischt, welches ihm den Mund weit öffnete und den Knopf seines Rohrs krampfhaft zusammendrücken ließ. Sein Sohn warf sich in die Brust und zog Nase und Augenbraunen in die Höhe: auf

den Lippen Heldings wurde ein Lächeln sichtbar, das er mit der Hand zu bedecken eilte, in der Ungewißheit, wie ein Scherz über diesen Vorfall aufgenommen werden könne.

Das Stillschweigen der gegenseitigen Ueberraschung aber dauerte nicht lange. Die drei Herren traten ein, die zwei Hunde an der Spitze, welche sogleich bellend und kneffend auf den Unglücklichen eindrangen, der inzwischen mit dem Knäuel in der Hand unter der Tafel vor zum Vorscheine kam, und die junge Dame ging ihrem Oheim einen Schritt entgegen.

„Wir wollten Sie abholen, Fräulein!" sagte Herr Bläck in einem unzufriedenen Tone, wozu die Umstände einigermaßen berechtigten, und ohne die geringste Rücksicht auf mich zu nehmen: „Niemand wußte, wo Sie hingekrochen, oder geflogen waren."

„Ich war . . . ich saß hier und las, lieber Oheim!" war des guten Mädchens Antwort, die abwechsend roth und bleich wurde; es regnete so und . . ."

„Wir waren besorgt, daß Sie sich langweilen würden," fiel Ludwig Bläck mit einem höhnischen Lächeln ein, indem er zugleich einen Seitenblick auf mich warf; „aber wir wußten nicht, daß Sie Gesellschaft hatten."

Herr Bläck sah seinen Sohn einigermaßen mißvergnügt an und wandte sich zu mir, als wolle er

mich fragen, wer ich sei, da ich, um meine liebe Gastgeberin aus der Verlegenheit zu reißen, vortrat und ihm zuvorkam.

„Ich hoffe, mein Herr Bläck," sagt' ich, „daß Sie es mir nicht übel auslegen werden, wenn ich hier auf einige Augenblicke einen Zufluchtsort gegen den Regen gesucht habe."

„Es steht vor der Thür!" murmelte Helding halblaut:

„Wenn Du vor Regen fürchtest und rauhen Sturmes Winden
So kannst in diesem Haus Du süße Zuflucht finden . . ."

„Du warst zuverlässig besorgt," führte mir Ludwig Bläck spottend zu Gemüthe, „daß das Dach träufle und daß Du nur unter dem Tische gegen den Regen sicher sein würdest."

„Ich raffte dies Knäuel auf, welches das Fräulein hatte fallen lassen," sagt' ich so sittsam als möglich und reichte es zugleich meiner liebenswürdigen Gastgeberin zu, die es mit einer freundlichen Verneigung annahm.

„Und waren Sie auch schon am Trinken, Nichtchen?" fragte Ludwig, indem er auf die Tafel zuging und eins der Fläschchen aufnahm. „Mich dünkt Sie hielten hier offnen Schank. Was sagen Sie, Poet!" (gegen Helding) „hat das Mächden auch ein Reizmittel nöthig, bevor wir zu Tische gehen?"

Helding näherte sich mit einigen Kratzfüßen und, das Glas aufnehmend, das Ludwig für ihn einge-

schenkt hatte, hielt er es so lange in der Hand, bis der Sohn seines Beschützers das seinige geleert hatte, dann begann er das feine Liqueurchen in kleinen Zügen auszuschlürfen.

„Und hat meine Nichte Sie eingeladen, Freundchen, hier Obdach zu suchen?“ fragte mich Herr Bläck in einem ziemlich knurrigen Tone, indem er zu gleicher Zeit seinen Regenschirm an Helding abgab, der, obschon mit vollen Händen, sein Glas auf die Tafel nieder zu setzen und die beiden Regenschirme niederzuschlagen eilte.

„Uebrigens ist es hier ein geschlossener Platz,“ fuhr der Eigenthümer von Güldenhof fort, während er eine schwere goldene Schnupftabaksdose hervorholte und mit drei Fingern seiner rechten Hand in dieselbe niedertauchte, „und keine Schenke, wo Jeder gerade zulaufen kann.“ Nach diesen Worten brachte er die Ladung Schnupftabak, die er zwischen seine Finger gefaßt hatte, an den Ort der Bestimmung und reichte die Dose Helding zu, der diese Artigkeit nicht verweigern durfte, die beiden nassen Regenschirme, zum Nachtheile seines Kleides unter den linken Arm nahm, und mit der rechten Hand sich des gebotenen Gunstbeweises bediente.

„Fräulein ist so freundlich gewesen, mich nicht wegzujagen,“ antwortete ich, über die barsche Rede Herrn Bläcks etwas verlegen; „übrigens entschuldigt

mich das schreckliche Wetter, wenn ich unbescheiden gewesen sein sollte. Mein Name ist . . ."

„Ich frage Sie nicht nach Ihrem Namen," fiel mir der alte Herr in die Rede. Da er etwas harthörig und außerdem unzufrieden war, so verstand er nur halb, was ich ziemlich leise gesagt hatte; „aber mich dünkt, das Wetter ist nun schon ganz vorüber, Freundchen, und Sie können nun wohl wieder fortgehen."

Gegen diesen Wink oder Befehl war nichts einzubringen; ich trat deßhalb auf Fräulein Bläck zu, dankte ihr für ihre freundschaftliche Aufnahme und fragte sie, ob sie mich auch mit einigen Aufträgen für Amersfort beehren wolle.

„Ich danke Ihnen, mein Herr Huyck!" sagte sie, mit Nachdruck meinen Namen hervorhebend. „Ich gedenke nächster Tage selbst dahin zu kommen und vielleicht diese Woche noch Mefrau, Ihre Mutter, und Santchen zu besuchen."

Diese Worte brachten in den Gesichtszügen der Anwesenden keine geringe Veränderung hervor. Herr Bläck sah auf, als ob er es in Köln habe donnern hören, wie man sagt. Ludwig begann zu lachen; doch auf eine Weise, die mir noch ungezogner, als kurz zuvor sein stolzer Blick vorkam, und Helding ließ vor Staunen die beiden Regenschirme auf die Erde fallen.

„Oho! Ist es ein Bekannter von Ihnen, Jettchen?“ sagte Ludwig, nach einem Augenblicke Schweigens. „Ja, hätten Sie das nur auf der Stelle gesagt, liebes Mädchen! da wäre Vater, der sich schon einbildete, daß der Herr ein Gesell von Jaco's Bande sei . . .“

„Huyck! Huyck!“ wiederholte Herr Bläck, mit abwechselnden Blicken auf seine Nichte und auf mich. „Ist mein Herr von der Familie des Oberrichtes dieses Namens?“

„Ich bin sein Sohn,“ antwortete ich mit einer Verbeugung. Hat mein Herr auch einiges zu besorgen?“

„Ich wußte nicht, daß Ihre Edeln in Bekanntschaft waren mit meiner Nichte,“ fuhr er, ohne auf mein Anerbieten zu antworten, fort; „Mein Herr ist, glaub' ich, auf Reisen gewesen? . . . sonst würde mein Herr wissen, daß es in Holland für junge Damen, wenn sie allein sind, sich nicht schickt, von Herren Besuche annehmen.“

„Ich komme von der Reise, „versetzte ich einigermaßen beleidigt; „und sehe Fräulein Bläck heute zum ersten Male. Ich wußte nicht, daß Jemand in der Kuppel war, worin ich Zuflucht suchte; sonst wäre ich so unbescheiden nicht gewesen.“

Es kam mir vor, als ob diese meine Erklärung Herrn Bläck einen Stein vom Herzen nähme,

als wolle er seine Unfreundlichkeit wieder gut machen, fragte er mich, ob ich nicht mit zu den Seinen gehen und etwas genießen wolle. Ich schlug sein Anerbieten ab unter dem Vorwande, daß ich mich beeilen müsse, da ich gern vor Thorschluß in Naarden sein wolle.

„Wohlan! so stecken Sie wenigstens eine Pfeife auf den Weg an," sagte Herr Bläck; „Ludwig wird wohl ein Feuerzeug bei sich haben."

„Ich habe meinen Schwamm vergessen," entgegnete Ludwig und drehte sich gleichigltig um. „Helding! Sein Sie so gut und spülen Sie das Gläschen aus, um es ins Liqueurkästchen zu bringen."

„Pfui!" sagte Henriette (ich wußte nun ihren Namen), „das ist Damenarbeit, das werde ich besorgen."

„Ich habe das Rauchen im Auslande verlernt," sagt' ich und grüßte die Gesellschaft nochmals. Auf der Stufe hörte ich Ludwig laut sagen:

„Nun ja! glauben Sie nur immerhin, Jettchen! daß es der Sohn des Herrn Huyck ist. Es ist ein verkleideter Gauner, der zusehen will, ob hier Geschäfte zu machen sind."

Ich hielt mich nicht auf, um zu erfahren, ob mich die liebenswürdige Henriette auch vertheidigen würde, sondern schritt, nicht wenig unzufrieden über die Behandlung, sowohl von Seiten des Vaters, als

des Sohnes, vom Lustschlosse fürbaß. Weil von der Kuppel nach Amersfort zu eine Allee führte, so mußte ich, auf dem Landwege hin, diese letzte nochmals durchschneiden. Da ich dies that, schwenkte ich nochmals freundlich den Hut zum Abschiede. Herr Bläck beantwortete meinen Gruß auf eine kalte, doch paßliche Weise; sein Sohn sah mich mit einem unverschämten Blicke an, den ich ihm mit Zinsen zurück gab. Was seine Nichte betraf, so blieb diese, entweder aus Verlegenheit, oder aus Gleichgiltigkeit, oder weil sie den Einflüsterungen Ludwigs Gehör gab, mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt und sprach mit Helding. Meine Hoffnung, noch einen Blick zum Lebewohl von ihr zu empfangen, war in Rauch aufgegangen.

Das Gewitter war nun ganz vorüber und die Luft durch den Regen angenehm abgekühlt; nur einzelne wasserlose Wolken zogen quer über den Kopf hin. Fröhlich schwebten die Vögel um mich hin, gleichsam, als wollten sie die Wiedererscheinung des Sonnenlichtes begrüßen. Der Weg dagegen war, wie sich leicht denken läßt, schlüpfrig und voller Pfützen. Nur der Fußpfad war gangbar. Ich hatte gewiß schon eine geraume Zeit den Weg verfolgt, ohne auf das schöne Wetter, noch auf den Schmutz zu achten, so ganz waren meine Gedanken mit der wunderlichen Begegnung auf Güldenhof erfüllt. Mich beschäftigte ein unbeschreibliches und damals noch

unbegreifliches Gemisch von höchst angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Mit Entzücken dachte ich an das liebe Gesichtchen, an die weiche wohllautende Sprache, an den spielenden Witz der liebenswürdigen Henriette, aber mit Verdruß und Mißvergnügen an die dumme Rolle, die ich, nach meiner Meinung, ihr gegenüber gespielt hatte. Ich ging allen Worten nach, die ich gesprochen der ganzen Haltung, die ich angenommen hatte, und ich fand alles, was ich gesagt und gethan hatte, dumm und unverständig. Der alte Bläck hatte mich Anfangs, der Sohn fortwährend unhöflich behandelt, doch ihre Begegnung zog mich weniger an, als die Henriettens, welche mir, ich kann es mir selbst nicht vorenthalten, zum Abschiede den Rücken zugewendet hatte. Ohne Zweifel war sie, so dacht' ich, meiner Gesellschaft überdrüssig und froh, derselben endlich überhoben zu werden. Ich hatte die Unterhaltung, die sie mir wohl gewährte, ohne Zweifel nur dem schlechten Wetter zu verdanken, wodurch sie gezwungen war, bei mir zu bleiben, ihrer Höflichkeit und Freundschaft gegen meine Schwester, und gewissermaßen einigem Vergnügen, das sie daran fand. Dann fragt' ich mich wieder, was mir doch eigentlich ihr Wohlwollen, oder ihre Abneigung angehe, und wie ich mir die Gefühle könne so angelegen sein lassen, die das Fräulein, die ich zum ersten Male in meinem Leben sah, in Betreff meiner hege. Ich

hatte doch auf meiner Reise viele Frauen und Mädchen getroffen, so schön, und vielleicht noch schöner, als diese, aber nimmer hatte eine davon einen solchen Eindruck auf mich gemacht. War derselbe durch das Ueberraschende, das Romaneske (wie man es jetzt nennen würde) der Begegnung hervorgebracht? Aber so viel ich mich selbst kannte, war mein Character still und ruhig; selten oder nie nahm mein Geist seine Zuflucht zu dem Gebiete der Einbildung und Niemand hatte je von Natur weniger Anlage, sich Ideale zu schaffen, sie mit eingebildeten Eigenschaften zu schmücken, der Wirklichkeit den Schein aufzuopfern, kurz, ein Romanheld zu werden, als ich. Ich wunderte mich also selbst über die unruhige Bewegung, die ich im Kopfe fühlte, und über die ungewöhnliche Heftigkeit, womit mir das Herz im Busen klopfte; ja ich war zuletzt nahe daran, dies dem Einflusse des Branntweines zuzuschreiben, den ich genossen hatte, und der vielleicht von besserer und stärkerer Qualität sei, als die geistigen Getränke, welche man in andern Ländern schenkt.

Wie dem auch sein mochte, die gesteigerte Stimmung, worin ich mich befand, verließ mich nicht eher, als da ich mich mit nassen Füßen und hungrigem Magen vor dem Gasthause vor Eemnes befand, wo ich das Mittagsmahl zu genießen mir vorgenommen hatte.

Fünftes Kapitel.

Für Furchtsame keine Abendunterhaltung.

„Ei, das ist unglücklich getroffen!“ rief die Wirthin, nachdem sie meine Schuhe in der Küche ans Feuer gestellt und mich in ein Oberzimmerchen geführt hatte, wo sich ein Tisch befand, der mit allerlei Ueberresten von einem daran gehaltenen Mittagsmahle beladen war. „Jammerschade, Kaufmann! daß Sie nicht ein Augenblickchen früher gekommen sind! dann hätten Sie mit zwei Passagieren speisen können, die hier gegessen und fast alle Lebensmittel aus meinem Hause mitgenommen haben.“

„So!“ sagt' ich, nicht sehr erbaut über diese unwillkommne Mittheilung und voraussehend, daß mir die übrig gebliebenen Speisen doppelt würden angerechnet werden; „waren das solche Fresser?“

„Das will ich eben nicht sagen,“ antwortete die Frau des Hauses, während sie die übrig gebliebenen Brocken den Tausend und einer Fliege, die darauf saßen, entriß. „Das junge Mädchen wenigstens hat fast keinen Bissen gegessen; aber sie haben alles, was ich noch an Fleisch übrig hatte und noch ein Brod, das ich habe vom Bäcker holen lassen,

in eine große blecherne Trommel gesteckt, die sie bei sich hatten, gerade als gingen sie auf die unbekannten Meere, und als ob zu Naarden und zu Weesp, wo sie denn doch auch mit ihrem Holsteiner hinzogen, kein Mundbissen zu bekommen sei."

Das Wort Holsteiner erinnerte mich sofort an den Mann, den ich zum Zaar erhoben hatte, und ich fragte die Wirthin, ob der Reisende nicht einen rothen Mantel trüge?

„Ein Kerl, wie ein Baum," antwortete sie, „und dem ich gerade gern allein in einem Walde begegnen möchte. Ja sehen Sie, wenn das Mädchen nicht so eine hübsche Dirne gewesen wäre, und wenn sie nicht Alles gut bezahlt hätten und noch ein Trinkgeld dem Mädchen dazu gegeben, dann würde ich bei meiner armen Seele gedacht haben, daß es der Schwarze Peter selber sei. Ich hatte wirklich Mitleiden mit dem armen Schafe, so betrübt sah sie aus.... aber bei alle dem sollen Sie keinen Hunger leiden, Kaufmann! und ich werde wohl über dem Schwatzen gar vergessen, Sie zu bedienen. Nun! das muß ich sagen, Sie haben auch ein Wetterchen auf dem Wege gehabt. Es wird den Bauern auch gereuen, die ihr Heu nicht eingefahren haben. Unseres ist bis auf ein Paar Fuder von einem Stückchen, das etwas abgelegen ist, mit Gottes Hilfe unter Dach und Fach; aber es giebt Leute, die es immer bis

auf die letzte Minute aufschieben. Sind Sie irgendwo eingekehrt, Kaufmann?"

Nicht ungeneigt, meiner geschwätzigen Gastgeberin die Gelegenheit zu geben, ihre Zunge über einen interessantern Gegenstand, als ihren Heubau im Gange zu halten, erzählt' ich ihr, daß ich auf Güldenhof den Regen abgewartet hätte.

„Auf Güldenhof!" wiederholte sie, mich etwas verwundert ansehend; „ein schöner Ort, meinen Sie nicht? Kennen mein Herr den Herrn Bläck? Er hält sonst nicht viel davon, daß man ihn so besucht."

„Ich kenne ihn nur von Ansehen," antwortete ich, „auch bin ich nicht im Hause, sondern in der Kuppel eingekehrt."

„Nun vollends! Das hätte er erst wissen sollen! Nein, obgleich er ein wohlthätiger Herr ist, der den armen Leuten viel Gutes thut, das muß ich sagen; — letzthin hat er Liesen, der Frau des Schlächter Tymen, die ein unglückliches Kindbett gehabt hatte, zwei Laubthaler und eine Flasche Wein geschickt; — sondern ich will nur sagen, er sieht nicht gern Menschen bei sich; er lebt so etwas eingezogen mit seinem Sohne und seiner Nichte; — ein netter Bursche, sein Sohn und ein wilder Herr, das versichere ich Ihnen. Man sagt so, sie sollen ein Pärchen zusammen werden. Neffe und Nichte! Es ist nicht so, wie es sich gehört!"

Ich konnte nicht unterlassen, innerlich dieser Ansicht der Wirthin beizustimmen, obgleich nicht aus denselben Gründen, die sie hatte, welche, wie aus dem goldnen Kreuze auf ihrer Brust hervorging, zur katholischen Kirche gehörte, und dergleichen Heirathen verwarf, als mit den Kirchengesetzen im Streit. Ihre Anmerkung hatte indessen meine Neugier rege gemacht.

„Und sollten diese Heirath so bald vor sich gehen?“ fragt' ich.

„Das glaub' ich nicht, Kaufmann! Der junge Herr ist so ein Bißchen ausgelassen und frei, so wie ich sage und hält zu viel von seiner Freiheit, als daß er sich von jetzt an die Kette anlegte.“

Der Bericht, daß Ludwig Bläck wahrscheinlich seine Cousine heirathen würde, war mir höchst unangenehm gewesen; doch der Gedanke, daß er eine soche Verbindung nicht sehr achten, und sie als ein lästiges Band ansehen würde, machte ihn in meinen Augen vollkommen häßlich.

„Nun!“ fügte die Wirthin hinzu; „ich kann es wohl begreifen. Das Mädchen hat von zu Hause nicht viel, sagen sie, und es ist nur ein mageres Püppchen; er kann wohl etwas beßres kriegen!“

Ich sah die Wirthin an, welche die schlanke, liebenswürdige Henriette ein magres Püppchen nennen durfte. Es was eine dicke, gesunde Frau mit Backen, als ob sie aufgeblasen wären; sie kam mir in diesem

Augenblicke so abscheulich vor, daß ich nicht für gut hielt, weiter ein Wort mit ihr zu wechseln; sondern nur bat, daß sie sich etwas beeilen möchte, mich vor's Fenster stellte und ihr den Rücken zukehrte. Ob sie fortgesprochen, weiß ich nicht; jetzt hatte sie den Tisch abgeräumt und verließ mich mit dem Versprechen, in einem Augenblickchen mit dem Essen zurück zu sein.

Da ich nichts Besseres zu thun hatte, ergötzte ich mich während ihrer Abwesenheit an der Aussicht nach der gegenüber gelegenen Kirche, ein stattliches Gebäude mit zwei Vertiefungen und Gallerien mit einer ziemlichen Spitze versehen. Näher und mir schräg gegenüber stand eine kleine Kuppel, weniger prächtig, als die von Güldenhof, welche die Aussicht über ein Gärtchen hatte, das keine andern Pflanzen enthielt, als einige Sträucher, die so geschoren waren, daß sie auf eine häßliche Weise allerlei Figuren nachahmten.

Ich besah diese Gegenstände, welche mir eigentlich gar wenig Interesse einflößten, so lange, bis die Dünste, die mein Athem auf den Fensterscheiben angesetzt hatte, sie meinem Auge entzog, und ich guckte noch immer fort, bis ich bemerkte, daß meine Gedanken irgendwo anders waren. Ich bemerkte solches, sag' ich, und zwar an einem unwiderspreclichem Zeichen: ich hatte nämlich mit dem Finger ein H und

ein B in Schnörkelbuchstaben auf die Fensterscheiben gezogen.

Ich wurde, als ich das bemerkte, auf mich selbst etwas böse und beeilte mich, die Früchte meiner Gedankenzerstreuung auszuwischen, als wäre ich bange, daß sie Jemand lesen und ein Geheimniß errathen möchte, dessen ich mir selbst noch nicht bewußt war.

Diese That brachte mich auf ein Mal aus dem Reiche der Einbildung zum wirklichen Leben zurück; denn das nun wieder helle Glas ließ mich Jemanden sehen, der, ein wenig wankend, wenigstens mit keinem festen Tritte von Zoest her angeschritten kam. Ich erkannte in dieser Person auf der Stelle denselben Dries, der zu Zoest jenen Aufruhr gemacht hatte.

Schon wünschte ich mir selbst Glück, daß ich von diesem lästigen Gesellen nicht auf dem Wege eingeholt worden war, als ich zu meinem Leidwesen gewahr wurde, daß unser Matrose, der ohne Zweifel, nicht gewöhnt war, vor einem Kapellchen vorüber zu gehen, ohne einmal anzulegen, auf die Hausthür zusegelte und eintrat. Wie froh war ich, daß ich in einem besondern Zimmerchen saß! „Wenn nur," dacht' ich, „die Wirthin diesen Burschen nicht hieher bringt, daß er mit mir esse, wie sie mich mit jenem Fremdlinge und seiner Tochter hatte speisen wollen!"

Aber das lief besser ab. Nach einer geraumen Zeit kam die Frau des Hauses zurück und brachte

etwas Brod, Speck und eine Kanne Bier. Ich versäumte nicht, ihr mitzutheilen, daß ich des Morgens mit diesem Manne, der unten sitze, zu Zoest einige Verdrießlichkeiten gehabt habe und mit ihm lieber nicht aufs neue in Berührung zu kommen wünsche.

„Ja! Ich glaube es wohl!“ sagte die Wirthin. „Es ist auch ein ungeschlachter Geselle, wenn er anfängt, dieser Dries. Aber er wird sich wohl still halten, hoffe ich; er sitzt wenigstens ganz ruhig und trinkt ein Glas Bier und schwatzt mit einem seiner Bekannten, der eben unten war. Sie sprechen inzwischen eine Sprache, die ich lieber gar nicht höre, 's ist Deutsch *), und doch kann es keine Christenseele verstehen; 's ist reine Diebessprache.“

Auf diese Bemerkung, welche mit dem bösen Gedanken, den ich schon von dem Burschen hatte, so vollkommen überein stimmte, sagte ich nichts. Ich bat sie nur, mich davon in Kenntniß zu setzen, sobald Dries wieder abziehe; denn mich verlange nichts weniger, als nach seiner Gesellschaft auf dem Wege. Nach dieser Vorsichtsmaßregel setzte ich mich an den Tisch und fing an, nicht ohne Heißhunger,

---

*) So nannte man noch vor fünfzig Jahren die Sprache, welche man seitdem Holländisch, oder noch verkehrter Niederländisch genannt hat. So sagt auch Krelis Loewen in dem Lustspiel dieses Namens, 2. Aufz. 10 Auft.

Wir sprechen ja doch allzumal
Wahrhaft reine Deutsche Sprache.

über die vorgesetzen Speisen herzufallen. Sobald jedoch mein erster Hunger gestillt war, ging ich mit mehr Ruhe zu Werke, um meine Mahlzeit so weit auszudehnen, bis Dries das Wirthshaus verlassen haben würde; aber Brod und Speck waren schon vom Teller in meinen Magen übergegangen und die Stimme des lästigen Matrosen ließ sich noch immer im Unterhause hören. Ich stand auf, lief unwillig das Zimmer auf und ab, machte mir endlich Vorwürfe, daß ich mich vor dem Raufbolde fürchte und schämte mich einen Augenblick vor mir selbst.

„Fort!" dacht' ich; „warum nicht muthig zur Thür hinausgehen? Vielleicht sieht mich der Kerl nicht einmal, und wenn er mich auch bemerkt, so ist damit noch nicht gesagt, daß er jetzt gerade wieder Händel suchen wird."

„Aber nein!" sagt' ich zu mir selbst, und ließ die Thürklinke, die ich schon angefaßt hatte, wieder los; „wenn er mich hier mit Frieden läßt, so wird er mich auf dem Wege verfolgen können, und wenn ich auch ihm allein gewachsen sein dürfte, so ist doch keine Ehre darin, sich ohne Noth Jemandes Angriffen auszusetzen, der das Fechten zu seinem Berufe zu machen scheint. Wer einem tollen Hunde begegnet, und nicht aus dem Wege geht, handelt thöricht, und der Trunkenbold unten, ist nicht viel besser, als ein toller Hund."

Nachdem ich mich durch dieses schöne Selbstgespräch überzeugt hatte, daß nicht Furcht, sondern hohe Weisheit meine Handlungsweise leite, blieb ich bei meinem Beschlusse, nicht wegzugehen, bevor Dries fort sei. Es dauerte jedoch noch eine gute halbe Stunde, während der ich ziemlich verdrießlich das Zimmer auf und nieder ging, als thürmten sich überall Widerwärtigkeiten, die mich hinderten, meinen Weg fortzusetzen; ich stellte selbst die angenehme Bekanntschaft mit Henriette Bläck in den Hintergrund; — es dauerte eine halbe Stunde, sag' ich, ehe ich im Unterhause die Stühle rücken hörte; ich lauerte am Fenster und sah nun Driesen bald mit einem Manne, der augenscheinlich besser gekleidet war, als er, das Wirthshaus verlassen. Sie liefen mit großen Schritten, wie Menschen, die ihre Zeit verschwatzt und Eile haben. Ich verzog hierauf noch einige Augenblicke, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich weit genug zu entfernen, bezahlte meine Zeche und ging meinen Weg links nach Laren hin.

Anfangs ging ich jedoch nur langsam fort, sowohl weil nach dem Regen der schlechte Zustand der Wege das Gehen erschwert, als auch um sicher zu sein, meinen zwei Spaziergängern nicht nachzukommen, und sah mich auch zuweilen, so viel es die Krümmungen des sich schlängelnden Weges zuließen, vor mich hin um, ob ich sie auch irgendwo entdecken könnte. Ich war jedoch wohl eine gute Viertelstunde

gelaufen, ehe ich etwas bemerkte, das ihnen glich; aber kaum war ich den Grenzstein, welcher Erm- von Groiland scheidet, vorbei, und seufzete beim Anblicke des Schadens, den der Hagel in den Kornfeldern angerichtet hatte, welche die sonst so lachenden Hügel bedeckten: da bekam ich rechts von mir ab, und weit im Vordergrunde, zwei Personen zu Gesichte, die auf einem Fußsteige gingen, der sich durch die Felder hinschlängelte, und deren äußeres Ansehen in jeder Hinsicht dem Driesens und seines Begleiters glich.

Ich war nun ganz beruhigt und wanderte unbesorgt weiter. Zu Laren hielt ich mich nicht auf, sondern schritt im Gegentheil munter vorwärts, da die Zeit, bei alle dem gehabten Aufenthalt, schon weiter vorgerückt war, als ich gedacht hatte, und die allmälig sinkende Sonne die Besorgniß erweckte, daß ich Naarden vor Thorschluß nicht würde erreichen können, was damals in jener Festung um sechs Uhr statt fand. Es war zwar noch immer die Möglichkeit da, hinein zu kommen; aber dann wurden mehr Umstände gemacht, als ich mich zu unterziehen Lust hatte. Während ich mit jenem unangenehmen Gefühle, welches in uns rege wird, wenn wir noch ein gut Stück Weges zurück zu legen haben und zu spät zu kommen fürchten, den Hügel erstieg, welcher sich zwischen dem lieblichen Laren und der alten Festung befindet, von der ich so eben sprach, sah ich von der

Höhe her mir einen Wagen entgegenkommen, den ich bei näherer Betrachtung für den Holsteiner erkannte, den ich des Morgens zu Zoest gesehen hatte, und der jetzt leer zurückkehrte. Der Fuhrmann hatte das Pfeifchen, das ihm zwischen den Lippen stak, ausgehen lassen und saß schläfrig und nickend auf dem Bocke, während seine Peitsche ihm entfallen, aber glücklicherweise an der Nabe hängen geblieben war und so mit fortschleifte.

Ich hielt es für schicklich, den Mann darauf aufmerksam zu machen. „He! Ho! he da! Guter Freund!" rief ich ihm zu; „Ihr werdet Eure gute Peitsche verlieren, wenn Ihr nicht aufpaßt."

„Was giebt's?" antwortete der Fuhrmann, mit Schrecken erwachend, und griff mit einer natürlichen Bewegung nach seiner Peitsche. „Was wollen Sie?"

Das Pferd, das wahrscheinlich von dem Zuge schon seine Genüge hatte, war auf mein Rufen sogleich stehen geblieben und ich zeigte nur dem Fuhrmanne, wo sich seine unentbehrliche Waffe befand.

„Steh, Kees!" rief er seinem Gaule zu, der dieser Ermahnung nicht bedurfte; denn das Thier hatte durchaus die Absicht nicht, durchzugehen. „Ich danke Ihnen schönstens, Kaufmann!" fuhr er fort, stieg ab und wickelte seine Peitsche ohne Mühe los.

Ungeachtet meiner Eile, fortzukommen, konnte ich nicht unterlassen, einen Augenblick still zu stehen,

um Nachricht über den Rothmantel und das Mädchen, die mit ihm war, einzuziehen. Ich fragte den Fuhrmann, ob er seine Leute schon nach Naarden gebracht hätte.

„Das weiß ich nicht, wo sie hingeflogen sind," antwortete er; „ich hab' sie diesseit Naarden's abgesetzt an einem Orte, wo weder Haus, noch Pfad zu sehen war. Wer sie sein mußten, weiß Gott, und ich traue der Sache nur halb. Sie waren beide so ängstlich, daß sie gesehen würden. Aber, was geht das mich an? Sie haben mir ein gutes Trinkgeld gegeben und also, ich habe nichts von ihnen zu fordern. Nun Adieu, Kaufmann, und Dank für Ihre Artigkeit."

Mit diesen Worten stieg er auf, doch ehe er wegfuhr, rief er mir noch zu: Sein Sie möglichst vorsichtig, denn ich halte dafür, daß es vor Naarden nicht geheuer ist. Ich habe ein Paar Mal im Walde pfeifen hören, so daß ich froh war, als ich wieder auf den offnen Weg kam. Hi, Kees! Fort!"

Der Holsteiner entfernte sich und ich verfolgte meinen Weg, über die Nachricht, die mir der Fuhrmann mittheilte, nur wenig erbaut. Ich suchte mich zwar etwas mit dem Gedanken zu beruhigen, daß man es nicht wagen würde, Jemanden bei hellem Tage anzufallen und noch dazu so nahe bei einer Festung, während übrigens weder mein Gepäck, noch

meine Rüstung, der Art wären, daß sie einen Räuber in Versuchung bringen konnten.

Auf dem höchsten Punkte des Hügels wendete ich mich eben um, damit ich mich an der entzückenden Landschaft ergötze, welche sich von da ausbreitet über das freundlich gelegene Laren hin, dessen Kirchspitze und Dächer jetzt in der Gluth der Sonne glänzten und herrlich gegen die schattenreichen Bäume und ausgedehnten Felder umhin abstachen; — über Blaricum, die beiden Eemenessen, Zoest, Baarn und Amersfort; über die waldreiche Landschaft dazwischen, und über die blaue See, die Stiftischen Berge und die graue Haide, welche das alles umschlossen. Ja ich seufzete unwillkührlich, da ich an die forteilende Zeit dachte, die mir nicht vergönnte, mich länger an diesem Schauspiele zu erquicken, und an den langweiligen Weg, den ich noch zu machen hatte.

Denn wenn man einmal über die Höhe weg ist, bietet der Weg eine ganz andere Ansicht. Kein üppig grünendes Gehölz, keine fruchtbaren Felder, keine Landgüter mehr; an beiden Seiten eine dürre, weit ausgestreckte Haide, über welche die Aussicht nach Naarden auf einzelne Buschwälder und gegen Süden auf das dunkle Grün der Gravelandschen Lustgärten fällt. Ich konnte nicht unterlassen, so oft ich den Blick auf diese letzte Seite richtete, zwischen der Wüstenei, die ich durchwanderte, und der nur eine oder anderthalbe Stunde hinter mir

gelegenen Oase, wo der Amsterdamer Reichthum alle seine Pracht und Schätze ausbreitet, eine Vergleichung anzustellen. „Fürwahr!" dacht' ich, „meine gute Tante von Bempden, die dort ihr Landgut stets voll Gäste hat, denkt jetzt schwerlich, daß ihr Neffe hier einsam durch die Haide wandert; ich bin wohl thörigt gewesen, daß ich ihr nicht geschrieben habe; die gute Frau hätte mir gewiß ihre Kutsche nach Amersfort geschickt und dann wäre ich weit mehr in meiner Bequemlichkeit und weit stattlicher in die Provinz gekommen; . . . aber dann wäre ich auch Henriette Bläck nicht begegnet."

So kam ich in Gedanken von Henriette Bläck, meiner Tante von Bempden, von Driesen und der Räuberbande des Schwarzen Peter, langsam weiter. Der Boden neben dem Wege, obgleich noch immer dürr und sandig, trug, je mehr ich mich der Festung näherte, immer mehr Spuren von Anbau. Hie und da fand ich ein frisch angelegtes Stückchen und bisweilen ein kleines Land mit Hülsenfrüchten bestellt; etwas weiter grünten an den Seiten des Weges Sträucher und benahmen mir die Aussicht immer mehr, bis ich endlich zu meiner Rechten ein ganz dicht gepflanztes Wäldchen hatte, das zu diesem, oder jenem Lustplatze zu gehören schien.

Auf dieser Höhe ohngefähr war es, wo mir der schwache Ton einer Glocke, der meinen Ohren immer

deutlicher Klang, ankündigte, daß ich Naarden näher kam, doch zugleich auch, daß ich mich würde beeilen müssen, um zeitig zu kommen. So kam ich unter hurtigem Vorschreiten an eine Stelle, wo den Gleisen nach zu urtheilen, kurz zuvor ein Wagen umgewendet hatte, wahrscheinlich der mehr erwähnte Holsteiner. Dies würde meine Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich gezogen haben, hätte ich nicht gerade an dieser Stelle im Vorbeigehen etwas liegen sehen, was ich bei näherer Betrachtung für eine Börse erkannte.

Ich raffte sie auf und blieb einen Augenblick beschlußlos stehen. Wahrscheinlich war diese Börse, die ziemlich wohl versehen schien, einer der Personen, die in dem Wagen gesessen hatte und deren Fußtritte noch an der Spur zu sehen waren, die beim Aussteigen zurückgeblieben. Wie dieselbe dem Eigenthümer wieder zustellen? Der Fuhrmann war mir unbekannt, und kannte vorgeblich seine Passagiere selbst nicht, die ihn nicht an einem Hause, oder in einer Stadt, sondern mitten auf der Staße verlassen hatten.

Alles wohl überlegend, was ich zu thun hätte, öffnete ich während des Fortgehens die Börse in der Absicht, zu untersuchen, ob sich etwa einiges darin befinde, welches mir Aufschluß würde geben können. Ich schüttete den Inhalt in meine Hand: es war

eine gute Summe in Gold, Reiter *) und Ducaten, und überdies ein goldner Siegelring, mit einem schönen Carneol, worauf ein Wappen eingeschnitten war. Ich ließ das Gold auf der Stelle wieder in die Börse gleiten und richtete alle meine Aufmerksamkeit auf das Wappen, in der Hoffnung, daß mir dies auf die Spur des Eigenthümers helfen würde; aber kaum hatte ich gesehen, daß es aus einem St. Andreas=Kreuze mit gekräuselten Punkten bestand und überdies mit zahlreichen Verzierungen umschlungen war, deren Bedeutung ich nicht so schnell entziffern konnte: da hörte ich auf ein Mal in der Nähe ein Pfeifen und zugleich ein Geräusch von Zweigen, als ob sich Jemand einen Weg durch die Zweige bahne. Ich erschrack, sah mich um, und siehe! da sprang ein Kerl von der höhern Waldseite auf den Weg und klopfte mich auf die Achsel mit dem Ausrufe: „Anne mekanneme mèesamen!"

Ich stand bestürzt; ich wußte, daß diese Worte, deren rechter Zusammenhang oder Bedeutung ich niemals habe ausforschen können, so viel zu erkennen geben mußten, als: „wir theilen das Gefundene zusammen;" — und was mein Entsetzen nicht weniger vermehrte, war der Umstand, daß ich in dem Manne der mir so freimüthig an die Seite kam, meinen

*) Eine Holländische Münze, an Werth Vierzehn Gulden.

Freund Dries erkannte, und die Ueberzeugung, daß er mich die Börse hatte aufraffen sehen.

Ich sah sogleich ein, daß eine unerschrockene Haltung allein im Stande war, den Burschen von mir abzuhalten und sah ihm, meinen Stock mit Kraft anfassend, scharf ins Gesicht mit der Frage, was er begehre.

„Was ich begehre!" wiederholte er mit höhnischem Lachen: „Wohl nicht mehr, hoffe ich, als mir von Rechts wegen zukommt. Ich habe diesen Geldbeutel eben so früh gesehen, als Sie und wollte eben darauf laviren, da Sie so flach vor dem Winde darauf schossen. Sie müssen nicht denken, daß Sie allein das Recht haben, diese Füchschen bei Mutter Katherine zu verschwenden; ich habe sie eben so nöthig, als Sie."

Ich war während Driesens Beweisführung mit ihm fortgegangen, hielt ihn aber dessenungeachtet im Auge, bereit, ihm bei der geringsten verdächtigen Bewegung zuvor zu kommen. „Alles, was Ihr sagt, mag wahr sein," sagt' ich; „aber was ich gefunden habe, gehört weder Euch, noch mir zu, und ich beabsichtige, es dem rechten Eigenthümer zurück zu bringen."

„Ei! ei!" entgegnete Dries mit einem spottenden Gesichte, „zurückbringen! Schön gesagt! Denken Sie, daß ich Ihre Ausflüchte nicht merke und keine Lunte rieche? Sie wollen mit ungebrochner Ladung

davon segeln; aber das geht so nicht; Sie sollen den Kiel umwenden, Kamrad! oder wir werden Dich entern." Mit diesen Worten pfiff er zum zweiten Male.

Der Sinn der geäußerten Worte war zu deutlich, als daß sie mißverstanden werden konnten; ich war nun überzeugt, daß Dries nicht nur ein Raufbold, sondern auch ein Straßenräuber war, und daß ich mich seiner entledigen mußte, ehe er Hilfe bekam. Mit Gewandheit lichtete ich meinen Stock und ließ ihn nicht sanft auf seine schon nach mir ausgestreckten Hände niederfallen, worauf ich eilig durch Flucht zu entkommen suchte, in der Hoffnung, auf diese Weise Driesens Helfershelfern, wenn er deren hätte, aus dem Gehege zu laufen. Die Flucht brachte mir jedoch keinen Gewinn; denn kaum war ich zehn Schritte weiter, da sprangen von beiden Seiten zwei andere Kerle aus dem Gesträuche hervor, und während der eine mir den Paß abschnitt, packte mich der andere am Kragen.

„Paß auf, Häntchen! daß er Dir den Wind nicht abläuft," rief Dries zuspringend; „er wollte es mir drehen, aber nun, da er vor drei Ankern liegt, wird er nicht entwischen."

„Rühr Dich nicht, oder es geht durch," donnerte mir Häntchen entgegen, in dem ich den Mann erkannte, mit welchem Dries aus Eemnes wegging und setzte mir gleichzeitig ein Messer an die Kehle.

„Komm, Kaufmann!“ sagte dann der dritte Räuber, der mit viel Ruhe ein Pistol hervorzog und es mir auf die Brust hielt: „Laß Dir rathen, aller Widerstand wäre unnütz. Uebergieb uns gutwillig, was Du an Gold und Silber bei Dir hast, Du wirst dann noch ein Mal so leicht fortwandern.“

Ich sah diesem Manne, während er sprach, ins Gesicht. Er hatte ein sehr vortheilhaftes Aeußere, das gegen das häßliche Aussehen Driesens und gegen das braune Spitzbubengesicht Häntchens merkwürdig abstach. Seine Gesichtszüge waren zwar ein wenig versengt und gehärtet, als die desjenigen, der in fernen Ländern gereist ist; aber doch regelmäßig und einnehmend; aus seinen pechschwarzen Augen funkelte Scharfsinn und krause Locken von derselben Farbe schmückten seinen Scheitel. Seine Oberkleidung, die aus einem schönen schwarzen Rocke und dergleichen Beinkleidern bestand, würden Niemandem den Straßenräuber verrathen haben.

Aller Widerstand war fruchtlos, ich lag buchstäblich, so wie sich Dries ausgedrückt hatte, vor drei Ankern fest. „Wenn es nicht anders ist,“ sagt' ich; „so nehmet denn, was ich besitze; der Gewalt muß ich nachgeben“.

„Sieh! das ist gesprochen, wie einem verständigen Mann geziemt,“ sagte der Schwarzrock in dem freundlichen Tone, welchen der Großvater zur Ermuthigung seines Enkels, der ihm ein Geburtstags-

gedicht hersagen will, annehmen würde; „und da Du selbst nicht reich scheinst, so werden wir in unsern Ansprüchen auch mäßig sein und Dir noch ein Paar Döppelchen übrig lassen, damit Du Dir zur Erholung von dem Schrecken zu Naarden ein Schlückchen kaufen kannst.“

„Nicht reich!“ wiederholte Dries; „so eben hat er noch auf unserer eignen Küste gekapert und hat eine Börse voll Gold vom Wege aufgefischt ... ich habe ihn eben noch zur rechten Zeit angerufen, sonst wäre er damit unter Segel gegangen, aber das thut nichts dazu ... wollt Ihr ihn laufen lassen, Pieterlaas (Meister Peter)? Ich habe ihn noch heute Morgen gewarnt, daß er nicht wieder in mein Fahrwasser kommen solle ... und mein Wort muß ich halten, wißt Ihr.“

Diese Worte flößten mir keine geringe Besorgniß ein und ich richtete mit Unruhe das Auge auf den schwarzgekleideten Räuber, an den Dries seine Rede gerichtet hatte. Ich zitterte, da ich ihn die Augenbraunen zusammenziehen sah und kurz darauf in einem gebietenden Tone sagen hörte: Kennst Du ihn? — Dann in den Wald mit ihm!“

Kaum war dieser Befehl gegeben, als die Schurken mich ergriffen und hinauf in das Gesträuch schleppten.

Durch meine Adern rollte ein kalter Schauder, denn was für eine andere Absicht konnte man mit

mir haben, als mich auszuplündern und zu ermorden? Ich faßte indessen den festen Entschluß, mein Leben nur theuer zu verkaufen und alle Mittel, welche List oder Gewalt mir an die Hand geben möchten, zum Entkommen anzuwenden. Für den Augenblick jedoch war an keinen Widerstand zu denken; das machten mir wohl der kalte Stahl in meinem Nacken und die Mündung des Pistols auf meiner Brust leicht begreiflich. Aber da wir nach und nach etwas weiter in das Buschholz gelangten, wohin ich mich absichtlich wie leblos fortschleppen ließ, fanden sich die Räuber genöthigt, ihre Mordinstrumente einen Augenblick von meinem Körper zu entfernen, — Häntchen, um einen Zweig abzuschneiden, der ihm hinderlich und der Schwarzrock, um nach seinem Hute zu greifen, der an einem Strauche hängen geblieben war. Jetzt glaubte ich den Augenblick zu meiner Erlösung da: ich raffte mich plötzlich wieder auf, riß mich von Driesen, der mich noch festhielt, los, machte rechts umkehrt, sprang über die mir im Wege stehenden Sträucher und lief nun, was ich laufen konnte, um die Landstraße zu erreichen. Es ergab sich aber bald, daß ich eine verkehrte Richtung genommen hatte; denn ich befand mich fast gleichzeitig mit den drei Gesellen, die mir unter abscheulichen Flüchen gefolgt waren, auf einem kleinen offnen Platze von verhageltem Roggenfelde, worüber ein Fußpfad hinlief. Meine Kräfte waren erschöpft;

ich bemerkte, daß ich bald eingeholt wurde und kehrte mich deßhalb verzweifelnd um.

„Wagt es nicht, mir nahe zu kommen,“ rief ich, meinen Stock, den ich immer behalten hatte, gewandt um mich herumschwingend.

Meine Haltung flößte den Burschen einige Achtung ein. Jener, den ich für den Hauptmann der Bande hielt, zog den Hahn seines Pistols auf.

„Laß diese Narrheit bei Seite,“ sagte er, indem er auf mich anlegte, „oder es geht durch.“

„Mach nur Lärm,“ entgegnete ich, „die Justiz ist Euch schon auf der Spur.“

„Den Teufel, er hat auch Recht,“ versetzte der Schwarzrock lachend und steckte das Pistol, das wahrscheinlich ungeladen war, augenblicklich wieder ein; „aber es wird ihm nichts helfen.“ Mit diesen Worten holte er ein kurzes Rapier unter den Kleidern vor, zog seinen Rock aus und kam mit entblößtem Stahle auf mich zu. Ich vertheidigte mich eine kleine Weile, unter dem fortwährenden Geschrei von: „Mord! Mord! Diebe!“ Endlich gelang es aber dem Gesellen, der den Namen Häntchen trug, in dem Augenblicke meinen Arm zu fassen, als ich einen Stoß des Hauptmannes damit abwehrte und zu gleicher Zeit fühlte ich Driesen mich an den Beinen fassen und mich aus dem Gleichgewicht heben. Ich stürzte und glaubte schon, daß meine letzte Stunde geschlagen habe, als ich unerwartet einen kräftigen Faust-

schlag auf den Kopf eines meiner Angreifer dröhnen hörte und Driesen neben mir aufs Gras taumeln sah. Ich raffte mich auf und siehe! an meiner Seite stand mit aufgehobener Hand der Fremdling mit dem rothen Mantel. Er trug keine Waffen, und doch schien seine trotzige Haltung, seine unerwartete Erscheinung und die kräftige Weise, wie er Driesen das Gewicht seines Armes kennen gelehrt hatte, dessen Helfershelfer mit Verblüfftheit geschlagen zu haben, wenigstens blieben sie eine Weile beschlußlos stehen. Bald faßten sie aber wieder Muth, und während Häntchen sein Messer aufhob, das ihm in der Balgerei entfallen war, lief der Hauptmann mit aufgehobenem Stahle meinem Retter entgegen.

„Wie ist es, Schwarzer Peter? Kennst Du mich nicht mehr?" fragte dieser, ohne sich zu rühren und ihn stark ansehend.

„Ist es wohl möglich?" sagte der Schwarze Peter erstaunt, indem er sein Rapier sinken ließ und seinen Hut hastig aufnahm. „Sind Sie es selbst, Kapitain? oder ist es Ihr Geist?"

Der andere Räuber wollte zuspringen, aber der Hauptmann gebot ihm mit einem Winke, auf seinem Platze zu bleiben.

„Ist das gegenwärtig Euer Handwerk?" fuhr der Rothmantel in einem verweisenden Tone fort; muß ich von Einem, der unter mir gedient hat, so etwas erleben?"

„Ja, Kapitain!“ sagte der Schwarze Peter mit einem demüthigen Gesicht und seinen Hut zwischen den Händen reibend; „was soll ich leugnen? ’s ist eine schlechte Zeit und . . .“

„Kein Wort mehr!“ sagte der Fremdling. „Nehmt Euern Kamraden auf, wenn er nicht laufen kann, und sorgt dafür, die Umgegend von Naarden alle drei vor Abend zu verlassen, oder Ihr werdet dem Galgen nicht entwischen, das versprech’ ich Euch.“

Der Räuber setzte, ohne eine Silbe zu antworten, den Hut wieder auf, steckte sein Rapier in die Scheide, zog seinen Rock an und befahl Driesen, aufzustehen und ihm zu folgen. Der Schurke hatte sich indeß wieder erholt und erfüllte sofort den ersten Theil des Befehles, hatte aber zum zweiten keine Ohren.

„Zum T . . .!“ brummte er mit einem wüthenden Blicke auf den Fremdling und mich; „sollen wir Flagge streichen, ohne diese Landstreicher noch ganz aus dem Felde zu schlagen?“

„Ja!“ sagte Häntchen, seinen Hauptmann mit dem Fremdlinge ansehend; „ich begreife nicht . . .“

„Ihr begreifet nicht? . . . Ihr braucht auch nichts zu begreifen, dumme Esel, die Ihr seid,“ sagte der Schwarze Peter, indem er einen jeden beim Arme nahm. „Ihr seht den Mann, der da steht; wenn er mir beföhle, Euch beide aufzuhängen, ich würde

es auch thun, das merkt. Fort! Fort! Kein Schwatzens mehr. Ihr wißt, wo wir einander wieder finden. Macht, daß Ihr von dannen kommt, oder ich will Euch Beine machen."

Obgleich die zwei Schelme ein bedeutend trotzigeres Aeußere hatten, als ihr Hauptmann, so schienen sie doch vor dem sittlichen Einflusse des Letztern dieselbe Ehrfurcht zu hegen, als dieser umgekehrt dem Fremdlinge bezeigte; sie zogen, wenn auch etwas brummend und unwillig, nach verschiedenen Seiten hin dem Walde zu und waren bald aus unserm Gesichte.

„Steht noch etwas zu Ihren Diensten, Kapitain?" fragte der Räuber, sobald sie abgezogen waren, indem er sich dem Fremdlinge höflich näherte.

Dieser begnügte sich mit einem Kopfschütteln.

„Wenn Sie meine Dienste nöthig haben sollten," fuhr er fort; „meine Adresse ist immer zu erfragen bei Maaicke Katers im Duvelshuk zu Amsterdam."

Hier schwieg er plötzlich und warf einen argwöhnischen Blick auf mich. „Ich hab mich da schön verschwatzt," sagte er; „aber!" hier wurde der Ton seiner Stimme, die, sobald er gegen den Fremdling sprach, freundlich und wohllautend war, wieder kurz und scharf. „Mein Herr, Sie sind gewarnt, vorsichtig zu sein."

„Ich werde das alles abmachen,“ sagte mein Retter. „Sorgt nur, daß Ihr von dannen kommt, und Ihr werdet nichts zu fürchten haben.“

Der Räuber lächelte auf eine Weise, welche sehen ließ, daß er ganz zufrieden gestellt war, verneigte sich und war bald aus unserm Gesichte.

Sechstes Kapitel.

Unser Held läuft an demselben Tage zum zweiten Male Gefahr, sein Herz zu verlieren.

Ich hatte den ganzen Auftritt mit einem stummen Erstaunen angesehen; denn ich konnte mir das Verhältniß nicht erklären, welches zwischen meinem Retter und dem Räuberhauptmann bestand und diesen so gehorsam das Feld räumen ließ. War vielleicht auch dieser Ehrfurcht erweckende Fremdling das Haupt einer noch ausgebreiteteren Bande? Und ließ sich daraus sein Einfluß auf den Schwarzen Peter und der Kapitains-Titel, den dieser ihm gab, ableiten? Wie dem auch sein mochte, ich fühlte mich gegen den Mann, der waffenlos und fast lediglich durch die Kraft seines Willens mich aus den Händen dreier Missethäter befreit hatte, von ehrerbietiger

Bewunderung durchdrungen. Sobald das Gerassel der Sträucher, wodurch sich der Schwarze Peter einen Weg bahnte und worauf der Fremdling aufmerksam zu lauschen schien, ganz aufgehört hatte, begann ich, ihm für die mir erwiesenen Dienste meinen wärmsten Dank zu erkennen zu geben.

Er hörte es kalt an. „Schon genug,“ sagte er nach einer Weile Schweigens. „Ich war Ihnen einen Gegendienst schuldig zur Vergeltung dessen, den Sie heute Morgen mir erzeigt haben.“

„Glauben Sie, Herr Kapitain!“ sagt' ich, ihm denselben Titel gebend, welchen ihm der Schwarze Peter beigelegt hatte — „daß meine Dankbarkeit . . .“

„Genug hiervon!“ fiel er mir kurz in die Rede; „ich habe jetzt keine Zeit, all das Schöne anzuhören, das Sie mir sagen wollen. Ich habe auf dem Wege etwas verloren und muß mich beeilen, es zu suchen, denn es ist Jedermanns Kauf und . . .“

„Eine grüne Börse!“ rief ich aus, erfreut über die Gelegenheit, welche sich bot, ihm meiner Seits einen Dienst zu erweisen.

„Haben Sie dieselbe gefunden?“ fragte er, während er schon rechts und links auf dem Boden des Weges hinsah.

„Sie enthielt Goldstücke,“ fuhr ich fort, „und überdies . . .“

„Und einen Ring mit einem Siegel,“ fiel er zur Ergänzung meiner Rede ein.

„Hier ist sie,“ erwiederte ich, zog die Börse hervor und gab sie dem Eigenthümer mit Freuden zurück; „durch meine Rettung haben Sie zugleich Ihr Eigenthum gerettet.“ Darauf erzählt' ich ihm, wie diese Börse der vornehmste Anlaß zu meinem Zusammentreffen mit den Räubern gewesen war.

„Es ist, wie ich gedacht hatte,“ sagte der Kapitain; „ich habe den Fuhrmann auf dem Wege bezahlt und dann zuverlässig die Börse daneben gesteckt. Sie haben mir wirklich einen großen Dienst erwiesen. Ihrem Wesen und Ihrer Sprache nach zu urtheilen,“ sprach er weiter, indem er mich aufmerksam betrachtete, „scheinen Sie zu einem angesehnen Stande in der Gesellschaft zu gehören und ich würde Sie vielleicht mit einem Geschenke beleidigen. Da jedoch Ihre Kleidung keinen Ueberfluß andeutet, glaube ich nicht unfreundlich zu handeln, wenn ich Ihnen für die gehabte Mühe eine kleine Gabe reiche.“ Zugleich nahm er ein Paar Goldstücke zwischen die Finger und hielt sie mir hin.

„Ich danke Ihnen,“ sagt' ich, „Ihr Anerbieten ist so bescheiden gethan, daß es mich nicht beleidigen kann. Ich bedarf jedoch der Belohnung nicht, ich bin der Sohn des Herrn Huyck Oberrichters, zu Amsterdam, und wenn ich Ihnen irgend gefällig sein kann...“

„So!“ sagte er, indem sich sein Gesicht auf eine wunderbare Weise zusammenzog, „der Sohn

des Oberrichters muß sich weniger als Jemand anders allein auf unsichre Wege begeben."

Hier schwieg er eine Weile, ließ das Geld wieder in den Beutel gleiten und sprach weiter:

„Es war ohne Zweifel Ihre Absicht, heute bis Naarden zu gehen?"

„Ich fürchte," war meine Antwort, „daß es zu spät sein wird, die Stadt noch vor Thorschluß zu erreichen; auch höre ich die Glocke nicht mehr läuten. Doch bin ich willens, dahin zu gehen, um den hier gehabten Vorfall anzuzeigen ... und wenn Ihre Edeln mich begleiten wollten ..."

„Das nenn' ich sprechen, wie dem würdigen Sohne eines Oberrichters geziemt," sagte der Fremdling mit einem erzwungnen Lächeln, „aber ich für meine Person fühle keinen Beruf, an der Brücke meine Kehle heiser zu schreien und bei jeder Schildwache eine halbe Stunde zu warten, bis der Korporal die Runde macht, dann von der Artigkeit des letzteren abzuhängen, sich zurückschicken lassen, oder die halbe Nacht im Wachthause hinzubringen, um sich den dummen Verhören zu unterwerfen, die bei solcher Gelegenheit nicht fehlen können.

„Wie Ihre Edeln wollen," sagt' ich, „doch ich glaube, daß diesseits außerhalb des Thores ein ganz gutes Wirthshaus ist, unter dem Namen Jan Tabak, oder einem ähnlichen, — wenn wir dahin gingen und Jemanden schickten, der ..."

„Nichts von diesem allen," sagte der Fremdling und machte mit der Hand eine ungeduldige Bewegung; „Lassen Sie den Schwarzen Peter mit seiner Bande wo anders hingehen, um gehängt zu werden, ich will den Strick dazu nicht spinnen. Was Sie betrifft, handeln Sie nach Gutdünken; ich schreibe Ihnen keine Gesetze vor, aber wenn Sie mir vertrauen und einigen Werth darauf legen, mir ein Vergnügen zu machen, so werden Sie heute Abend nicht in die Stadt gehen; ich schlage Ihnen vielmehr vor, bei mir zu übernachten. Wenn Sie mit einfachem Obdach vorlieb nehmen wollen, welches Ihnen eine einsame Bauernwohnung verschaffen kann, dann werden Sie mich Ihnen sehr verpflichten."

Ich gestehe, über dies Anerbieten war ich in einiger Verlegenheit und zauderte, darauf zu antworten. Gerade die scheinbare Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit, womit sein Vorschlag geschah, flößte mir Mißtrauen ein; denn ich wußte sie nicht mit dem Geheimnißvollen zusammen zu reimen, welches seine übrigen Thaten und Worte bis jetzt noch umschleierte, und es kam mir unerklärlich vor, daß Jemand, der sich übrigens benahm, als wolle er allen Nachspürungen und Untersuchungen entgehen, die Unvorsichtigkeit haben sollte, einen ihm unbekannten Jüngling, und noch dazu den Sohn eines Oberrichters, in seine Wohnung einzulassen, ja sogar dazu einzuladen. Bei alle dem fühlte ich wenig Lust, allein

nach der Stadt zu wandern und mich noch ein Mal solcher Gefahr auszusetzen, aus deren Händen ich eben entkommen war. Neugier trieb mich an, näher auszuforschen, wer doch mein Retter sein möchte. Dies und anderes zusammengenommen, bestimmte mich zu dem Beschluß, den gethanen Vorschlag unter Bezeigung meiner Erkenntlichkeit und zugleich der Hoffnung anzunehmen, daß ich meinem Gastherrn durch meine Einkehr keine Unannehmlichkeiten verursachen würde.

„Durchaus nicht," sagte dieser, indem er mit Hast den Fußpfad wieder einschlug, den er gekommen; nur durch längern Aufenthalt hier würde ich Unannehmlichkeiten haben können."

„In dem Falle begleite ich Sie sogleich," entgegnete ich und folgte ihm auf der eingeschlagenen Spur. Der Fußsteig führte uns bald auf einen Hohlweg, der auf beiden Seiten mit Dorngesträuch bewachsen war, und an vielen Stellen durch den gefallnen Regen so voll Wasser stand, daß man Mühe hatte, fortzukommen.

„'s ist hier schlecht Gehen, Kapitain!" sagt' ich, meinen Fuß aufziehend, der im Schlamme stecken geblieben war.

„Das kann ich nicht leugnen," antwortete er, „aber darf ich fragen, warum Sie mir den Titel Kapitain beilegen?"

„Ich habe Sie so eben von Einem jener Leute so nennen hören," erwiederte ich.

„Wohl möglich!" sagte er, mit einem spöttischen Blicke nach mir umsehend; „aber weil jene Narren mich so nennen, muß darum ein verständiger junger Mann ihrem Beispiele folgen? Ich habe auf diesen Namen jetzt eben so wenig Anspruch, als auf den von Zaar, womit Sie mich heute Morgen beehrt haben. Sie können alle Titel gegen mich weglassen," fuhr er in einem ziemlich hohen Tone fort; „ich heiße einfach Bos, — wenigstens für die Gegenwart."

Ich schwieg und folgte, wie ein Hund, der eine Züchtigung erhalten hat, meinem Führer, dessen großen Schritten ich nur mit Mühe gleich kommen konnte, ohne weitern Wortwechsel. Ich dachte, dieser mühselige Hohlweg nehme gar kein Ende, da kamen wir zuletzt an ein kleines Thor, welches Herr Bos aufstieß und welches wir passirten. Ein ziemlich schmaler Pfad, der sich durch Buchweizen hinschlängelte und auf der andern Seite ebenfalls durch ein dicht schließendes Gitter gesperrt war, brachte uns bald von hinten in einen Gemüsegarten, an dessen Ende ich ein Landhaus gewahr wurde, welches nach meiner Vermuthung das Ziel unserer Wanderung sein würde.

Ich betrog mich nicht. Auf das Gebell eines vor der Thür an einer Kette liegenden Mopshundes, ging die Vorderthür auf, und es trat eine schwarze Gestalt, von der mir die immer mehr einbrechende

Finsterniß nur die Formen unterscheiden ließ, heraus und flüsterte von fern: „Sind Sie es, Vater?“

„Still! Still!“ war dessen Antwort; „ich komme nicht allein ... diesen Weg hinauf, mein Herr! ... wo ist die alte Martha?“

„Sie ist mit der Zubereitung der Abendmahlzeit beschäftigt,“ antwortete die Tochter in einem schwächern Tone, woran ich zu bemerken glaubte, daß sie über die Ankunft eines so unerwarteten Gastes, als ich, nicht wenig verwundert sei.

„'s ist gut!“ sprach der Vater beim Eintreten. „Bring den Herrn auf das obere Zimmer, er wird diese Nacht hier bleiben. Ich will eben mit Marthen überlegen, wo wir ihn logiren wollen.“

Mit diesen Worten öffnete er die Thür von einer Art Küche, wo ich eine alte Frau niedergekauert sah, die mit Kuchenbacken beschäftigt war. Er trat ein, schloß die Thür hinter sich und ließ mich mit seiner Tochter allein, die wir beide gewiß gleich verlegen waren. Die junge Dame sah wenigstens ihrem Vater verlegen nach und wendete alsdann den Blick auf mich.

Ich fühlte wohl, daß der Anstand einige Entschuldigung forderte.

„Fräulein!“ hob ich an, „ich fürchte hier ungelegen zu kommen aber Ihr Herr Vater, hat gewollt, daß ...“

„Was mein Vater begehrt, muß erfüllt werden,“ entgegnete sie mit einer festen Stimme und einer majestätischen Verbeugung. „Seien Sie so gut, mir zu folgen.“ Mit diesen Worten kehrte sie sich um und bestieg ein Treppchen, das nach einem kleinen Stübchen führte, wohin ich ihr folgte.

Sie bot mir einen Stuhl an; ich nahm jedoch nicht Platz, sondern blieb mit der einen Hand auf die Lehne gestützt. Mein Kopf war so voll und alle meine Gedanken durch die wunderlichen Begegnungen des Tages so verwirrt, daß ich kaum wußte, ob ich träume oder wache. Meine Führerin blieb indessen vor mir stehen mit einer Haltung, als ob sie Aufschluß erwartete, und ich hielt es für meine Pflicht, ihr diesen zu geben.

„Ihr Vater,“ sagt' ich, „hat mir so eben das Leben gerettet. Ohne seine großmüthige Dazwischenkunft hätte es schlecht um mich ausgesehen.“

„Ist Ihnen ein Unfall begegnet?“ fragte sie in einem theilnehmenden Tone.

Ich war im Begriff, ihr meine Widerwärtigkeiten zu erzählen, als mir auf ein Mal der Gedanke durch die Seele ging, daß es mein Gastherr vielleicht nicht gut heißen möchte, wenn seine Tochter von dem Vorgefallnen unterrichtet und unnützerweise beunruhigt würde. Ich begnügte mich also mit der Antwort: „Ihr Herr Vater wird Ihnen gewiß wohl selbst mit-

heilen wollen, auf welche Weise er sich auf meine Dankbarkeit einen ewigen Anspruch erworben hat."

„Aber nehmen Sie doch gefälligst Platz, mein Herr!" fuhr sie nach einigen Augenblicken Schweigens fort, weil sie wahrscheinlich bemerkte, daß ich nicht geneigt sei, ihr weitere Auskunft zu geben. „Mein Vater wird ohne Zweifel sogleich hier sein. Vergönnen Sie mir, Sie einen Augenblick hier allein zu lassen. Ich will ein Mal sehen, ob ich ihm vielleicht etwas behilflich sein kann."

Mit diesen Worten schwieg sie und ging; die Thür schloß sie sorgfältig hinter sich zu.

Sobald ich mich allein befand, war meine erste Bewegung, auf die Knie nieder zu fallen und dem Allmächtigen, der mich so gnädiglich aus der Todesgefahr erlöset hatte, meinen innigen Dank zu bringen. Nicht nur um meinetwillen dankt' ich ihm, sondern auch um meiner Aeltern und lieben Angehörigen willen; denn ich schauderte bei dem blosen Gedanken ihres Schreckens und Schmerzes, wenn sie einmal vernommen hätten, daß dieser Sohn, dessen Leben auf einer so langen Reise und in fremden Ländern an Gesundheit unversehrt geblieben, in seinem eigenen Vaterlande und dem Ziele seiner Bestimmung so nahe, durch den mordenden Stahl von Räubern gefallen sei. In diesem Zustande blieb ich geraume Zeit, denn mein Gemüth war voll und meine Seele in hoher Spannung, einer natürlichen Folge meines

Zustandes. Da ich aufstand, fühlte ich mich müde und matt und sank mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen auf meinen Stuhl nieder.

Meine Begriffe hellten sich allmälig auf; das Zusammentreffen mit den Dieben gaukelte zwar noch vor meinem Geiste, mehr noch aber die wunderliche Grille des Schicksales, das mich an einem Tage zweimal und zugleich auf eine so seltsame Weise mit zwei mir unbekanten Jungfrauen zusammenführte. Ich fühlte jetzt jedoch weniger Neigung, als des Morgens, meiner Gastgeberin den Hof zu machen und bei ihr den galanten Cavalier zu spielen. Die extragenen Anstrengungen und Leiden und eine gewisse Unruhe, welche ich fühlte bezüglich dessen, was noch folgen könnte, würde mich dazu außer Stand gesetzt haben.

Die Jungfrau blieb indessen weg und zu meiner Scham muß ich bekennen, dies machte mir einige Unruhe, vor allen Dingen hinsichtlich des Umstandes, daß sie beim Weggehen den Riegel vorgeschoben und daß ich mich demnach als Gefangener in dem Stübchen befand. „Wer weiß," dacht' ich, „ob dieser Herr Bos, oder wie er heißen mag, in Bezug auf meine Person nicht eine Absicht hat? Es ist deutlich, daß er unbekannt sein will; sollte er etwa der Spion dieser oder jener fremden Macht sein, einen geheimen Plan entworfen, zum Verderben der Republick? Ich bin lange außer Land gewesen

und also nicht im Stande, mit unserem politischen Zustande gut bekannt zu sein. Vielleicht ist eine Veränderung, ein Krieg im Werke. Dieser Mann kann ein Abenteurer sein, ein Häuptling von Uebelgesinnten, der mich gefangen halten will, aus Furcht, ich möchte seine Gegenwart hier an meinen Vater verplaudern."

Ich blieb bei der letzten Annahme stehen, welches mir, nachdem ich Alles überdacht hatte, am wahrscheinlichsten vorkam und beschäftigte mich inzwischen mit der Betrachtung des Stübchens, das ich jetzt als mein Gefängniß ansah.

Diese Untersuchung war bald beendigt. Die Meubeln bestanden aus einem morschen, wurmstichigen, nußbaumnen Tischchen mit gedrehten Füßen, welches neben der Thür stand und mit drei porcellanenen Vasen prunkte, in deren einer ein Blumenstrauß von verwelkten Ringelblumen stak. Gegenüber befand sich ein mit Wachstuch bedeckter Tisch, der gegen das Fenster angeschoben stand, welches in Blei gelegte Scheiben enthielt und mit drei eisernen Stäben versehen war, wodurch das Entkommen von dieser Seite verhindert wurde. Am Tische standen drei gewöhnliche Holzstühle. Die beiden Seiten rechts und links waren mit doppelten Thüren versehen, die vermuthlich Bettstellen verbargen.

Die Nacht war dunkel und ich ungeduldig geworden; eben wollte ich versuchen, ob ich die Thür

nicht öffnen und unter dem einen oder dem andern Vorwande hinunter gehen könnte, da hörte ich einen bedächtigen Schritt auf der Treppe. Der Riegel wich und die Tochter meines Gastherrn stand vor mir mit einem Glas Wasser in der Hand.

„Mein Vater hat mir Alles erzählt,“ sagte sie mit einer etwas beunruhigten Stimme. „Wir sind Ihnen auch Dank schuldig. Ich habe gedacht, daß Sie vielleicht etwas trinken möchten! . . . und ich glaube nicht mit Unrecht; aber lassen Sie sich doch nieder; mich dünkt, Sie zittern noch davon.“

Sie reichte mir das Glas zu, ich wollte es an den Mund bringen, aber eben bemerkte ich, daß es trübe war; der Gedanke, ob auch ein Schlaftrank darunter gemischt sei, ging mir pfeilschnell durch den Kopf.

„Nehmen Sie es nur,“ fuhr sie fort; „es ist reines Wasser, worein ich einige Tropfen Spiritus gethan habe. Ich würde Ihnen gern Wein anbieten, aber den haben wir nicht.“

Ich schämte mich jetzt über meinen Argwohn und da ich das Mädchen, die so liebevoll und herzlich zu mir sprach, nicht weniger vertrauenswürdig hielt, als Alexander seinen Arzt, so trank ich das Glas in langsamen Zügen leer.

„Zu viel Güte!“ sagt' ich, indem meine Zähne gegen das Glas knirschten. „In der That, Sie kommen meinem Wunsche zuvor, denn ich schäme

mich nicht, zu bekennen, daß mir der letzte Vorgang einige Unpäßlichkeit zugezogen hat."

„Man würde sich deren von etwas Geringerem versehen können," entgegnete sie; „wenigstens, wenn man an dergleichen Schreckensscenen nicht gewöhnt ist; aber leider! man gewöhnt sich an alles," fügte sie in einem traurigen Tone bei.

„Wie, Fräulein!" sagt' ich mit einiger Verwunderung und in der Hoffnung den Faden des Geheimnisses zu ergreifen; „Ist Ihnen jemals etwas Derartiges begegnet?"

„Es giebt traurige Umstände verschiedener Art," antwortete sie. „Der Auftritt, der heute Morgen zu Zoest Statt fand, war schon hinreichend, um Jemandem Schrecken einzujagen."

„'s ist auch wahr! Sie müssen sich da in jenem Holsteiner nicht sehr in Ihrer Gemächlichkeit befunden haben. Konnte ich ahnen, mit der Person, die sich darin vor jedem Blicke verbarg, so bald und auf eine so seltsame Weise Bekanntschaft zu machen?"

„Ach!" sagte sie, wehmüthig den Kopf schüttelnd;" mein Vater hat gelacht, da er mir erzählte, mit welch einer possierlichen Finte Sie uns freien Abzug verschafft haben. Er hatte dies seit Jahren nicht gethan."

„Er scheint viele Widerwärtigkeiten erfahren zu haben," sagt' ich.

„Gebe Gott,“ versetzte sie, „daß wir nur in der vergangenen Zeit davon sprechen dürfen!“

Hier schwieg sie, wendete sich um und wischte eine Thräne aus dem Auge. Ich wußte auch nicht, wie das Gespräch wieder anfangen; das innere Seelenleiden, welches sich ihrer bemeistert zu haben schien, flößte mir Ehrerbietung ein und in der Stimmung, worin sie sich befand, fürchtete ich, etwas zu sagen, oder einen Ausdruck zu brauchen, der ihr Gemüth eben so unangenehm kränken möchte, als ein falscher Ton die Ohren eines Kenners. Von einer andern Seite, dacht' ich, würde es vielleicht für Unhöflichkeit ausgelegt werden können, das Gespräch ganz fallen zu lassen, und ich wagte deßhalb folgende Frage:

„Die Meierei ist ohne Zweifel Ihr gewöhnlicher Aufenthalt, — nicht?“

„Leider! Mein Herr! antwortete sie in einem Tone, der mich bis in die Seele rührte. „Wir haben keine Wohnung, die wir unser nennen können.“

„Nicht, Fräulein!„ sagt' ich, „dann muß ich meine Unbescheidenheit um so mehr tadeln, Ihnen durch meine Gegenwart noch mehr Last zu verursachen.“

„Entschuldigen Sie mich,“ nahm sie das Wort, nachdem sie sich gesammelt hatte, „mein Vater hat Ihnen, glaube ich, schon gesagt, daß diese Last gar nicht der Rede werth ist. Im Gegentheil,“ fügte sie flüsternd hinzu, „ich bin überzeugt, daß er Sie

nicht mit hieher gebracht hätte, wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, daß es zugleich rathsam für Ihre Sicherheit sei."

Das war gerade dasjenige, wovon ich auch überzeugt war; aber doch befremdete es mich, das offenherzige Bekenntniß davon aus ihrem Munde zu vernehmen. Ich meinte dann auch, zu erkennen geben zu müssen, daß ich mich keineswegs in der Einladung des Herrn Vos getäuscht hätte.

„Es thut mir leid, Fräulein!" sagt' ich, „daß Ihre Worte mich in der Vermuthung befestigen, die ich schon als unwürdig unterdrückt hatte, daß nämlich Ihr Herr Vater von mir denken konnte, ich würde ihn verrathen."

„Verrathen!" wiederholte sie, und ich sah ihre Augen, ungeachtet der Finsterniß, die schon im Zimmer herrschte, voll Verachtung glänzen. „Wenn er Sie dessen fähig gehalten hätte, würde er Sie dann hieher gebracht und freiwillig mit seinem Zufluchtsorte bekannt gemacht haben? Was wußten Sie von ihm, daß Sie ihn sollten verrathen können? . . . Aber entschuldigen Sie, mein Herr! ich spreche, wie ein unverständiges Mädchen, über Dinge, worüber mir Schweigen besser geziemt. Stoßen Sie sich nicht an die Worte, die mir entfallen sind; der sonderbare, der traurige Zustand, worin wir uns befinden, vergönnt mir nicht, Ihnen deutlicher auseinander zu

setzen, was ich meine und fühle. Sie werden von einem Ausdruck, der mir unbedacht entschlüpfte, keinen Mißbrauch machen. Ein Wort von Ihnen würde nicht allein uns, sondern auch die gute Frau, die diese Meierei bewohnt, ins Unglück stürzen. Sagen Sie mir, daß ich dasselbe Vertrauen auf Sie setzen darf, welches mein Vater gegen Sie zu hegen scheint; versprechen Sie, die Gesetze der Gastfreundschaft achten zu wollen."

„Fräulein!" sagt' ich, betroffen und verlegen über diese scheinbar unzusammenhängenden Worte, die mich am Ende ebenso wenig aufgeklärt hatten, als ich es anfangs war; „Sie haben ganz recht, daß ich, wenn ich auch wollte, über Ihren Vater nichts würde verrathen können; denn es ist mir ja in dieser Hinsicht nicht daß Geringste bekannt; aber auch den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts soll Niemand von mir erfahren, wenn dies jetzt Ihr Verlangen ist. Würde ich dem etwas verweigern können, der mir das Leben gerettet hat? Es schmerzt mich nur, daß Jemand von Ihren Jahren, genöthigt ist, sich verborgen zu halten, statt sich offen in der Gesellschaft zu zeigen, der Sie gewiß zur Zierde gereichen würden."

Diese letzten Worte sprach ich in einem sehr kalten Tone, damit sie nicht den geringsten Schein von einer Artigkeit verrathen sollten. Ihre Antwort

zeigte mir auch, daß sie solche auch nicht auf diese Weise genommen hatte.

„Man kann nicht betrauern, was man nie gekannt hat,“ sagte sie, wehmüthig den Kopf schüttelnd; „und zuverlässig würde ich mich in der Gesellschaft, die Sie meinen, schwerlich an meiner Stelle finden. Das Wenige jedoch, das ich davon gesehen habe, ist mir nicht anziehend genug vorgekommen, um meine Gedanken lange zu beschäftigen, oder sie von dem Berufe abzuziehen, der mir hier auf Erden angewiesen ist.“

Ich blieb gewissermaßen verlegen stehen, und wußte nicht, was ich ihr antworten sollte: da trat zu meinem, und wenn ich mich nicht betrüge, auch zu ihrem Glücke, Herr Bos ins Zimmer. Er hatte seinen rothen Reisemantel abgelegt und zeigte sich mir jetzt in einem einfachen Gewande eines Landedelmannes oder wohlhabenden Pächters.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich Sie etwas lange habe warten lassen,“ sagte er zu mir gewendet, auf eine Weise, die zwar höflich war, aber doch immer so, wie man sie gegen Jemanden beobachtet, der in der menschlichen Gesellschaft eine Stufe tiefer stehet. „Ich hatte unten noch etwas zu besorgen; meine Tochter hat es Ihnen, hoff' ich, an nichts mangeln lassen . . . wenigstens an nichts von dem, was wir Ihnen hier schaffen können,“ fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu.

„Ich wüßte nicht, was ich diesen Augenblick für ein Bedürfniß hätte," sagt' ich; es müßte etwa eine Gelegenheit sein, mein Angesicht und meine Kleider von dem Schmutze und den Kothflecken zu befreien, die ich unterwegs bekommen habe."

„Geh' und hole ein Waschbecken, Amalia!" sagte Herr Bos, „und eine Kleiderbürste, wenn hier ein solches Meubel zu finden ist . . . oder! wie kann ich so thöricht sein? Ich habe die meinige ja in der Tasche."

Die Jungfrau entfernte sich und ich putzte mein Gewand ein wenig mit der Bürste ab, die mir Herr Bos zugelangt hatte. Während des Bürstens fiel mir etwas Blinkendes von der Kehrseite der Bürste ins Auge. Ich besah es näher und fand, daß es ein kupfernes Plättchen war, worauf dasselbe Wappen geschnitten stand, daß ich auf dem Siegelringe entdeckt hatte. Meine Bewegung entging meinem Gastherrn nicht und, wie es mir vorkam, so machte es ihn etwas unruhig. Ja, sobald die Tochter zurück und das Waschwasser, das sie brachte, auf den Tisch niedergesetzt war, nahm er die Bürste zurück, besah sie und übergab sie alsdann ihr. „Verbrenne dies Meubel," sagte er.

„Wie, Papa! diese Bürste, die Sie so viele Jahre gebraucht haben, und die Sie nie verließ!" rief sie und sah ihn erstaunt an.

„Verstehst Du nicht, was ich sage? Mir selbst kostet es Mühe, mich von einem alten Diener zu trennen und ist es auch nur von einer Bürste; aber wir dürfen nichts übrig behalten, das uns verrathen kann. Geh mein Kind! und thue, was ich Dir befohlen habe; bleib nur alsdann und hilf Marthen etwas. Ich habe, wie Du weißt, noch etwas mit diesem Herrn zu sprechen.

Amalia seufzete, betrachtete die Bürste, schüttelte mit dem Kopfe und entfernte sich.

„Sie ist nicht damit zufrieden," sagte ihr Vater, ihr nachsehend, „und ich kann es auch begreifen, denn auch mich selbst hindert es. Man möge es kindische Schwäche nennen, aber es giebt bei uns doch eine entschiedene Anhänglichkeit an Gegenstände, die wir lange gebraucht haben und woran wir gewöhnt waren, und in dem Verluste davon liegt etwas Unangenehmes; um wieviel lästiger ist es dann nicht, wenn einen die Noth zwingt, sie aufzuopfern, sie zu vernichten. Aber das bei Seite. Sobald Sie sich genug erfrischt haben und in Ihrer Bequemlichkeit befinden, werde ich Sie um einen Augenblick Gehör ersuchen."

Ich hatte kein größeres Verlangen; denn ich hoffte jetzt endlich alle Geheimnisse aufgeklärt zu sehen, welche bis jetzt das Betragen und die Reden des Vaters und der Tochter begleitet hatten. Ich beeilte mich also so viel als möglich, mit meiner Toilette und

stellte mich alsdann rechts neben den Herrn Vos in die gemächlichste Haltung, die ich nehmen konnte. Inwiefern meine Erwartungen erfüllt wurden, das wird man in dem folgenden Kapitel beschrieben finden.

Siebentes Kapitel.

Herr Vos erzählt Ferdinanden und dieser ist am Schlusse noch eben so klug, wie es auch mit dem Leser der Fall sein wird.

„Ich bin überzeugt, mein Herr Huyck!" sagte mein Gastherr nach einer Pause von einigen Augenblicken, „daß Sie sich wohl allerlei wunderliche Gedanken von mir gemacht und Ihren Geist in den letzten zwei Stunden fruchtlos auf die Folterbank gespannt haben, um zu erfahren, wer ich doch eigentlich bin und was ich mit Ihnen vorhabe."

„Wenn dies auch so wäre," sagt' ich, so glaube ich von Ihrer Person sagen zu dürfen, daß Alles, was ich in den zwei Stunden gesehen und gehört habe, nicht wenig dazu beigetragen hat, um die Begriffe und Vermuthungen, welche Ihre Edeln mir beilegen, zu rechtfertigen."

„Das gebe ich Ihnen zu. Selbst Solche, die sich um die Handlungen ihrer Nebenmenschen am wenigsten bekümmern, würden in einem Falle, wie dem Ihrigen, ihre Neugier aufgeregt fühlen. Es thut mir nur leid, daß mir meine eigene Sicherheit verbietet, Ihre Wißbegierde nach Wünschen zu befriedigen.“

Ich sah mich nicht wenig in meiner Erwartung betrogen, denn ich war jetzt eben so weit, als zuvor. „Was Henker, kann der Bursche von mir wollen?“ dacht' ich bei mir selbst, „wenn er mir sonst nichts zu sagen hat, wozu denn die so feierliche Vorbereitung und diese Einleitung, die weiter nichts als eine Neckerei ist.“

„Mein Herr!“ sagt' ich, „ich ehre Ihr Geheimniß und begehre nichts davon zu wissen, sobald Ihre Edeln meinen, es für sich behalten zu müssen. Wenn es jedoch die Furcht vor meiner Unbescheidenheit ist, welche Sie zurückhalten könnte, mir Ihr Vertrauen zu schenken: so muß ich bedauern, daß Sie keine bessern Gedanken über mich hegen.“

„Jetzt sprechen Sie, wie alle jungen Leute, die es in ihrer erhabenen Meinung höchst übel nehmen, wenn man sie nicht als von einem andern Stoffe gebildet, denn die übrigen Kinder Evens ansieht. Nein, mein Herr Huyck! Ich glaube vollkommen, daß Sie ein braver, rechtschaffner Jüngling sind, der mir die völlige Geheimhaltung versprechen würde,

und das wohl in guter Treue. Es würde nur in Betracht zu ziehen sein, ob Sie sich stets in der Möglichkeit befinden würden, dasselbe zu bewahren."

„Ich begreife nicht," sagt' ich, „was mich würde verhindern können, mein Wort zu halten."

„O! ich begreife dies desto besser!" erwiederte er, „und es wird Ihnen vielleicht sogleich mit deutlich werden; doch zur Sache! denn ich bin weit entfernt, Ihnen blos zu erzählen, warum ich diese Unterhaltung angeknüpft habe. Ich habe vielmehr zwei Dienste von Ihnen zu erbitten und die Betheurung von Erkenntlichkeit, die Sie so eben ausgesprochen, geben mir den Muth, unbedenklich damit vorzutreten."

„Ich will mir die Freiheit nehmen," sagt' ich, „Ihre Edeln darauf aufmerksam zu machen, daß diese Betheurungen mir entfallen sind, aber gutgemeint waren. Was wünschen Sie nun?"

„Ihre Erklärung gefällt mir," versetzte Herr Bos, „denn sie zeigt, daß Sie nicht zu dem Schlage von Menschen gehören, die viel versprechen und wenig geben. Nun, Sie wollten noch etwas sagen."

„Nur das wollte ich hinzufügen," war meine Antwort, „daß ich bereit bin, Ihrer Edeln alle Dienste zu erweisen, die nicht außer meinem Vermögen liegen und nicht gegen meine Pflicht streiten."

„Das ist eine höchst vorsichtige und lobenswürdige Einschränkung," sagte Herr Bos, sich das Kinn reibend. „Nur Schade, daß man, wenn es zum Treffen kömmt, so unendlich viel unter diese Rubrik von Pflicht bringen und die Grenzen seines Vermögens bisweilen so überaus eng ziehen kann; doch wir wollen sehen, wie Sie über meine Bitte denken. Hören Sie! — Zuerst wird es mir angenehm sein, wenn Sie gegen Niemand, wer es auch sein möge, etwas von unserm Zusammentreffen zu Zoest, von der Geschichte mit dem Schwarzen Peter und seinen Gesellen, und von Ihrem Aufenthalte hier auch nur das Geringste erwähnen."

„Aber," fragt' ich, „wie werde ich dann den Aufenthalt, der mich gehindert hat, heute meine Reise nach Amsterdam fortzusetzen, wie mein fester Vorsatz war, genügend beglaubigen können?

„Da haben wir schon Schwierigkeiten," sagte mein Gastherr nicht ohne einige Bitterkeit. „Können Sie bei denen, die das Recht haben, dennoch zu fragen, nicht das schlechte Wetter, die feuchten Wege, das Verfehlen der Schuit und hundert andere Ursachen, die Sie selbst besser ausdenken werden, als ich, vorgeben?"

„Ich bin nicht gewohnt, Dinge anders zu erzählen, als sie sich zugetragen haben," sagt' ich trocken weg; „doch in dem besondern Falle will ich Ihnen das Versprechen geben, zu erklären, daß sowohl

das Wetter, was auch wahr ist, als andere Umstände, die ich nicht nennen könne, meine Reise aufgehalten haben, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß ich meinem Vater, dem ich nie etwas verheimlichen kann, alles, was mir begegnet ist, unumwunden erzähle."

„Ihrem Vater!" wiederholte Herr Bos mit einiger Heftigket und, seinen Stuhl wegsetzend, nochmals: „Es ihrem Vater erzählen? Ist das Kindergeschwätz oder Männerrede? — Ihrem Vater! damit er seine Häscher aussende, und sowohl den Schwarzen Peter und seine Bande, als mich und meine Tochter im Triumphe nach Amsterdam schleppen lasse? — Meinen Sie es aufrichtig? Oder wie bin ich mit Ihnen daran?"

„Glauben Sie mein Herr!" antwortete ich, „meinen Vater kenne ich zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß ich ihm so etwas vertrauen kann, ohne Mißbrauch befürchten zu müssen. Würde ich die Sicherheit meines Retters, oder selbst das Leben jenes Räubers, der, gleichviel aus welchen Gründen, seinen Vorsatz aufgab, sonst wohl aufs Spiel setzen?"

„Sie sind ein braver Mann," versetzte Herr Bos nach einigen Augenblicken Nachdenkens. „Ich weiß es, ich kann Sie nicht hindern, Ihrem Vater, ja einem Jeden zu erzählen, was Sie wollen. Nur ein Dilemma will ich Ihnen zu überlegen geben: Ihr Vater ist Oberrichter, und als solcher hat er,

das weiß ich, Befehl erhalten, mich überall aufzuspüren und, wenn er mich finden kann, denen auszuliefern, die mein Verderben suchen. Wenn Sie ihn also über meinen gegenwärtigen Aufenthalt auf die Spur bringen, werden Sie den Mann, der, wie ich weiß, ebenso streng als gutmüthig ist, dann nicht in den Zustand versetzen, welchen die Rechtsgelehrten pugna officiorum nennen? Wird er dann nicht durch seinen Eid gehalten sein, den Mann ergreifen zu lassen, den er, als den Retter seines Sohnes, aus Dankbarkeit lieber schonen möchte?“

Hier schwieg er einen Augenblick, als ob er den Eindruck seiner Rede abwarten wolle. Ich fühlte das Gewicht davon, denn ich wußte, wie streng und genau mein Vater hinsichtlich seiner Pflichten war, und wie sehr es ihn beunruhigen würde, im Besitze eines Geheimnisses zu sein, wovon er nicht den Gebrauch machen könnte, welchen ihm sein Amt und seine Pflicht vorschreiben.

„Wenn Sie dagegen schweigen,“ sprach Herr Bos weiter, „bleibt Ihr Gewissen und das Ihres Vaters in Ruhe. Er wird die in Betreff meiner empfangenen Befehle auszuführen suchen und dies um so mehr unbekümmert thun, da er nicht weiß, daß er einige Verpflichtungen gegen mich hat. Ihrer Seits werden Sie sich weder vorzuwerfen haben, die Ursache meiner Verhaftung gewesen zu sein, noch

auch, Ihren Vater gehindert zu haben, seine Pflicht zu erfüllen.“

Gegen dieses Raisonnement hatte ich nichts einzuwenden, und obgleich es mir immer ein anstößiger Gedanke blieb, meinem Vater etwas verschweigen zu müssen, glaubte ich doch ausnahmsweise dem Verlangen meines Gastherrn nachkommen zu müssen.

„Gut!“ sagt' ich; „ich verspreche Ihnen, des Vorgefallenen nicht zu erwähnen, gegen wen es auch sein möge, doch mit dem, Ihnen selbst ersprieslichen Vorbehalte, daß, wenn es Ihnen einmal nicht gelingt, den Händen der Justiz zu entkommen, Sie mir dann erlauben, den Vorfall mittheilen zu dürfen und namentlich meinem Vater andere Gedanken gegen Sie beizubringen. Vielleicht kann er Ihnen alsdann nützlich sein, und er wird es gewiß, wenn es in seinen Kräften steht.“

„Diese Bedingung ist so billig,“ sagte Herr Bos, „daß ich sie nicht nur vollkommen gut heiße, sondern Sie auch zugleich ermächtige, auch dann, wenn ich einst außer Gefahr gekommen bin, (wovon ich Sie unverzüglich benachrichtigen werde) Ihren Vater von diesem Ereignisse zu unterrichten. — Dies wäre also abgethan und ich gehe zu meiner zweiten Bitte über, gegen die Sie weniger Bedenklichkeiten hegen werden, obwohl deren Erfüllung Ihnen wahrscheinlich mehr Last verursachen wird, als die der ersten.“

„Sicher,“ dacht' ich bei mir selbst, „ist dieser Herr Vos ein Banquerotier und will mich um Geld ansprechen.“

„Aus meinen frühern Mittheilungen,“ fuhr er fort, „wissen Sie, daß ich mich zu Amsterdam nicht ohne die Gefahr, in die Schlinge zu gerathen, zeigen kann. Hier in der Umgegend kann ich mich in jeder Hinsicht besser geheim halten, und die Spione des Landrichters von Groiland, der vielleicht noch nicht einmal Befehle über mich erhalten hat, besser täuschen. Indessen darf ich meine arme Tochter nicht bei mir behalten; sie soll mein unstätes Leben nicht theilen; was ohnehin nur dazu dienen würde, meinen Zufluchtsort desto eher zu verrathen. Ueberdieß muß ich in Amsterdam einiges Geld und einige alte Papiere in Empfang nehmen lassen; ein Auftrag, womit sich Niemand würde befassen können oder wollen, und den ich nur meiner Amalie anvertrauen kann. Ein gewisser Notar Bouvelt, der in Ihrer Stadt wohnt, und den Sie vielleicht wohl gar schon haben nennen hören, wird das Mädchen in seinem Hause logiren und für eine Nichte ausgeben. Ist sie einmal da, alsdann bin ich ihretwegen nicht mehr bekümmert; aber die große Schwierigkeit ist: wie gelangt sie nach Amsterdam?“

Ich sah gewissermaßen verwundert auf. „Nichts leichter, Herr Vos!“ sagt' ich, „es geht ja um zwei Uhr eine Volksschuit von Naarden nach Amster-

dam ab, und Wagen sind genug zu bekommen, so daß . . ."

„Allerdings," versetzte er; „aber ich weiß auch, daß Lohnkutscher und Schiffer den Oberrichter auf Passagiere, die ihnen verdächtig vorkommen, aufmerksam machen müssen.

„Eine junge Dame, wie Fräulein Amalie, wird doch nicht unter die verdächtigen Personen gezählt werden!" entgegnete ich.

„Da sind Sie in Irrthume. Ich weiß nur zu gut, daß man meine Ankunft erwartete und *mich* schon zu Zoest und Eemnes auszuspähen suchte. Durch mein Absteigen unterweges habe ich die Spürhunde wohl einstweilen irre führen können; *aber* sicher werden sie dies bald gewahr, da sie wissen, daß ich meine Tochter bei mir habe. Sehen sie nun ein Mädchen, die allein von Naarden nach Amsterdam reist und in der Beschreibung mit Amalien übereinkömmt, dann wissen sie schon genug, um mehr auszuforschen. Nein, mein Kind muß die Reise machen, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, und deshalb wollte ich Ihnen vorschlagen, sie *unter* Ihrem Schutze dahin zu bringen."

Ich wußte nicht, ob ich recht gehört hatte; so überraschte mich dieser Vorschlag. Hätte Herr Vos ihn mir einfach weg gemacht, ich hätte ihn ohne Bedenken angenommen; aber gerade die Einleitung,

welche er, um alle Schwierigkeiten abzuschneiden, vorausgehen ließ, hatte deren eine Menge bei mir hervorgerufen. Da ich bemerkte, daß er eine Antwort erwartete, beeilte ich mich, solche zu geben, indem ich die erste Schwierigkeit, die sich mir zeigte, aufgriff.

„Mein Herr!“ sagt' ich, „es wäre mir natürlich viel Ehre und Vergnügen, auf der Reise die angenehme Gesellschaft ihrer Tochter zu genießen; haben Ihre Edeln aber wohl überlegt, daß gerade ich die am wenigsten geeignete Person bin, ihr zum Begleiter zu dienen? Wenn man zu Amsterdam, wenn mein Vater vernimmt, daß ich daselbst mit einer unbekannten Dame angekommen sei, wird solches denn nicht gerade die Vermuthung erregen, der Ihre Edeln zuvorkommen wollen?“

„Ich sehe,“ sagte Herr Bos, der sich in einer unzufriedenen Haltung auf seinen Stuhl zurückwarf, „daß die Amsterdamer alle ganz dieselben sind, und hundert Gründe gegen einen haben, wenn es darauf ankommt, etwas zu thun, was nicht mit ihrem gewöhnlichen Schlendrian im Denken und Handeln völlig übereinkömmt. Sagen Sie lieber: „ich thue es nicht;“ dann weiß man, woran man sich zu halten hat.“

„Verschonen Sie mich, mein Herr!“ antwortete ich ihm etwas verlegen und mit dem Gedanken, ihn zu befriedigen; „was mich betrifft, ich werde es gern

thun und mich nicht an das stoßen, was mir vielleicht böse Zungen nachsagen mögen; aber . . ."

„Die bösen Zungen!" rief Herr Bos aufspringend, mit heftiger Stimme, welche mir merken ließ, wie sehr ich mich versprochen hatte. „Wer hat diese mehr zu fürchten, meine Tochter oder Sie? Wer wird einen jungen Mann deßhalb weniger achten, wenn er sich auf der Reise lieber in die Kajütte zu einer jungen Dame gesellt, die er zufällig traf, als daß er sich mit dem gemeinen Haufen auf dem Verdecke langweilt? Nein, wenn die Verleumdung sich an eins von Beiden wagen sollte, so ist mein Kind es, gegen welches sie ihre Pfeile schärfen wird. Wie! Ein Vater setzt hinlängliches Vertrauen in Ihre Bravheit, um seinen einzigen Schatz auf Erden, seine brave, engelreine Tochter unter Ihren Schutz zu stellen, und Sie meinen, daß ein solcher Schutz Ihren guten Namen in Gefahr bringen würde? Oder glauben Sie sich vielleicht, weil ich mich nicht öffentlich zeigen mag, berechtigt, meine Tochter als eine Glücksjägerin anzusehen, als eine Verworfene, eine Aussätzige, deren Gesellschaft Verunreinigung bringt? Mein Herr! Sie lassen mir das Unglückselige meiner Lage und das meiner unschuldigen, theuern Amalie auf eine grausame, auf eine bittere Weise fühlen. Es ist möglich, daß Ihre steifen Amsterdamer Kaufleute, ihre abgeschiedenen Patricier, einer Handelsweise, wie der Ihrigen, zujauchzen würden; . . .

was mich betrifft, ich sage, wenn mich Jemand um einen Dienst anspricht, ja, oder nein, komme aber nicht mit allerlei gesuchten Einwendungen der Quere."

„Mein Herr!" sagt' ich, als dieser Fluß von Worten aufhörte, welchen zu hemmen unmöglich gewesen sein würde: „Ich wiederhole Ihnen, daß ich bereit bin, den erbetenen Dienst zu leisten, und zugleich die Beschuldigung von mir zu entfernen, als hätte ich Sie durch einige Worte oder Gedanken beleidigen wollen. Ueber meinen bis heute unbefleckten Namen, den Sie in die Wageschaale legen wollten, werde ich mit Ihnen nicht rechten, obgleich Ihre Edeln mir vergönnen werden, in Bezug dessen meine eigene Meinung zu behalten. Abgesehen hiervon, kann es Ihnen nur Trost gewähren, wenn Sie Ihre Tochter Jemandem anvertraut wissen, der über diesen Punkt selbst gewissenhafter denkt als Sie selbst. Wenn ich also Schwierigkeiten gemacht habe, so galten diese nicht mir, sondern Ihrer eigenen Sicherheit, und dem guten Rufe von Fräulein Bos."

„Ihre Hand!" sagte er, auf mich zukommend; „Sie sind ein braver Jüngling und haben vollkommen recht. Es war verkehrt, mich gegen Sie zu ereifern; denn Ihre Bedenklichkeiten machen Ihnen Ehre. Ich hoffe, daß Ihnen dies offenherzige Bekenntniß genügen wird; ich bin nie gewohnt gewesen, um Verzeihung zu bitten und es würde mir leid thun,

Ihnen auf eine andere Weise Genugthuung geben zu müssen."

Ich versicherte ihm, daß ich über sein aufrichtiges Bekenntniß vollkommen zufrieden sei, und konnte nicht unterlassen, über die dumme Annahme, daß ich, um all die Abenteuer des Tages, die fast mit einem Messergefecht begonnen hatten, würdig zu bekrönen, sie mit einem geregelten Duell gegen meinen Retter beschließen sollte, bei mir selbst zu lachen.

„Um noch ein Mal auf Ihre Bedenklichkeiten zurückzukommen," sagte er, „so erlauben Sie mir, Ihnen zu wiederholen, daß meine Tochter Ihnen nur von hier bis ans Thor von Amsterdam lästig fallen wird. Ist sie einmal dort, dann wird sie den Weg wohl finden. Der Schiffer mag Sie kennen oder nicht, das thut nichts zur Sache. Im ersten Falle wird er es nicht nöthig achten, dem Oberrichter Meldung zu machen, daß sein Sohn mit oder ohne eine Dame von der Reise zurück ist; im zweiten wird er gleichfalls keinen Verdacht gegen Amalien hegen; denn er wird Sie beide für Bruder und Schwester ansehen, und, da Sie dem von meiner Person gegebenen Signalement nicht entsprechen, auch weiter nicht Acht auf Sie geben. Sollte man hinterher von Ihnen wissen wollen, mit welcher Dame Sie gereist sind, so können Sie dem unbescheidenen Frager die Antwort schuldig bleiben; demjenigen aber, der das Recht hat, diese Frage zu thun, einfach

sagen, daß Sie einer Dame, deren Name Ihnen unbekannt sei, auf der Reise jene kleinen Dienste und Artigkeiten bewiesen haben, welche jeder wohlerzogene Mann dem schwächern Geschlechte schuldig ist.“

Ich konnte jetzt nur zustimmen und das that ich auch, obgleich mir eine geheime Stimme zu erkennen gab, daß ich mich auf einem Mahlstrom von Strudeln und Verwirrungen einschiffe, woraus ich mich nur mit Mühe würde retten können.

„Darf ich noch eine Frage thun?“ sagte ich zum Schlusse. „Ist Fräulein Vos schon von dem gemachten Plane unterrichtet? — und bereit, sich einem Unbekannten anzuvertrauen?“

„Meine Tochter hat nie einen andern Willen gehabt, als den ihres Vaters,“ antwortete er, „und in diesem Falle hat sie mit mir die Nothwendigkeit dieser Sache eingesehen; aber Sie werden sie das sogleich selbst fragen können, denn ich höre sie eben kommen. Es ist, als ob sie es eben errathen hätte, daß die Sache ins Reine gebracht sei.“

„Darf man hineinkommen?“ klang jetzt Amaliens Stimme vor der Thür.

„Bringst Du das Licht mit?“ fragte ihr Vater. „Wir haben es wohl nöthig; denn es ist während unsers Gespräches stockdunkel geworden.

„Das Licht und das Abendessen,“ antwortete sie.

„So wart' noch einen Augenblick,“ entgegnete Herr Vos; „dann werd' ich erst die Laden schließen.

Man möchte uns von außen bespähen, man kann nicht vorsichtig genug sein."

Hierauf schloß er die Fensterladen und ließ dann Amalien ein. Sie trug in der einen Hand eine Flasche, worauf ein angestecktes Talglicht stak, auf dem Arme eine Serviette und in der andern Hand eine Blechtrommel, welche meinem Vermuthen nach mit Lebensmitteln gefüllt war, die sie zu Cemnes gekauft hatten. Hinterdrein kam die alte Martha mit einem Krug Bier und einem Teller, worauf sich ein Bierglas, ein Weinglas, ein Schälchen, ein Papier mit Salz, eine Pfefferbüchse, zwei stählerne Gabeln, ein zinnerner Löffel und drei Messer von verschiedener Form befanden.

„Die Gesellschaft wird sich behelfen müssen," sagte die letzt Genannte, während sie Fräulein Bos den Tisch decken und die Trommel auspacken half. „Wir können es nicht so schnell besorgen, doch keineswegs, weil es hier etwa nicht bessere Gläser und Teller gebe, das versichere ich; sondern weil Mefrau sie hinter Schloß und Riegel hat."

„Aha!" dacht' ich bei mir selbst, „es ist also eine Mefrau, der diese Wohnung gehört. Ob sie wohl weiß, welchen Gästen in diesem Augenblicke auf ihrem Eigenthume Gastrecht verliehen wird?"

Ich nahm unterdessen die alte Frau einigermaßen genauer ins Auge und glaubte, obgleich vor vielen

Jahren, sie schon gesehen zu haben; da jedoch die grauen Augen, mit rothen Rändern versehen, die spitze Nase, das Gesicht, worauf die Spuren des Alterthumes die der Kinderkrankheit zu vertreten anfingen, der eingefallene, zahnlose Mund und das scharfe Kinn, der gebogene Gang und die bebende Stimme, die ich wahrnahm, unter die Merkmale gehören, welche mehr denn einer betagten Bäuerin eigen sind, so begab ich mich dessen. Ein ganz einfacher Zufall brachte mich jedoch auf neue Vermuthungen. Martha ließ nämlich während des Tischdeckens ein Messer fallen. Ich war schnell bei der Hand, es aufzuheben, und stellte es ihr zu. Da sie es annahm, sah sie mir ins Gesicht und auf einmal begann sie an allen Gliedern zu zittern.

„Heilige Mutter!“ rief sie aus, „ist es möglich! . . .“

„Was ist möglich?“ fragte Herr Bos; „kennen Sie diesen Herrn?“

„Wahrlich!“ antwortete sie, „ich weiß es nicht, aber dieser Herr gleicht so sprechend einem Neffen der Mefrau, der wohl vor vielen Jahren ein Mal zu uns kam . . . aber es kann doch nicht sein. Ja . . .“

„Es ist unmöglich, Alte!“ fiel Herr Bos ein, welchem augenscheinlich die Wendung des Gespräches nicht gefiel; „Sie können einen Herrn nicht kennen, der heute zum ersten Male ins Land kömmt. Geht

nur in die Küche und schlaget die thörichten Vorstellungen aus den Gedanken."

„Nun!" sagte Martha, indem sie sich mit Amalien wieder hinunterbegab. „Es giebt mehr, als eine Aehnlichkeit, aber wenn dies nicht sprechend der junge Herr . . ."

Mein Gastherr, welcher die Thür wieder schloß, hinderte mich zu beurtheilen, inwiefern die alte Frau richtig vermuthete; gleichwohl hätte ich darauf wetten mögen, daß sie in ihrer Vermuthung nicht unrecht hatte, so wenig, als ich in der meinen. Ich wußte jedoch nicht, wo ich sie hinbringen sollte. Ich wünschte etwas Näheres über sie zu erfahren, und fragte so:

„Wohnt diese alte Seele hier allein, dann läuft sie, dünkt mich, wohl noch Gefahr, einen Besuch vom Schwarzen Peter zu bekommen."

„Sie hatte ihren Mann zu ihrem Schutze," antwortete Herr Bos, „und seitdem dieser unlängst gestorben ist — Sie sehen, daß sie noch um ihn trauert, — wohnt ihr Sohn, ein abgedankter Matrose, bei ihr. An diesem hat sie zwar wenig Hilfe; denn wie sie mir erzählt, ist er meistentheils und auch jetzt nicht zu Hause und er vergeudet seine Zeit in Schenken und Spielhäusern . . ."

„Mein Himmel!" sagt' ich, „wer weiß, ob ihr Sohn nicht derselbe Bursche ist, der heute zweimal von Ihnen so furchtbar begrüßt worden ist."

„Leicht möglich,“ sagte Herr Vos lachend. „In dem Falle habe ich ihm den Dienst schlecht bezahlt, den mir seine Mutter erweist; aber dann mögen wir uns zugleich Glück wünschen, daß er nicht daheim ist; denn einen solchen Gesellen halte ich zu allem fähig. Ich werde heute Abend noch ausforschen, ob Ihre Vermuthung gegründet ist.“

In diesem Augenblicke kam Amalie mit einer Schüssel voll Pfannenkuchen zurück, die sie auf den Tisch setzte. „So!“ sagte sie, „wollen die Herren jetzt nun Platz nehmen, das Abendessen ist aufgetragen.“

Wir setzten uns und ich fand jetzt zuerst Gelegenheit, die Jungfrau, die für den folgenden Tag zu meiner Reisegefährtin bestimmt war, etwas genauer zu betrachten, als das schwache Dämmerlicht mir bei der ersten Bekanntschaft vergönnt hatte. Ihre Gestalt, vor allen Dingen wenn sie saß, war eher groß, als mittelmäßig zu nennen, aber ihre Glieder waren alle gegen einander vollkommen verhältnißmäßig und eben so wenig plump, als zu schlank; nur ihre Hände machten eine Ausnahme, die, was gerade nicht als ein Fehler angesehen werden kann, so schön und zart waren, wie die eines heranwachsenden Mädchens. Was ihr Gesicht betraf, so hatte dieses, obgleich der strengste Kritler schwerlich etwas daran zu tadeln gehabt hätte, nicht diese Art von Schönheit, die mir am meisten gefiel. Vielleicht kam das daher,

daß ich nicht umhin konnte, in meinem Geiste beständige Vergleichungen zwischen ihr und Henriette zu machen, deren Aeußeres, wenn auch weniger regelmäßig schön zu nennen, doch ein gewisses Etwas besaß, welches mir zusagte; sie hatte mich beim ersten Anblicke ganz eingenommen. Was Amalien betrifft, so fühlte ich, wenn ich den schwermüthigen Zug ansah, der ihr großes dunkelbraunes Auge umschattete, eine Regung von Mitleiden, von herzlichem Wohlwollen, von Dienstfertigkeit; aber nichts, das der Liebe glich. Vielleicht, ich gebe es gern zu, ging dieser Gefühlsstreit aus derselben Amsterdamer Abgeschiedenheit und dem Widerwillen gegen das Außergewöhnliche hervor, wogegen Herr Vos so sehr (und zwar nach meinen Begriffen mit Unrecht) losgezogen hatte, und die sonderbaren Umstände, unter welchen ich Amalien getroffen hatte, schwächten den Eindruck, welchen ihre Reize außerdem hervorgebracht haben würden. Ich zweifle jedoch nicht daran (denn wie oft laufen die Gefühle und die Begriffe auseinander!) daß ein anderer Jüngling, der mit einem mehr romanesken und unternehmenden Geiste begabt gewesen wäre, sich gerade um des Sonderbaren willen sogleich in sie verliebt haben würde. So viel ist gewiß, daß Fräulein Vos herrliche Augen hatte, die mit langen, zierlich nach oben gekräuselten Wimpern und mit schön geformten, glänzenden Augenbrauen von gleicher Schwärze, wie ihre zwanglos das Haupt bedecken-

den Locken, bekränzt waren. Die Form des Gesichts war völlig eirund und, wie ich schon gesagt habe, in der Proportion der ein wenig gebogenen Nase (die, wiewohl etwas sanfter von Form, doch völlig der ihres Vaters glich), die schönen Lippen und des glatten Kinns, das sich auf dem schönen Halse gleichsam verdoppelte, unmöglich ein Fehler zu finden. Nur in Bezug auf die Haut hätte man bemerken können, daß die Farbe nicht vollkommen weiß, sondern eher von jenem Teint sei, den man bei Spanischen und Italienischen Frauen findet; doch abgesehen davon, daß es mir noch unbekannt war, welches Land, oder welche Mutter ihr das Licht geschenkt hatte, so konnte ich von einer Brünette die milchweiße Reinheit nicht fordern, welche den Hauptreiz einer schönen Blondine ausmacht.

Nicht nur in den Augen war ein Ausdruck von Schwermuth sichtbar: auch ein paar Falten, die sich bisweilen auf der sonst glatten Stirne bildeten, und ein wehmüthiger Zug, welcher den Mund umgab, schienen Spuren eines tiefen, im Herzen gewurzelten Leidens zu verrathen. Ein fröhlicher Augenblick würde gewiß einen ganz neuen, entzückenden Glanz über ihr Wesen verbreitet haben; es schien aber, als ob die Freude und Amalie sich auf ewig Lebewohl gesagt hätten. Auf ihren Wangen zeigte sich nur sehr selten eine lichte Röthe, und wenn sie lächelte,

so war dieses Lächeln eher geeignet, traurige, als fröhliche Gedanken zu erwecken.

Ihre Kleidung war ganz schwarz und verrieth nicht das Geringste von Putz; man konnte vielmehr sehen, daß sie schon einige Zeit getragen war. Alles, was sie anhatte, bestand nicht nur aus den feinsten Stoffen, sondern der Schnitt des Leibchens und der Aermel zeigten auch, daß ein ausgezeichneter Modeschneider daran gearbeitet und seine Aufgabe auf eine des Gegenstandes würdige Weise erfüllt hatte.

Von Herrn Vos habe ich schon ein Bild gegeben, wenigstens so weit, als ich bei unserm ersten Zusammentreffen darüber urtheilen konnte. Seine Tochter war ihm sehr ähnlich; aber sein Gesicht schien, obwohl ebenfalls von brauner Farbe, dieselbe eher von dem Einfluße des Wetters angenommen zu haben, als sie der Natur zu verdanken. Er trug eine blonde Perüque, die wahrscheinlich einen Theil seiner Verkleidung ausmachte, denn sein Haar war schwarz, mit einzelnen greisen Stellen durchmischt. Seine Wäsche gehörte zu der feinsten, die es giebt, und eine gewisse Nettigkeit in seiner ganzen Person verrieth in ihm den gebildeten Mann. Seine Hände waren schön, von Form ganz aristokratisch und mit spiegelglatten Nägeln versehen, Rock und Weste nicht durch das geringste Fleckchen entstellt.

Das Benehmen und die Manieren des Vaters und der Tochter waren sowohl leicht, als auch ge-

fällig. Man brauchte nur einen Augenblick mit ihnen in Gesellschaft gewesen zu sein, und man konnte merken, daß sie gebildete Leute waren und mit gebildeten Leuten verkehrt hatten. Das Einzige, woran ich bei Herrn Vos Anstoß fand, war der Ton der Oberherrschaft, welchen er sich fortwährend gegen mich anmaßte und nicht durch seine höhern Jahre gerechtfertigt werden konnte. Dies berechtigte zu der Annahme, daß er in Umständen verkehrt hatte, welche ihm das Recht gaben, zu befehlen, und daß er sich in einen niederern Zustand nur mit Mühe zu schicken wußte. Alles dagegen, was seine Tochter that oder sagte, war ebenso freundlich als schicklich; doch gleichfalls von der Art, daß es nie zu einer Vertraulichkeit Anlaß geben konnte.

Achtes Kapitel.

Mehr Raisonnement, als Handlungen.

„Herr Huyck wird die Freundlichkeit haben, Dich nach Amsterdam zu bringen, Amalie!" sagte mein Gastherr, nachdem wir einige Augenblicke ruhig gegessen hatten.

Amalie antwortete nichts, sondern sah mich mit einer höflichen Kopfbeugung an, woraus man gar

wohl ersehen konnte, daß sie sich durch diese Mittheilung mehr beruhigt als geehrt fühle.

„Vorausgesetzt," fügte ich hinzu, „wenn das Fräulein nichts dagegen hat. Indeß darf ich nicht vergessen, Sie um Erlaubniß zu bitten, morgen früh zu Naarden im Gasthause anfragen zu dürfen, ob der Postwagen angekommen ist, womit ich mein Gepäck erwarte. Es wird ein geringer Aufenthalt und Ihnen hoffentlich kein Hinderniß sein."

„Im Geringsten nicht," sagte Amalie; „wir werden dann nur etwas früher aufbrechen."

„Es wird auf Sie, oder Ihren Herrn Vater ankommen," erwiederte ich, „die Abschiedsstunde zu bestimmen; denn da ich gestehen muß, nicht recht zu wissen, wo wir sind: so kann ich schlecht berechnen, wie viel wir Zeit nöthig haben, um von hier nach Naarden zu gelangen."

„O!" sagte Herr Vos, „in einer kleinen halben Stunde können Sie diesen Weg bequem machen; rechnen Sie dann noch eine halbe Stunde hinzu für das Einziehen nöthiger Berichte und für den Gang nach der Schuit, dann ist es früh genug, wenn Sie um halb Sechs hier abgehen."

„Und müssen wir," fragt' ich lachend, „dann wieder durch jenen, schönen Hohlweg, den wir heute Abend gekommen sind? dann beklag' ich Fräulein Vos."

„Das ist gerade nicht nöthig,“ antwortete er; „wir hätten diesen Weg auch nicht zu machen gebraucht; aber ich war der Ansicht, daß der schmutzige Landweg meine Fußtapfen nicht so lange bewahren würde, als der Sandweg durch den Wald, der überdies neben bewohnten Häusern hinläuft.“

„Wie!“ rief ich aus, hat auch das Fräulein diesen schmutzigen Weg machen müssen?“

„Das nicht allein,“ sagte Herr Bos, „sondern auch noch, eben so wie ich, wohl beladen mit Sack und Pack; denn wir hatten nicht Lust, unser Gepäck im Holsteiner, oder von dem einen oder dem andern Arbeiter tragen zu lassen, und uns einer zweifelhaften Verschwiegenheit anzuvertrauen. Ueberdies wollte Amalie nach Aesopus Beispiele, noch den Speisekorb tragen, obgleich derselbe das Schwerste von allem und nicht, wie in dem Falle des Phrygiers, unterweges leer geworden war.“

„Ich kann nicht leugnen,“ sagte Amalie, ihre zarten Hände reibend, „daß meine Hände noch jetzt die Spuren von dem Henkel, woran ich die Trommel hielt, tragen.“

„Wahrhaftig,“ sagt' ich, „wenn ich an das Ungemach denke, das Ihnen das Tragen dieser Speisen verursacht hat, schmeckt mir kein Bissen.“

„Mein Freund!“ sagte Herr Bos mit innigerm Gefühle, als ich ihn fähig gehalten hatte, zu mir;

„Wenn der Gedanke an die Leiden meiner Tochter mich am Essen hindern müßten, so würde ich seit langer Zeit keine Speisen mehr genossen haben.“ — Hierauf reichte er Amalien über den Tisch hin die Hand und drückte die ihrige mit einer Wärme, welche mir sehen ließ, daß, was auch der Mann sich übrigens mochte vorzuwerfen haben, herzliche Anhänglichkeit an seine Tochter ihm heilig war.

„Genug hiervon!“ sagte er endlich; „wir müssen hoffen, daß dieser betrübte Zustand der Dinge nicht lange dauern wird. Nur noch wenige schlechte Tage, Amalie! dann werden wir, wenn mein Vorgefühl Wahrheit spricht, all der Sorge und Qual, die uns jetzt drücken, überhoben sein und glücklichen Zeiten entgegen sehen. Wir dürfen uns jetzt vor unserm Gaste nicht von der Wehmüthigkeit, worüber er um so weniger urtheilen kann, da er den Anlaß dazu nicht kennt, fortreißen lassen.“

Er änderte sofort Ton und Stoff, und befragte mich über meine Reise, eine, wie man weiß, für die stets angenehme Nachfrage, an den sie gerichtet ist. Das Gespräch, welches daraus hervorging, gab mir Gelegenheit, zu bemerken, daß Herr Vos die meisten Länder von Europa nicht nur besucht hatte, sondern auch von den Sitten, Gewohnheiten und dem Staatshaushalte der verschiedenen Völker eine gründliche Kenntniß besaß; ja daß er viele und interessante Merkwürdigkeiten wußte, welche er nur durch eine

engere Verbindung und Umgang mit den Personen vernommen haben konnte, welche in ihrem Vaterlande das meiste Ansehen und den größten Einfluß hatten. Unversehens brachte uns der Lauf der Unterhaltung auch auf den Punkt unserer Kolonialbesitzungen, und ich war erstaunt über die Kenntniß, welche er auch in dieser Hinsicht an den Tag legte. Da die meinige in Betreff derselben gering war, so war ich nicht im Stande, über die Richtigkeit seiner Angaben und Nachrichten mit voller Gewißheit zu urtheilen; aber die auf meinen Reisen erworbene Gewohnheit, mit Leuten jeden Schlags umzugehen, hatte mich nicht ganz außerhalb eines gewissen Grades von Menschenkenntniß gelassen, so daß ich die lügenhaften Verzierungen der Anecdotenritter von den unausgeschmückten Erzählungen des sachkundigen Reisenden einigermaßen zu unterscheiden wußte. Obgleich ich nicht einmal letzteren unbeschränkten Glauben zu schenken, viel weniger die kühnen Vermuthungen und Beurtheilungen, welche sich Herr Bos sowohl über die Handlungen der Compagnie, als ihrer Diener erlaubte, zu bekräftigen geneigt war: so wußte er sie doch mit so scheinbar gegründeten und schlagenden Beweisen zu unterstützen, daß es, wenigstens in meinen Augen, keine geringe Mühe und Geschicklichkeit erfordert haben würde, sie mit gutem Erfolg zu widerlegen. Von Osten und Westen kamen wir auf Zaar Peter und auf die kühne Verbesserung, die er in

Rußland unternommen hatte. Der Name dieses großen Monarchen erinnerte uns an die Posse dieses Morgens und brachte uns gleichsam von selbst auf das Abenteuer und auf das Unwetter zurück. Auf die Frage, wo ich mich während des Regens aufgehalten habe, erzählte ich, daß ich auf dem Lustschlosse Güldenhof eingekehrt sei, das Herrn Bläck zugehöre.

„Güldenhof!“ wiederholte Amalie; „ist das nicht der schöne Ort jenseits Eemnes? Ich habe es, da wir dort vorbeifuhren, kaum gewagt, mich aus dem Holsteiner ein wenig hinauszubiegen und das prächtige Gut zu besehen, und doch kostet es mich fast einen steifen Nacken.“

„Herr Bläck!“ wiederholte seiner Seits mein Gastherr beinahe zur selben Zeit. „Ist Jacob Bläck der Eigenthümer dieses fürstlichen Landgutes? Es muß ihm dann wohl gegangen sein, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen habe; denn damals sah es ärmlich aus um seine zeitlichen Güter... Doch worüber wundere ich mich?“ fuhr er fort, wie gegen sich selbst sprechend und mit seinem Messer auf dem Tische spielend. „Ich habe weniger Recht als irgend Jemand, über den Wechsel des Glückes einiges Erstaunen zu zeigen.“

„Wenn ich recht gehört habe,“ sagt' ich, „so hat Herr Bläck ein ansehnliches Vermögen in Ostindien gewonnen.“

„Er?“ sagte Herr Bos; „Sie verwechseln ihn mit seinem Bruder, der wirklich sehr reich genannt werden konnte; denn der Zufall war ihm eben so günstig gewesen, als es dem Eigenthümer von Güldenhof, wenigstens in jener Zeit, schief ging. Nun! wenn irgend ein Mensch die Gaben des Glückes verdiente, so war es derselbe Heinrich Bläck; denn ein edelmüthigeres Herz und mehr geneigt, das, was es besaß, mit Andern zu theilen, habe ich nie gekannt. Der arme Teufel hat nicht das Glück gehabt, das, was ihm so viel Sorge gemacht hatte, lange zu genießen. Er ist einer der wenigen Menschen, deren Tod mir einen wesentlichen Schmerz verursachte.“

„Sie haben ihn also sehr genau gekannt?“ fragte ich nicht ohne Theilnahme, denn ein Gespräch über den Vater der liebenswürdigen Henriette konnte mir nur interessant sein.

„Es war ein braver, liebenswürdiger Mann,“ sagte mein Gastherr, der scheinbar eine gerade Antwort meiner Frage umgehen wollte; und setzte sogleich hinzu: „Er hat eine Tochter hinterlassen, lebt sie noch?“

Ich fühlte, daß ich bei dieser Frage bis über die Ohren roth wurde. Unzufrieden mit mir selbst, daß ich mich, wenn auch unwillkührlich, einem strengeren Examen aussetzen würde, suchte ich meine Verwirrung unter dem Scheine von Fröhlichkeit zu bemänteln und antwortete mit einem erkünstelten Lächeln:

„Gewiß lebt sie; wenigstens war sie, als ich sie heute Morgen sprach, noch in bestem Wohlsein.“

„Und ist sie noch nicht verheirathet?“ fragte Herr Bos weiter. „Mich dünkt, einer guten Partie, wie sie, kann es nicht an Bewerbern fehlen.“

„Verheirathet ist sie nicht,“ antwortete ich, „und mehr weiß ich auch nicht, da ich erst heute von einer ausländischen Reise zurückkehre; aber ich stimme Ihnen vollkommen bei, daß es ihr nicht an Anträgen mangeln kann.“

„Der Himmel schenke ihr Weisheit, um eine gute Wahl zu treffen,“ sagte mein Gastherr. „Aber wohlan! der Abend rückt vor und es ist Zeit, daß Sie sich beide zur Ruhe begeben, um Morgen früh wieder bei der Hand sein zu können. Es thut mir doch leid,“ fuhr er fort, indem er die Krumen von seinem Rockärmel las, „daß ich meine alte Bürste entbehren muß.“

„Wollten Ihre Edeln sie nicht so gebrauchen,“ sagte Amalie, während ihre Wangen für einen Augenblick durch einen sanften Glanz von Vergnügen bestrahlt wurden, und sie zu gleicher Zeit den betrauerten Gegenstand hervorholte und ihn über die Tafel dem Vater zureichte. Dieser besah ihn mit einem Blicke von Ueberraschung. Das Plättchen mit dem Wappen war abgerissen und die Spuren der Stifte, die von ihrem frühern Bestehen hätten

zeugen können, so viel als möglich mit einem Messerrücken zugestrichen.

„Ich danke Dir Amalie!" sagte Herr Bos gefühlvoll: „Wahrlich! es ist kindisch von mir, an einem so unbedeutenden Meubel zu hängen; aber . . . Du weißt es, meine Liebe! daß ich bei wesentlichen Unfällen meine Gemüthsruhe nicht verloren habe, und wirst mir diese kleine Schwäche zu gute halten. Wahrlich!" fuhr er, die Bürste aufmerksam betrachtend, fort, „das ist ein Gleichniß, das ich auf mich selbst anwenden kann. Bin ich nicht eben so, als sie nach Jahren durch Reiben und Scheuern meines Glanzes beraubt, da ich alt wurde, und jetzt in der Welt den Augen eben so wenig werth, als dieses Meubel dem Juden sein würde, dem wir heute Morgen begegnet sind?"

„Ihre Edeln werden mir die Bemerkung vergönnen," sagt' ich, „daß, wie diese Bürste noch eben so gute Dienste leisten kann, als wenn sie ihres Schmuckes nicht beraubt wäre, dasselbe Vorrecht auch Ihnen unbenommen bleibt. Unser Werth beruhet ja nicht in äußerlichem Prunke, sondern in dem Nutzen, den wir stiften."

Ich dachte mit dieser Bemerkung, und zwar ohne gegenwärtige Beziehung, meinem Gastherrn eine Verbindlichkeit zu sagen; aber der sonderbare Ausdruck, den sein Gesicht annahm, als ich geendigt

hatte, traf mich so, daß ich mich wohl hütete, in demselben Tone fortzufahren. Während des Gespräches über Herrn Bläck hatten, wie es schien, alte Erinnrungen einen Ausdruck milder Schwermuth über seine Züge verbreitet, welche ich nie von demselben erwartet hatte, und welcher durch das Wiederfinden seiner Bürste, und die hierauf in aufgestiegenen Gedanken noch vermehrt wurde; aber jetzt auf ein Mal war dieser Ausdruck verschwunden. Das ganze Gesicht hatte die strengen zurückstoßenden Falten wieder angenommen, die es gewöhnlich auszeichneten und ein bittres Lächeln entstellte es noch mehr.

„Hören Sie!“ sagte er in einem scharfen Tone, während er einen Blick auf mich warf, der mich unwillkührlich zittern machte, „die Dienste, die ich gewohnt gewesen bin zu erweisen, waren nicht immer von der Art, daß man mir viel Dank dafür wußte.“

„Vater!“ sagte Amalie mit bebender Stimme, indem sie aufstand und ihn mit einem wehmüthigen Blicke ansah, der ihm seine übereilten Worte zu verweisen schien.

„Du hast recht, mein Kind!“ sagte er; „und ich handle thöricht, mich solchen Gedanken hinzugeben; . . . wenn Herr Huyck es gut findet, so werde ich ihm seine Schlafstelle zeigen.“

Diese letzten Worte sprach er wieder in einem sehr natürlichen und höflichen Tone und begleitete sie

mit einer Verbeugung des Oberkörpers. Ich verneigte mich ebenfalls, zum Beweise, daß ich es zufrieden sei, und wir standen nach gethaner Danksagung auf. Ich wünschte Amalien eine gute Nacht und folgte Herrn Vos, der, nachdem er sich selbst bei seiner Tochter entschuldigt hatte, daß er sie im Dunkeln lasse, das Licht nahm und mich in ein kleines Zimmerchen brachte, das zwar in demselben Stocke, aber um einige Stufen höher lag.

„Ich denke nicht," sagte er, indem er auf eine ärmliche Bettstelle wies, die sich daselbst befand, „daß Ihnen dies Nachtquartier überaus gefallen wird, aber Sie werden es nehmen müssen, so wie Sie es finden."

„O!" sagt' ich, „darüber keine Entschuldigung; ich bin lange genug auf Reisen gewesen, daß ich lernen konnte mich zu behelfen, und eine Nacht ist bald hingebracht. Aber ich bitte Sie, das Licht mitzunehmen; Fräulein Vos befindet sich allein und es ist finster. Ich habe kein Licht nöthig, um meine Schlafstätte zu finden."

„Wenn Sie nichts mehr nöthig haben, und Sich im Dunkeln auskleiden können, will ich Ihre Bitte erfüllen," sagte mein Gastherr und verließ das Kämmerchen, nachdem er mir eine gute Nacht gewünscht hatte. Ich hatte inzwischen den einzigen Stuhl, der sich daselbst befand, vor meine Schlafstelle geschoben und kroch, nachdem ich meine Oberkleider

abgelegt hatte, mit dem Reste ins Bett; denn in der Ungewißheit, wie die Beschaffenheit sein würde, trug ich einiges Bedenken, mich ganz zu entkleiden.

Und in der That, meine Lagerstätte war weder schlechter, noch besser, als ich Grund hatte, mir vorzustellen. Das Bett bestand aus einem harten Pfühl, dessen Füllung man nicht zu errathen brauchte, denn von allen Seiten stachen mich die spitzen Strohhälme in die Glieder, so oft ich mich umwendete. Die Decke war von der Art, daß sie, welche Lage ich auch annehmen mochte, durchaus nicht zureichte; lag ich gerade ausgestreckt, dann langten die Füße über die Stollen; zog ich diese hinein und nahm eine gekrümmte Haltung an, dann waren ein anderer Theil unbedeckt. Woraus mein Kopfkissen bestand, konnte ich durchaus nicht unterscheiden und mußte erst den folgenden Morgen entdecken, daß es ein in einen Mehlsack gewickeltes altes Fischnetz war. Diese Erfindung war nicht übel, und ich habe nie erfahren können, ob ich sie dem Genie des Herrn Bos, seiner liebenswürdigen Tochter, oder der alten Martha zuschreiben mußte.

Die wenig bequeme Lage hätte mich jedoch nicht verhindern können, nach einem so ermüdenden Tage eine süße Ruhe zu genießen, wenn es nicht jene Ermüdungen und die von Körper und Geist erlittenen Stöße selbst gewesen wären, die mich hinderten, dem längst ersehnten Schlafe in die Arme zu sinken.

Tausend verschiedene und verwirrte Vorstellungen zogen mir durch den Kopf und erregten das heiße, fieberhafte Gefühl, welches allem Schlummer feindlich ist. Alle Begegnungen des Tages traten mir wechselseitig vor die Seele, wie die Schatten eines Fantasiegemäldes. Ich sah wieder den Zank im Gasthause; ich hörte den abscheulichen Dries fluchen und den Juden seine Krämereien ausbieten; ich unterschied das liebe Gesichtchen der liebenswürdigen Henriette Bläck; ich kämpfte aufs neue mit den drei Straßenräubern und dankte wieder meine Rettung meinem geheimnißvollen Gastherrn, der sich den Augen meiner Einbildung in einer noch majestätischern Gestalt zeigte, als in der Wirklichkeit. Dann rief ich wieder die Versprechungen in meinen Geist zurück, die ich Herrn Bos gegeben hatte, und die Schwierigkeiten, welche für mich aus der übernommenen Verpflichtung über alles Stillschweigen zu beobachten, hervorgehen würde. Zu dem allen gesellte sich noch ein gewisses Gefühl von Unruhe, das ich nicht von mir entfernen konnte und welches der Ungewißheit zuzuschreiben war, worin ich mich befand, sowohl wegen des Ortes, wo ich übernachtete, als auch wegen dessen, was mir noch bevorstehen könne. Gegen Herrn Bos hegte ich zwar keine Furcht mehr, denn er hatte allem Anscheine nach sein eigenes Interesse dabei, mich zum Freunde zu behalten; aber ich war nicht ohne Sorge wegen Driesen, der nach meiner festen Ueberzeugung

Niemand anders sein konnte, als der Sohn der Wittwe, in deren Wohnung ich mich befand. Das unangenehme Vermuthen wurde in mir rege, ich möchte wohl gar dieses Bösewichtes Lagerstätte in Besitz genommen haben, und ich konnte den beängstigenden Gedanken nicht verbannen, er möchte vielleicht nach Hause kommen und mir die wenig gewünschte Ehre seines Besuches geben.

Ich hatte kurz nach Schlafenlegen einige Male den leichten Fußtritt Amaliens auf der Treppe gehört und nahm an, daß sie die Ueberreste von unserer Abendmahlzeit nach der Küche brachte. Darauf hatte sie eine ziemlich lange Unterhaltung mit ihrem Vater, wovon ich jedoch nichts, als blose Klänge vernehmen konnte, und sich dann zur Ruhe begeben. Herr Bos war darauf hinunter gegangen, vermuthlich um der alten Martha einige Verhaltungsmaßregeln zu geben. Es dauerte wohl eine Stunde, ehe er zurückkam und sich in das Bette legte, das dem seiner Tochter gegenüber stand. Ein starkes Schnarchen kündigte alsobald an, daß, wie groß auch seine Sorgen für die Zukunft sein mochten, sie doch nicht im Stande waren, ihm den Schlaf zu verscheuchen.

Was mich betrifft, es verliefen Stunden hintereinander, ehe der Schlaf meine Augen schloß, und dann brachte dieser Schlaf weder Ruhe noch Erquickung mit sich. Beängstigende, fürchterliche

Träume quälten mich und schreckten mich alle Augenblicke aus meinem Schlummer auf. Ich sah das älterliche Haus in Flammen stehen; gewaffnete Räuber, worunter sich Dries, und seltsam genug, auch der Poet Helding befanden, stürmten plündernd ein, und wurden angeführt von Herrn Jacob Bläck, der seinen Regenschirm als einen Kommandostab schwang. Ich sah meine Mutter, todtenbleich und mit Blut bedeckt, durch zwei jener Bösewichte fortschleppen. Ich hörte den Hilferuf meiner Schwestern und Brüder, die in den Flammen umkamen, und dann sah ich auf einmal über dem rauchenden Trümmerhaufen Henrietten, Amalien und ein zahlreiches Gefolge liebenswürdiger, in Festgewande gekleideter junger Mädchen leicht und unbesorgt herumtanzen und auf die Funken, die unter ihren Füßen aufsprühten, Rosen streuen. Auf ein Mal ließ Dries, der eine eiserne Geldküste aus dem Brande hervorriß und sie mit Gewalt auf die Straße schleppte, einen fürchterlichen Fluch hören. Alles verschwand vor meinen Augen und ich erwachte.

Aber, obgleich wach, dröhete mir diese Stimme noch in den Ohren, und noch klangen darin jene Schläge, welche jedoch nicht auf eine eiserne Küste, sondern auf die Thür der Wohnung fielen. Ich richtete mich auf meinem Lager auf. Es konnte kein Zweifel mehr daran sein. Es war Dries, der wieder nach Hause kam.

Die Morgendämmerung war angebrochen; ich stieg so leise als möglich aus meinem Bette, kleidete mich an, faßte meinen Stock mit beiden Händen und blieb dann ruhig auf dem Stuhle sitzen, ängstlich lauschend, was folgen würde. Bald hörte ich die alte Martha nach der Hausflur trippeln. Ich stand auf und überlegte, ob es auch nöthig sei, Herrn Bos zu wecken, da hörte ich Martha mit heiser Stimme ihrem Sohne zurufen: „Es schläft heute Nacht eine Familie von Mefrau hier im Hause, ich kann Dir nicht aufmachen; sieh nur zu, ob Du in der Scheuer zurechte kömmst.“

Wenn mich auch diese Worte bezüglich der Absicht der Mutter einigermaßen beruhigten, blieb ich doch nicht ohne Besorgniß, ob sich wohl der Sohn dadurch stören ließe. Meine Unsicherheit war jedoch bald vorüber; denn Dries ging, nach einigen fruchtlosen Versuchen, die Thür zu öffnen, brummend und fluchend weg und Martha beeilte sich, ihr Bett wieder aufzusuchen, welches mir ein Zeichen war, daß sie seine Rückkehr nicht fürchtete.

Dieser Auftritt hatte mir jedoch allen Schlaf benommen, ich blieb noch eine geraume Zeit ruhig sitzen; dann näherte ich mich dem Fenster, öffnete es möglichst geräuschlos und athmete die erfrischende Morgenluft ein, die mir von außen entgegenströmte.

Diese frische Morgenkühle war meinem erhitzten Gemüthe willkommen; nicht weniger angenehm wurde

ich durch das herrliche Schauspiel überrascht, das sich vor meinen Augen entfaltete, und welches ich weit entfernt war zu erwarten. Die Aussicht, die ich den Abend zuvor von dem Zimmer aus, wo wir uns befanden, gehabt hatte, war beschränkt; das Fenster, vor dem ich jetzt stand, befand sich auf einer andern Seite des Gebäudes und gewährte mir den Anblick eines des Pinsels eines Malers würdigen Naturschauspieles. Links, hinter einer Scheuer, einem Taubenschlag und einigen andern kleinen Gebäuden, die zur Meierei gehörten, erhob sich eine schöne Gruppe ehrwürdiger Eichen, deren Scheitel zwar durch den Seewind entblättert waren, deren knorrichte, mit breiten Zweigen versehen Stämme aber gegen den noch farbelosen Himmel und gegen den Zuidersee, auf deren grauer Oberfläche eine Anzahl kleiner Fahrzeuge durcheinander kreuzten, abstachen. Etwas näher erhob sich eine alte, mit Moos und Strauchwerk überzogene Ruine, deren ernster Styl die Ueberreste eines Klosters anzudeuten schienen. Eine kleine Mauer, die ehedem wahrscheinlich einen Kirchhof eingeschlossen hatte, verband dies Denkmal früherer Tage mit der Meierei, worin ich mich befand. Zur Rechten lief das Land glühend aufwärts und der Hintergrund wurde hie und da durch wogende, theils mit Korn und Buchweizen, theils mit Gesträuch und Buschholz, theils mit perlfarbiger Haide bedeckte Hügel begränzt, an welchen die weißwolligen Heerden

schon ihr Frühstück suchten. Die Stille des Morgens wurde nur bisweilen durch das dumpfe Geblöke der Rinder im Stalle und das Krähen des wachenden Hahnes unterbrochen, der mit seinem buntscheckigen Harem über die Besitzung hin spatzierte und das aufgehende Sonnenlicht begrüßte, das diesem Naturschauspiele allmälig Leben und Glanz brachte. Da auf einmal war mir's, als ob ich dieses schöne Ganze schon ein Mal betrachtet hätte; wann, oder in welcher Gesellschaft, dessen konnte ich mich nicht entsinnen. Ich konnte aus dem Wege, den ich Abends zuvor genommen hatte, und aus der Nähe des See's den Schluß machen, daß ich mich östlich und nicht weit von Naarden befinden müsse, und zwar in der Gegend, wo früher eine Stadt desselben Namens in den Hoekschen und Kabbeljaauwschen Zwisten zu Grunde gegangen war; aber ich hatte, so viel ich wußte, nach dieser Seite hin nie einen Ausfluch gemacht. Endlich gab ich das Grübeln auf, und da ich früher mehrmals das nahe Muiderberg besuchte, dessen Landschaft mit der eben vor mir gelegenen viel Aehnlichkeit hat, so glaubte ich endlich durch diese Gleichheit des Naturschauspieles irre geleitet und doch zum ersten Male hier zu sein.

Die Morgenstunde hatte ihren wohlthätigen Einfluß auf mich ausgeübt und mit dem Tageslichte waren die quälenden Traumbilder und unruhigen Gedanken, von denen ich die Nacht hindurch beun-

ruhigt worden, verschwunden. Ich zauderte also nicht, mich wieder auf mein Lager zu werfen, wo alsbald die Natur, ihre von der Einbildung ihr so lange streitig gemachten Rechte behauptend, mir einen wohlthätigen Schlaf genießen ließ, aus dem ich nicht eher erwachte, als bis ich die Stimme meines Gastherrn hörte und ihn gleich darauf schon ganz gekleidet vor mir stehen sah, während ich mir noch die trüben Augen rieb.

„Es ist Zeit!" sagte er. „Ich bedaure, eine so angenehme Ruhe zu stören; aber Sie werden ohne Zweifel die erste Schuit nicht versäumen wollen."

„Sie sehen," sagt' ich im Aufstehen, „daß meine Toilette keine große Mühe machen wird. Ich habe nichts anderes zu thun, als mich zu waschen, und ich stehe zu Ihrem Dienst."

„Ich habe Ihnen gebracht, was Sie nöthig haben," sagte Herr Bos, mich auf den Tisch verweisend, wo ich ein Becken mit Wasser und ein Handtuch sah. „Sie haben doch gut geschlafen."

„Das könnte ich eben nicht sagen," antwortete ich und erzählte zugleich, wodurch meine Nachtruhe gestört gewesen sei. Während meines Berichtes beobachtete ich sorgfältig die Gesichtszüge meines Gastherrn. Es war weder Verwunderung noch Schrecken darauf sichtbar; nur die Augenbraunen sah ich ihn ein paar Mal zusammenziehen.

„Ich erwartete nichts anderes,“ antwortete er, als ich mit meinen Mittheilungen geendigt, „und ich hatte im Betreff dessen der alten Martha die nöthige Anweisung gegeben. Dieser Schurke darf indessen weder Sie, noch mich hier sehen; die Folgen würden gefährlich sein. Darüber muß ich noch mit der Alten sprechen. Verweilen Sie gefälligst so lange bei meiner Tochter!“

Wir verließen die Kammer und begaben uns wieder auf das Zimmer, wo wir den Abend zuvor hingebracht hatten. Ich fand hier Amalien in dasselbe Gewand, wie den vorigen Tag, gekleidet, außer daß sie jetzt ein Häubchen und einen Schleier darüber trug; auch war sie mit einem Sonnenschirme versehen. Herr Bos ließ uns allein, und nach einem kurzen Morgengruße blieben wir, beide schweigend, in einiger Verlegenheit.

Es dauerte nicht lange, da kam Herr Bos zurück. „Alles ist in Ordnung,“ sagte er; „Dries liegt auf dem Heuboden und schläft seinen Rausch aus, und ehe er wach wird, sind wir weit von hier weg. Ich habe überdies seine Mutter gewarnt, daß ihm die Justiz nachspüre; und ein derartiger Wink wird, wie ich mir schmeichle, hinreichend sein, um ihn von hier wegzuscheuchen. Es hindert uns also nichts länger, die Reise anzutreten.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Amalie sich liebreich zu

mir wendend, „ob mein Herr vorher auch noch etwas genießen will.“

„Es ist mir noch zu früh,“ sagt' ich, „und da ich doch genöthigt bin, mich zu Naarden einen Augenblick aufzuhalten, so werden wir eben so gut dort ein Frühstück nehmen können.“

„Wohlan denn!“ sagte Herr Bos, und verließ sogleich, von uns begleitet, das Zimmer.

Auf der Hausflur stand die alte Martha, die Herrn Bos und Amalien die Hände drückte und von uns Abschied nahm.

„Wir danken Euch für die gastliche Aufnahme,“ sagte Herr Bos, „vergesset nicht, was ich Euch über Euern Sohn gesagt, und rechnet dies für die Last, die wir Euch verursacht haben. Bedenket, daß Alles von Euerm Stillschweigen abhängt.“

„Ach!“ sagte sie, „mit wem spricht denn die alte Martha? Kein Hahn wird danach krähen, daß Ihre Edeln hier gewesen sind und in einer Viertelstunde sind alle Zimmer wieder dicht geschlossen und das Bett gut aus den Bettstellen genommen, und Niemand kann merken, daß ich Leute hier gehabt habe.“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. „Wenn alle Schlafstellen so gut ausstaffirt sind, als die meine,“ dacht' ich, „dann wird gewiß das Aufräumen davon nicht viel Zeit kosten.“

Inzwischen näherte auch ich mich der alten Frau und händigte ihr unter Dankbezeigungen für die Beherbergung ein kleines Trinkgeld ein. Als ich mich umwandte, sah ich, daß Herr Bos einen Koffer aufgenommen hatte, der wahrscheinlich das Gut seiner Tochter enthielt.

„Darf ich Sie nicht dieser Mühe überheben?“ fragt' ich ihn; „Da das Fräulein nun doch unter mein Geleite kömmt, so ist es nicht mehr als billig, daß ich ihre Effecten trage.“

„Wir werden sie Jeder einen Theil des Weges tragen,“ entgegnete Herr Bos; „ich gehe nicht mit Ihnen bis Naarden.“

Der Ton, mit welchem er diese Worte sprach, war so bestimmt, daß ich es ungerathen fand, weiter in ihn zu dringen. Wir begaben uns auf den Weg; Herr Bos leitete den Zug und schritt eben so wacker auf, als ob er, statt eines Koffers, ein Bündel Federn unterm Arme gehabt hätte. Ich habe noch vergessen zu sagen, daß er jetzt seinen rothen Mantel nicht an und seinen Spanischen Hut gegen einen gewöhnlichen vertauscht hatte.

Amalie ging schweigend hinter ihrem Vater und ich schloß den Zug. Wir nahmen, statt des schmutzigen Hohlweges, einen Sandpfad durch die Eichenbüsche, der auf einen Kreuzweg hinführte, wo unser Führer still hielt.

„Hier müssen wir scheiden," sagte Herr Bos. „Dieser Fußsteig links bringt Sie an das Thor von Naarden. Lebe wohl, Amalia! Gott behüte Dich und schenke Dir die zur Vollendung Deines schwierigen Auftrags nöthige Festigkeit."

Mit diesen Worten drückte er seiner Tochter einen herzlichen Kuß auf die Stirn. Sie weinte nicht, stieß keine eiteln, bei einer solchen Scheidung doch so verzeihlichen Klagen aus; aber die Todtenbläße, welche sich über ihr Gesicht verbreitete, zeigte nicht minder, wie sehr ihr Herz in diesem Augenblicke litt.

„Was Sie betrifft, mein Herr!" sagte Herr Bos, mir die Hand drückend: „empfangen Sie für den Dienst, den Sie mir erweisen wollen, meinen vorläufigen Dank. Ich vertraue Ihnen meine Tochter an und Sie werden, hiervon bin ich überzeugt, Sich dieses Vertrauens nicht unwürdig zeigen."

„Ist sonst nichts, das ich für Sie thun kann?" fragte ich, indem ich seinen Händedruck erwiederte.

„Für diesen Augenblick nicht; ich habe schon zu viel von Ihnen gefordert, vielleicht mehr, als Sie werden halten können! ... Sollte mich einst das Loos treffen, das meine Feinde mir wünschen, dann erbarmen Sie sich meiner unglücklichen Tochter; — Seien Sie dann ihre Zuflucht ... Sorgen Sie dann, daß sie ihrem Wunsche gemäß ein Unterkommen finde."

Durch eine Verbeugung diese Bitte gewährend, nahm ich nun den Koffer auf, den Herr Vos niedergesetzt, und der mir schwerer vorkam, als ich gedacht hatte. Hierauf begab er sich, nachdem er Amalien nochmals Lebe wohl gesagt, mit raschen Schritten rechts ab nach der Seeseite hin. Wir sahen ihm eine Weile nach und schlugen dann schweigend den angewiesenen Pfad ein, der uns bald auf die Landstraße und in die Nähe von Naarden brachte. Außerhalb des Thores nahm ich einen Knaben an zum Tragen des Koffers, bot Amalien meinen Arm und befand mich nach Verlauf einiger Minuten mit ihr im Gasthause zu Naarden.

Neuntes Kapitel.

Schuitreise von Naarden nach Amsterdam.

Bei unserer Ankunft im Gasthause, wurden wir vom Wirthe in ein Seitenzimmer gewiesen, wo ich sogleich für Amalien und für mich einige Tassen Kaffee und Butterbrote bestellte und fragte, ob mit dem Frachtwagen von Deventer auch Gepäck unter der Adresse Mr. F. Huyck angekommen sei. Der Wirth sagte, dieses Gepäck liege allerdings gegenüber

in der großen Stube. Ich bat hierauf Amalien um Erlaubniß, sie einige Augenblicke allein lassen zu dürfen und begab mich nach dem angewiesenen Orte, wo ich wirklich nach einigem Suchen die mir gehörenden Koffer, Schachteln und andere Gegenstände, aus verschiedenen andern Gütern, welche daselbst in herrlicher Eintracht und Verwirrung durch- und aufeinander geschichtet waren, herausfand. Hierauf ersuchte ich den Wirth, diese nebst Amaliens Koffer nach der Amsterdamer Schuit bringen zu lassen und die Roef für mich zu miethen.

Daß inzwischen vor dem Gasthofe Pferde angehalten, hatte ich wohl bemerkt, aber im Gedränge des Augenblickes nicht besonders darauf geachtet. Da jedoch meine Sachen besorgt waren, und ich mich wieder ins Seitenstübchen begeben wollte, blickte ich im Vorbeigehen durch den Gang nach außen und sah ein Paar schöne, köstlich gezäumte und gesattelte Reitpferde, die schon einen guten Ritt gemacht zu haben schienen, (das konnte man aus dem Schaume abnehmen, der ihre breite Brust bedeckte), und die von den Stalljungen vor der Thür gefüttert wurden, während ein Reitknecht in prächtiger Livrei daneben stand. Ich hielt mich jedoch nicht damit auf, weil ich Amalien nicht länger allein lassen wollte; aber man denke sich meine Verwunderung und meinen Verdruß zugleich, da ich beim Eintreten ins Seitenzimmer Jemanden in Reisekleidern erblicke, der neben

Amalien am Tische saß, mit dem Hute auf dem Kopfe, die Reitpeitsche in der Hand und die Beine ausgestreckt, und in dieser Person denjenigen erkannte, den ich am wenigsten von allen hier erwartet oder gewünscht hätte, nämlich Herrn Ludwig Bläck. „Da fangen die Widerwärtigkeiten schon an!“ dacht' ich bei mir selbst, und mein Verdruß war so groß, daß ich wie sprachlos an der Thür stehen blieb.

„Kömmt das Gläschen bald, das ich bestellt habe?“ fragte Ludwig, mich nur beiläufig ansehend. „Ach um Entschuldigung!“ fügte er hinzu, als er mich erkannte, „ich dachte, daß es der Wirth sei — mein Herr Huyck! Ich wünsche Ihnen guten Morgen!“ Hier lüftete er seinen Hut leicht und wendete sich sogleich zu Amalien, mit welcher er schon in Unterhaltung getreten zu sein schien. „Und reist die Jungfrau so allein?“ fragte er; „In Wahrheit! es würde mir zu besonderer Ehre gereichen, Sie nach dem Orte Ihrer Bestimmung bringen zu dürfen. Man trifft auf Reisen bisweilen unwillkommene Gesellschaft an“ (darüber war ich mit ihm vollkommen einverstanden) „und es ist Ritterpflicht, Damen, die allein und verlassen sind, dagegen zu schützen.“

Ich hatte von meinem Erstaunen mich noch nicht recht erholt und sah, wie Amalie durch die vertrauliche Rede des zudringlichen Ritters blaß und verlegen war und ich wußte noch nicht, welche Haltung ich annehmen müsse. Gewiß wäre das Einfachste

gewesen, Ludwig sogleich zu erklären, daß die Jungfrau keines Schutzes bedürfe, da sie sich unter dem meinigen befinde; aber ich schauderte bei dem Gedanken, dieses möchte in ihm, auf dessen Bescheidenheit nicht sehr zu rechnen war, einen falschen Verdacht erwecken. „Wofür wird Henriette Bläck mich halten," dacht' ich bei mir selbst; „wenn sie von ihrem Neffen vernimmt, daß ich mit einem schönen jungen Mädchen auf Reisen gewesen bin?" Dieser Gedanke hinderte mich, zu handeln, wie mir meine Edelmuth eigentlich vorgeschrieben haben würde, und ich beschloß, den Zudringlichen vorläufig nur dadurch, daß ich ein Gespräch mit ihm selbst anknüpfte, an der Fortsetzung seines Anerbietens zu verhindern.

„Kommen Ihre Edeln heut Morgen schon von Güldenhof? Ihre Edeln müssen warm geworden sein, obgleich die Morgenstunde zu dergleichen Zügen stets am geeignetsten ist. Und wie befindet sich die Familie auf Güldenhof? Es ist ein schönes Pferd, das Ihre Edeln haben, u. s. w.

Ludwig antwortete auf diese und ähnliche Reden, die ich an ihn richtete, nur mit einzelnen Worten, und starrte, da er nicht im Geringsten ahnete, daß ich zu Amalien in irgend einer Beziehung stände, sie fortwährend an, liebäugelte und zwinkerte, und schien ihr durch Seitenblicke zu erkennen geben zu wollen, wie unangenehm ihm die Störung sei, welche ich in ihr tête-à-tête gebracht hatte.

Amalie benahm sich gegen ihn auf dieselbe Weise, wie gegen mich, nämlich mit nicht viel mehr, als „ja, mein Herr!“ oder „nein, mein Herr!“ Sie hielt die Augen fortwährend vor sich auf die Tasse gerichtet, die sie in der Hand hielt und woraus sie bisweilen einen langsamen Zug nahm. Ich kann nicht umhin, mit einem Gefühle tiefer Schaam zu bemerken, daß sie, nachdem sie mich beim Eintritte angesehen hatte, mir keinen Blick mehr schenkte, als wolle sie mir den Schutz nicht abfordern, den ich ihr nicht aus eigenem Antriebe verlieh. Diese Bescheidenheit von ihrer Seite besiegte bald meinen Vorsatz, mich zu halten, als ob wir einander gar nicht kannten und ich war im Begriffe, Ludwig zu bitten, der Jungfrau, welcher ich die Ehre hatte Gesellschaft zu leisten, nicht länger lästig zu fallen, als der Wirth mit einem Gläschen Liqueur eintrat und mir diese Ehre ra bte.

„Mein Herr!“ sagte er zu Ludwig; „ein Gläschen Cognac, wenn Ihre Edeln belieben; mein Herr! (gegen mich) wenn Ihre Edeln auf die Schuit müssen, dann wird es Zeit werden.“

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragt' ich, während Amalie indessen aufgestanden war.

„Verstatten Sie mir wenigstens, Sie bis an die Schuit bringen zu dürfen . . .“ sagte Ludwig, der gleichfalls aufstand und Amalien seinen Arm anbot.

„Sieben Gulden und fünfzehn Stüber an bezahlter Fracht für Ihrer Edeln Gepäck," antwortete mir der Wirth; „zwei Tassen Kaffee und zwei Butterbrote . . . ?"

„Zwei!" wiederholte Ludwig, indem er ein Auge auf den Tisch richtete und dann wieder Amalien und mich ansah mit einem Blicke, der mir bemerklich machte, daß er Unrath merke und der auch den Wirth stutzig machte.

„Ja wohl!" sagte dieser, „mein Herr bezahlt ja doch auch für die Jungfrau?"

„Versteht sich!" antwortete ich und stellte ihm einen Ducaten zur Hand, mit der Bitte mir Geld zurück zu geben: „Wenn es Ihnen gefällig ist!" bat ich, zu Amalien gewendet.

„Nun begreif' ich es!" sagte Ludwig für sich mit einem boshaften Lächeln, was mir so viel Lust machte, ihn hinter die Ohren zu schlagen. „Heureux mortel!" fügte er hinzu, schüttelte mit dem Kopfe und sah mich hämisch an. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, Fräulein! Aber warum hat Herr Huyck mich nicht sogleich gewarnt, daß ich mir vergebliche Mühe mache?"

Ich fühlte, daß ich roth wurde; denn ich konnte das Triftige der Anmerkung Ludwigs nicht verkennen. „Mein Herr!" sagt' ich in einem Tone, den ich möglichst natürlich zu machen suchte: „ich habe nichts

über diese Jungfrau zu sagen. Ein glücklicher Zufall hat mich mit ihr zusammengeführt, und ihre Familie (das Wort Familie hob ich scharf hervor —) hat mich ersucht, da wir doch einen Weg machten, Sorge tragen zu wollen, daß es ihr auf der Reise an nichts gebreche. Ich dachte, daß Ihre Edeln sie kennten, sonst würde ich nicht gewußt haben, wie ich Ihre Vorschläge erklären sollte. Ich habe die Ehre, Ihr Diener zu sein."

„Gute Reise zusammen," sagte Ludwig, „und ich hoffe, daß die Familie der Jungfrau alle Ursache haben wird, mit ihrer Wahl zufrieden zu sein," fügte er in einem Tone hinzu, der mir verständlich machte, daß er von alle dem, was ich ihm freilich etwas ungeschickt erzählt hatte, kein Wort glaube.

Ich antwortete weiter nichts, sondern gab Amalien den Arm und verließ mit ihr das Wirthshaus. Kaum waren wir durch das Stadtthor hinaus, da ritt Ludwig mit seinem Lakai an uns vorbei. Er begleitete seinen Gruß mit einem spöttischen Lächeln und ritt langsam vor uns hin. Da wir die letzte Brücke der Festungswerke verlassen hatten und die Treckschuit zu Gesichte bekamen, sah ich ihn wieder anhalten und mit Jemandem einige Worte wechseln, der sich nahe an der Brücke zur Schuit hielt. Darauf ritt er in vollem Trabe weiter.

Wir waren bald am Orte der Abfahrt, wo der Schubkärner sich mit meinem Gute befand und mir

das Billet zum Schiffskämmerchen zur Hand stellte. Amalie ging sogleich hinein, ich aber blieb noch einige Augenblicke bei der Umladung des Gepäckes; da näherte sich mir die Person, mit der ich Ludwig hatte sprechen sehen und den ich sogleich für Simon erkannte. Ihre Unterhaltung wurde mir verdächtig, und die Folge lehrte, daß ich Recht hatte; aber ich hütete mich wohl, Amalien dies mitzutheilen, weil ich sie nicht unnöthigerweise beunruhigen wollte.

„Willkommen, mein Herr Huyck!“ grüßte mich Simon; „Wie, Sie noch hier? Ich dachte, Sie säßen schon lange ruhig und im Trocknen zu Amsterdam? Kann ich Ihnen denn nichts verkaufen? Nicht? — Nun! darum sollen Sie doch gesund bleiben. Wenn sehe ich Sie denn einmal wieder in Gesundheit?“

Die Abfahrt der Schuit machte Simon's Rede ein Ende, denn er nahm einen Platz auf dem Vorderdecke, und ich setzte mich dagegen zu Amalien in das Schiffskämmerchen.

Ich sah an dem kalten und ernsten Ausdrucke ihres Gesichtes, daß mein Betragen einige Entschuldigung erforderte und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie Ursache hatte, über mich unzufrieden zu sein. Ich sprach sie also, nachdem die Schuit einige Zeit vom Lande gestoßen war, auf folgende Weise an:

„Ich fürchte, Fräulein, Ihren Tadel, daß ich

dem Vertrauen, welches Ihr Herr Vater mir geschenkt hat, wenig entspreche.“

„Mein Herr!“ antwortete sie, „ich habe das Recht nicht, Ihnen irgend einen Verweis zu geben. Ich fühle sehr wohl, wie schwierig der Zustand war, in welchen Sie das Zusammentreffen mit einen Bekannten bringen mußte und es thut mir von Herzen leid, daß Sie sich um meinetwillen vielleicht Unannehmlichkeiten zugezogen haben.“

„Ihre Güte behandelt mich großmüthiger, als ich verdiene,“ entgegnete ich; „aber wahrlich, Sie hätten das Recht gehabt, von mir eine andere Handlungsweise zu erwarten. Glauben Sie jedoch, daß, wenn ich Herrn Bläck nicht auf der Stelle für seine Unverschämtheit bestrafte, solches nur darum geschah, weil ich hoffte, daß er sich vor uns empfehlen würde; und ich war besorgt, daß, wenn er, wie jetzt geschehen ist, entdeckte, daß wir zusammen reisten, er Nachforschungen anstellen würde, welche das Geheimniß Ihres Vaters in Gefahr bringen möchten.“

Dies war nun wohl nicht der wahre Grund; er hatte aber doch so viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Amalie, nach meiner Meinung, nicht umhin konnte, ihn für giltig zu halten. Sie schien sich denn auch damit zu begnügen.

„Ich hoffe,“ sagte sie, „daß Sie von diesem Zusammentreffen keine Unannehmlichkeit mehr haben werden und daß sich Herr Bläck mit dem von Ihnen

erhaltenen Aufschlusse zufrieden stellen wird. — Ist er der Sohn des Herrn Bläck, von dem wir gestern Abend sprachen? Er scheint mir von den Amsterdamer Herren kein günstiges Bild zu liefern. Vielleicht jedoch," fuhr sie fort, „muß ich seine Dreistigkeit allein dem verlassenen Zustande, worin ich mich befand, zuschreiben."

„Ich habe ihn gestern zum ersten Male gesehen," war meine Antwort; „es sollte mir aber leid thun, wenn Ihre Edeln unsere Amsterdamer Jünglinge nach ihm beurtheilen wollten. Es giebt zwar unter ihnen nicht wenige, die, so wie er, stolz auf ihren Reichthum und ihr Ansehen, sich einen Ton anmaßen, der ihnen sehr schlecht ziemt, und die sich, besonders gegen achtbare junge Frauenzimmer, Alles erlauben, indem sie die französischen Windbeutel nachäffen, ohne zugleich die abgeschliffene Gefälligkeit zu besitzen, welche bei unsern Nachbarn die Unbescheidenheit gewissermaßen entschuldigt. Nichts destoweniger werden Sie hoffentlich zu Amsterdam auch junge Leute finden, die sich durch ihr ordentliches, sittliches Betragen auszeichnen, hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Pflichten gewissenhaft sind, sich durch einen höflichen, feinen Umgang empfehlen und nicht in dem Irrwahne stehen, daß Trinken, Reiten, hohe Spiele und dergleichen Ausschweifungen zu den Merkmalen eines gebildeten Mannes gehören."

„Ich zweifele nicht daran," sagte sie, „daß es

zu Amsterdam wie überall, sich unter dem Weizen viel Spreu finden wird. Was mich betrifft, so werde ich keine Gelegenheit haben, dies durch Erfahrung zu lernen, da meine Verhältnisse mich wohl von aller Gesellschaft entfernt halten müssen. Wie glücklich sind Sie, mein Herr! dem diese Reise nichts, als Freude und Fröhlichkeit verspricht. Sie werden eine geliebte Familie wiederfinden und dürfen sich jetzt schon dieser seligen Wiedervereinigung freuen; . . . während ich! . . . aber entschuldigen Sie, ich habe kein Recht, Sie mit meinen Klagen zu unterhalten. Ich bitte, erzählen Sie mir ein Mal, wie groß die Familie Ihres Herrn Vaters ist?"

Ich beantwortete diese Frage und wir kamen, von dem Einen zum Andern übergehend, allmälig in eine interessante und lebendige Unterhaltung, in deren Verlauf ich mehr als ein Mal Ursache hatte, den gesunden Verstand und das edele Herz meiner Reisegefährtin zu bewundern. Auf diese Weise beendigten wir die lange und verdrießliche Fahrt von Naarden bis Muiden. Vor der Stadt muß man bekenntlich die Schuit verlassen und sich in eine andere einschiffen. Schon gingen wir zusammen Arm in Arm durch Muiden, als ein neuer Vorfall den von mir übernommenen Auftrag, mit welchem ich mich schon auszusöhnen anfing, aufs Neue verbitterte. Ich hörte nämlich hinter uns das Klatschen einer Peitsche und das Rollen eines Wagens. Indem ich

mich umsah, fuhr eine prächtige, mit vier weißen Pferden bespannte und hinten mit zwei Lakeien besetzte Kutsche vor uns vorüber. Ehe ich noch Zeit hatte, darüber nachzudenken, wem dies Geschirr gehören möge, erkannte ich darin den alten Herrn Bläck mit seinem Hofdichter auf der Kehrseite, und zu meinem Leidwesen! seine schöne Nichte neben ihm. Ich erröthete bis hinter die Ohren; ich grüßte. Herr Bläck hatte mich nicht bemerkt; aber Henriette hatte mich gesehen und der kalte Blick, den sie mit ihrem Gegengruße auf uns beide warf, drang mir durch Mark und Bein. — Sie hatte mich erkannt, daran war kein Zweifel; — und was mußte sie doch jetzt von mir denken? Ich hatte ihr gesagt, daß ich allein nach Amsterdam reise, und jetzt hatte sie mich mit einer unbekannten Schönen Arm in Arm gesehen. Werde ich wohl Gelegenheit finden, ihr den Anlaß zu meiner Handelsweise zu erklären? Und würde mir, auch wenn mich Herr Bos aller Verschwiegenheit entbände, die wunderlichen Begegnisse dieser wenigen Stunden wohl Jemand auf mein Wort glauben?

Aber was lag eigentlich daran, ob Henriette Bläck uns gesehen hatte, oder nicht? Waren wir doch bereits von ihrem Neffen bemerkt worden und war ich doch von seiner liebenswürdigen Gesinnung gegen mich überzeugt, daß er dies wenigstens seiner Nichte nicht verschweigen würde. Warum legte ich

übrigens irgend ein Gewicht auf die Meinung, welche ein mir nur so flüchtig bekannt gewordenes Mädchen von mir haben mochte? Ich war ja nicht in sie verliebt! Wie könnte ein junger Mann von so kaltem, ruhigen Temperamente, welchem die Franzosen sicher den Namen le phlegmatique Hollandais gegeben hätten, sich so blitzschnell verliebt haben? — Unmöglich, und doch . . .!

Diese und ähnliche Gedanken durchkreuzten, so lange ich in der Stadt Muiden war, wie Feuerkugeln meine Seele; ja sie hinderten mich, Amalien, die schweigend an meiner Seite ging, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Nur Eins hatte ich bemerkt, nämlich daß sie, als der Wagen an uns vorüberfuhr und ich erröthete, mich flüchtig angesehen und darauf sogleich ihren Schleier dichter über ihr Gesicht gezogen hatte. Später glaubte ich mich zu erinnern, daß ich in diesem Augenblicke ihren Arm gegen den meinen zittern gefühlt hatte. — Allein ich achtete, wie gesagt, wenig auf sie und wenn sie ja meine Gedanken beschäftigte, so war es, um sie auf eine ziemlich unedle Weise hinzuwünschen, — — wo der Pfeffer wächst.

Sobald wir jedoch wieder im Schiffskämmerchen saßen, nahmen meine Gedanken eine ganz andere Richtung, und über dem Leid meiner Reisegefährtin vergaß ich alsbald meinen eigenen Verdruß; denn

kaum war die Schuit vom Walle gestoßen, da sah ich sie in Thränen ausbrechen.

Obgleich ich nie begriffen habe, wie Dichter und Romanschreiber behaupten können, daß Frauen- und Jungfrauen-Thränen weibliche Schönheit noch erhöhen, und obgleich ich eine rothe Nase und dicke Augen, welche in der Regel eine Folge davon sind, nicht unter die liebenswürdigen Erscheinungen zähle: so kann ich doch nicht leugnen, daß der Anblick einer weinenden Frau in meiner Brust stets ein inniges Gefühl von Mitleiden und Theilnahme erweckt hat, und daß ich solche Thränen nie fließen sah, ohne den Wunsch zu fühlen, daß es in meiner Macht stehen möchte, sie zu trocknen. Wie viel mehr mußte jetzt, da ich mich ganz außer Stande befand, auch nur Trost zu spenden, geschweige die Quelle der Leiden zu verstopfen, dieses Schauspiel schmerzlich für mich sein? Ich fühlte auf der Stelle, was bei Amalien diesen tiefen Schmerz erregte, und wie gewaltig die Gefühle sein mußten, welche im Stande waren, eine so starke Seele, wie die ihre, mit solcher Heftigkeit zu erschüttern.

Dies bewog mich, wenigstens etwas zu sagen, wäre es auch nur, um den Schein von Hartherzigkeit zu vermeiden. „Um des Himmelswillen, Fräulein!“ sprach ich zu ihr, während ich, ihr gegenüber sitzend, die Hände auf dem Tischchen der Roef flehend zu-

sammen faltete; „ich bitte Sie, beruhigen Sie sich! Es thut mir so wehe, Sie weinen zu sehen.“

„Vergeben Sie mir... o vergeben Sie mir... mein Herr Huyck...! sagte sie schluchzend; „ich fühle, daß ich mich thöricht benehme, aber es wird bald wieder vorüber sein... Ach! vielleicht thut es mir gut; ich habe in Jahren nicht geweint.“

Ich wußte aus Erfahrung, daß für die Leidenden nichts wohlthätiger ist, als den Ursprung ihres Leidens mittheilen zu können und aus diesem Grunde wagte ich es, folgende Frage zu thun:

„Vorausgesetzt, daß Sie diese Neugierde nicht für unbescheiden halten, möchte ich wohl wissen, was diesen bittern Schmerz bei Ihnen jetzt erwecken konnte...? Sollte ich selbst irgend einen Anlaß dazu gegeben haben, so bitte ich Sie vom Grunde meines Herzens um Vergebung. — Aber nur in der Unsicherheit lassen Sie mich nicht. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen! Bedenken Sie, daß mich Ihr Vater zu Ihrem Beschützer ausersehen hat; — lassen Sie sich durch diese Eigenschaft, auf welche ich stolz bin, bewegen, mich als Ihren Bruder zu betrachten und mir mitzutheilen, was Sie jetzt auf dem Herzen haben.“

„Bitten Sie das nicht,“ sagte sie, indem sie die Augen abtrocknete und das Gesicht mit ihrem schönen auf dem Tische ruhenden Arme halb verbarg.

„Sie würden mich für thöricht, für kindisch halten; . . . und doch!“ fuhr sie, das Haupt erhebend und mich mit Würde anblickend, nach einer kurzen Stille fort; „warum sollte ich es verschweigen, da Sie es wohl errathen haben werden. Alle die Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten, die meinen noch so kurzen Lebenslauf verbitterten, wurden ruhig und unerschrocken von mir getragen; so oft auch das Glück, das Leben, oder die Freiheit meines Vaters und die meine zugleich schon in Gefahr standen, habe ich mich doch dadurch nicht erschüttern lassen; aber daß ich, die früher . . . ich schäme mich beinahe, es jetzt zu sagen . . . von Hunderten bedient und verehrt wurde, . . . deren geringste Schmach mit dem Tode des Beleidigers würde bestraft worden sein . . . daß ich, die bis jetzt vor Niemandem das Auge niederzuschlagen brauche und vor nichts zu erröthen habe, zu einer solchen Tiefe gesunken bin, erfahren zu müssen, daß ein gebildeter sich in meiner Gesellschaft befindender und einem Bekannten begegnender Mann . . . vergeben Sie . . . sich schämt, wie ein Schuldiger thun würde . . . dies verletzt das Innerste meines Gemüthes; es ist ein Contrast, der im Stande wäre, mich wahnsinnig zu machen!“

Ich erröthete aufs neue, sah vor mich und schwieg; denn was konnte ich gegen das, was sie gesagt hatte, wohl anführen? Wie nichtig und gering schienen mir jetzt der Verdruß und das Leid, die in

mir entstanden, im Verhältniß zu dem tiefen Schmerze, der ihr Gemüth erfüllte! Wie sehr beklagt' ich sie, und welch' eine Ehrerbietung fühlt' ich nicht vor ihrer jungfräulichen Züchtigkeit, welche auf einen Umstand, der vielleicht in den Augen einer andern unbemerkt geblieben, oder wenigstens nur als eine Kleinigkeit angesehen worden wäre, ein solches Gewicht legen ließ.

Es verging eine geraume Zeit, ehe ich wieder Muth zum Sprechen bekam. Amalie war inzwischen wieder ruhig geworden und betrachtete aufmerksam die Spitzen ihrer (gewiß ungemein schönen) Finger; dies war, wie ich schon den vorigen Abend bemerkt hatte, mehr ihre Gewohnheit, wenn sie nicht beschäftigt war oder sprach, und woraus ich schon abgenommen hatte, daß sie nicht Holländisch erzogen worden war, und Stricken und Strümpfestopfen nicht verstand.

„Ich gestehe Ihnen," sagt' ich, „daß ich nicht wenig verlegen war, da jene Kutsche an uns vorüber fuhr und ich Fräulein Bläck darin erkannte."

„Fräulein Bläck!" wiederholte Amalie mit einem durchdringenden Blicke auf mich. „Ich denke so gehört zu haben; — aber ich bin Ihnen in die Rede gefallen. Entschuldigen Sie mich; ich bitte fortzufahren."

„Besonders deshalb," setzte ich etwas betroffen hinzu, „weil ich sie gestern, wie ich Ihnen bereits

zu erzählen die Ehre hatte, gesprochen habe, weil sie eine große Freundin meiner Schwester ist und weil es für uns beide leicht unangenehme Folgen haben kann, wenn es ruchtbar wird, daß . . ." Hier blieb ich stecken.

„Daß Sie dies Alles überdacht haben, bezweifle ich nicht," sagte Amalie; „aber vergönnen Sie mir zu bemerken, daß diese Gedanken alle sehr schnell aufeinander folgen mußten, wenn sie in dem Augenblicke, wo Ihnen die Augen dieser Jungfrau begegneten, bei Ihnen so unmittelbares Schrecken hervorbringen konnten." —

Das Triftige dieser Bemerkung lieferte mir einen neuen Beweis, daß es mir leichter fallen würde, mich selbst, als Amalien irre zu führen.

„Fräulein!" sagt' ich, indem ich dem Gespräche eine mehr fröhliche Wendung geben wollte; „Sie verstehen sich ganz vortrefflich auf das Zergliedern der menschlichen Gedanken; ich selbst bin vielleicht nicht so gut im Stande, zu entscheiden, was dabei in meinem Herzen vorgegangen ist. Nur so viel ist gewiß, daß meine Bewegung unwillkührlich war, und ich deshalb nicht verantwortlich dafür bin. Vielleicht war es eine Unvorsichtigkeit von mir, daß ich den Antrag Ihres Herrn Vaters übernommen habe; denn daß es nichts Unbedeutendes ist, einer so schönen Jungfrau als Führer zu dienen, hätte ich im Voraus berechnen können."

„Mein Herr!“ entgegnete Amalie, „Den verdrießlichen Ausdruck, der sich vorhin auf Ihrem Gesichte zeigte, ziehe ich der Absicht, mich durch Artigkeiten, von denen ich leider! weiß, daß sie nichts als eitele Klänge sind, zu beruhigen, noch vor. Was mich betrifft, ich spreche ernst und versichere Sie, es thut mir von Herzen leid, daß mein Vater es nöthig gehalten hat, Ihnen eine Last aufzuladen, die Ihnen keine andern, als unangenehme Folgen bringen kann. Denn ach! so ist es immer gewesen. Es ist ein Fluch, der auf unserm Hause liegt, daß jeder Dienst, der ihm bewiesen wird, demjenigen, der ihn beweiset, in Unglück bringt.“

„Fräulein!“ versetzte ich, „auch ich spreche ernst und ich versichere Sie von Grund meines Herzens, daß der Dienst, welchen ich Ihnen jetzt zu beweisen suche, den Erwartungen Ihres Vaters entsprechen und mich nie unglücklich machen soll; denn welche Folgen auch daraus entspringen mögen: das Bewußtsein, die Pflicht der Dankbarkeit erfüllt und nach der Stimme meines Gewissens gehandelt zu haben, werde ich doch behalten.“

„Mein Herr Huyck, Sie sind ein braver Mann,“ sagte Amalie, indem sie mir gerührt die Hand reichte; „und mein Vater hat dadurch, daß er Ihnen sein Vertrauen geschenkt, mir einen neuen Beweis gegeben, wie genau er den Menschen gleich beim ersten Blicke

zu beurtheilen weiß. — Aber lassen Sie uns nicht mehr über das sprechen, was doch nicht zu ändern ist."

„La plainte ni la peur ne changent le destin,

sagt der gute Lafontaine, dessen geistreiche Werke Ihnen vielleicht nicht unbekannt sind."

„Und er hat auch Recht," sagt' ich; „obgleich Sie in den Vers, den er darauf folgen läßt, nicht werden einstimmen noch zugeben wollen, daß

le moins prévoyant est tousjours le plus sage."

„Nicht vergessen," erwiederte sie, „daß er vorausgehen läßt, quand le mal est certain. Sie müssen zur Unterstützung Ihrer sonst unbeweisbaren Gefühle nicht aus ihrem Zusammenhange gerissene Stellen anführen, wie, so viel ich gehört habe, die Ketzer zu thun pflegen."

Diese Antwort der liebenswürdigen Schwärmerin befestigte meine Vermuthung, welche ich schon den Abend vorher aus einigen ihrer Ausdrücke über ihr Glaubensbekenntniß gefaßt hatte; allein ich wünschte dem Gespräche keine theologische Wendung zu geben und fing also an, von andern Gegenständen zu sprechen. Da ich mich jedoch dessen, was wir weiter verhandelten, nicht erinnre, und solches wahrscheinlich meinen Lesern eben so langweilig sein würde, als wenn ich sie zwänge, die Reise in der Treckschuit selbst zu machen: so werde ich nur mittheilen, was Amalie sagte, als wir in die Nähe von Amsterdam kamen.

„Hier," äußerte sie in einem feierlichen Tone, „muß unsere kurze Bekanntschaft endigen. — Sobald wir aus dem Gesicht der Schiffer sind, verlassen wir einander, wahrscheinlich für alle Zeiten. Gott gebe, daß Sie die Ihrigen, die Ihnen theuer sind, wohl und freudig finden! Er lohne Ihnen Das, was Sie meinem Vater zu Gefallen so großmüthig erfüllt haben, mit seinem reichsten Segen. Hoffentlich wird die Erinnrung daran bei Ihnen bald ganz verwischt sein!"

„Verwischt!" wiederholte ich; „und warum das? Wenn ich auch Anfangs gegen diesen Auftrag einiges Bedenken trug, so thut mir doch der Gedanke, Sie vielleicht nie wieder zu sehen, jetzt recht wehe."

„Dieses Gefühl wird Ihnen nicht lange bleiben," versetzte sie und schüttelte traurig den Kopf. „Es ist auch besser, daß Sie unsere kurze Begegnung vergessen. Sie befinden Sich durch Geburt und Stand in Verhältnissen, welche Ihnen nicht erlauben, sich mit Unglücklichen, die durch das Schicksal genöthigt sind, das Tageslicht zu scheuen und auf Schleichwegen zu wandern, weiter einzulassen. Jedes von uns beiden hat eine verschiedene Pflicht, die wir nach unserm bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen suchen sollen. Der Sohn des Oberrichters hat schon genug für mich gethan; mehr zu thun

würde uns beiden nicht nützen und Sie vielleicht strafbar machen. Ich glaube, daß Sie mich verstehen, ohne daß ich meinen Worten eine besondere Erklärung beizufügen brauche."

„Ich wüßte nicht," sagt' ich, „in welcher strafbaren Beziehung der Sohn des Oberrichters zu Ihnen oder Ihrem Vater stehen sollte, und inwiefern es meine Pflicht als Bürger beeinträchtigen würde, wenn ich Ihrem Vorhaben einen guten Ausgang wünsche. Möge es Ihnen daher stets wohlgehen, und ich Sie nach überstandenen Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten, in dem geselligen Zustande wiederfinden, wozu Sie durch Geburt, Erziehung und Naturgaben ohne Zweifel bestimmt sind."

Amalie dankte mir für diesen Wunsch mit einem Händedruck und wir sprachen kein Wort mehr, bis der Schiffer seinen Kopf hereinsteckte und uns, „willkommen zu Amsterdam!" zurief.

„Was werden wir nun mit unserm Gepäck anfangen?" fragte Amalie.

„Ueberlassen Sie das nur mir," antwortete ich, da ich meinen Plan schon gemacht hatte, „und bleiben Sie still im Roef sitzen, bis ich Sie rufe. He! Ho!" rief ich im Hinausspringen, „ist auch ein Schubkärner da?"

„Soll ich das Gepäck des Herrn nicht nach

Hause bringen?“ fragte ein Schiffsknecht, der eben die Mütze zog.

„Das war es eben, was ich wollte; wenn habe ich es dann?“ fragte ich.

„Innerhalb einer halben Stunde ist es bei Ihnen. Ihre Edeln sind ja der Sohn des Oberrichters, und mir wohl bekannt!“

„Gut!“ war meine Antwort; „allein das Stück,“ fuhr ich auf Amaliens Koffer zeigend fort, „muß ich sogleich mitnehmen, weil ich etwas herausthun und ihn dann weiter senden will.“

„Sehr wohl, mein Herr! Nehmen Sie dann nur einen von diesen Leuten dazu!“

Ich sah mich um; es hatten sich eine Anzahl Knaben und Matrosen um mich versammelt. Ich wählte einen von ihnen aus, dem ich den Koffer überreichte. „Schwester!“ rief ich dann, „wenn es nun gefällig ist.“

Amalie kam sogleich heraus, und wir schritten nun, doch nicht Arm in Arm, den Jungen hinter uns, an der Inneren Amstel fürbaß, indem wir das Glück hatten, Niemandem meiner Bekannten zu begegnen. An der Amstelstraße hielt ich still.

„Wir gehen hier von einander,“ sagt' ich. „Junge! Du folgst der Dame und bringst sie zum Herrn Bouvelt auf der Außenseite an der Pfefferstraße!“

Amalie und ich drückten einander zum Abschiede die Hand. Sie ging mit dem Knaben über die lange Holzbrücke nach der Muiderstraße, während ich meinen Weg an der Innern Amstel fortsetzte. Da ich ungefähr Hundert Schritte weit gegangen war, wendete ich mich noch ein Mal nach ihr um; aber wie groß war meine Verwunderung und mein Verdruß zugleich, als ich bemerkte, daß nicht mehr derselbe Knabe, sondern der Hausirkrämer Simon hinter ihr herging und den Koffer trug. Ich wähnte einen Augenblick, zu träumen; aber ich konnte keinen Zweifel mehr hegen; es war Simon selbst und der Knabe lief im Trabe mit dem Waarenkörbchen des Juden weg. Meine Vorsichtsmaßregeln, die ich meiner Meinung nach so klug getroffen hatte, waren also vereitelt! und das wohl durch die Schalkheit eines listigen Hausirkrämers, der es jetzt in seiner Gewalt hatte, wenigstens theilweise hinter das Geheimniß zu kommen. Es war aber zu spät, etwas weiter dagegen zu thun und jede neue Bemühung von meiner Seite würde beim gegenwärtigen Stand der Dinge mehr Nach- als Vortheil gebracht haben. Uebrigens wußte ich durch das Gerücht, daß Herr Bouvelt ein kluger Mann sei, der die Achtung seiner Mitbürger genieße, unter dessen Schutze Amalie so sicher als möglich sein mußte. Dieser Gedanke, daß jeder Schritt, den ich jetzt that, mich den Meinen schnell näher brachte, nahm meinen Geist bald so

ein, daß er alle andern, auch den an meine letzten Abenteuer, mit einem Male verdrängte.

Zehntes Kapitel.

Ferdinands Ankunft zu Hause, und wie er einschläft, welches Beispiel der Leser nachahmen mag, wenn er es für gut befindet.

Wer könnte wohl jenen Strom der Empfindungen, die uns überwältigen, wenn wir nach einer langen Abwesenheit uns dem älterlichen Hause wieder nähern, würdig schildern, und die Augenblicke zählen, die uns noch von denen scheiden, welche uns theuer sind? Welch' eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit, Hoffnung, Aengstlichkeit, Glück und Furcht erfüllen unser Gemüth! — Welches Gemisch verwirrter und verschiedener Fragen zieht an unserer Einbildung vorüber! — Werden alle Familienglieder gesund und beisammen sein? Wird kein lästiger Besuch eines gleichgiltigen Dritten dieser süßen Stunden des Wiedersehens hinderlich oder wird ein solcher für uns Veranlassung sein, das warme Gefühl des Herzens zu unterdrücken? Hat man vielleicht gerade diesen Tag zu einer Lustpartie bestimmt?

Oder ist man aus andern Ursachen abwesend, so daß wir bei unserer Heimkehr nur leere und verlassene Zimmer, und Niemanden finden, den wir an unser Herz drücken können? — Leben die alten Dienstboten noch, die wir von Kindheit an gewöhnt waren, oder werden wir beim Schellen ein unbekanntes Gesicht erscheinen sehen, welches, durch die nur halbgeöffnete Oberthür mit Befremden die Ueberraschung auf dem unsern bemerkend, uns mit der eiskalten Frage begrüßt: „Was steht zu Ihrem Dienste, mein Herr?“ — Wird der Hausrath noch in jedem Zimmer dieselbe Stelle einnehmen, wo er früher stand, und wo er nach unserm Begriffe nothwendig bleiben mußte? Werden die Zimmer selbst dieselbe Bestimmung behalten haben? — Ach! wir erinnern uns Alles dessen so, wie es bei unserer Abreise beschaffen war, und wir wissen, daß jede auch noch so gute Veränderung, die wir finden, uns ein wehmüthiges Gefühl verursachen wird.

Auch vor meinem Geiste kamen und verdrängten sich alle diese Fragen, während ich, den Erbsenmarkt und den Sargmachersgraben erreichend, den Regulirthurm vor mir sah; das war ein Wiedererkennungspunkt, denn man konnte ihn eben so gut vom Hause meines Vaters sehen. Ich kam auf das Singel; in dem Eckhause wohnte noch derselbe Bäcker, bei dem ich als Knabe Dreihellersemmeln zu kaufen pflegte und die Bäckerin saß noch auf ihrem alten Platze

hinter dem Ladentische; ich nickte ihr guten Tag, wartete aber nicht ab, ob sie mich erkannte, da ich bereits den Giebel meines älterlichen Hauses erblickte und meine Schritte verdoppelte. Einige unserer Nachbarn saßen vor dem Fenster; ich grüßte sie mit jenem fröhlichen Blicke, welcher sagen will: „Ja ich bin es selbst, guckt nur recht; es ist Ferdinand, der nach Hause kommt." — Ich eilte die Stufe hinauf und es war mir, als ob meine Fußsohlen auf den blauen Steinen weniger laut klängen, als mir das Herz im Busen schlug; ich sah in das Seitenzimmer; — ja wahrlich! da saß meine Mutter mit meiner ältesten Schwester, beide auf dem gewöhnlichen Platze; — es war mir, als würden meine Augen umnebelt; und während ich mit der einen Hand ans Fenster tippte, zog ich mit der andern an der Schelle, als ob das Haus in Flammen stände.

Meine gute Mutter, die etwas kurzsichtig war, hatte mich nicht erkannt und Susanne saß mit dem Rücken nach mir zu. Ich hatte sie wohl aufstehen sehen; doch sie kam nicht eher an das Fenster als in dem Augenblicke, als ich durch die Thür trat. Und es war kein neues Gesicht, sondern leibhaftig unsere alte getreue Magdalena, die Küchenmagd, welche vor mir stand und die unter dem Ausrufe: „Mein Gott, ist es möglich!" mir um den Hals fiel. „Guten Morgen, Magdalena!" sagt' ich, ihre Umarmung beantwortend. „Ist Alles wohl?"

Aber sie dachte nicht daran, mir zu antworten; sie hatte mich schon wieder losgelassen und rief jetzt, während über ihr dürres Gesicht die Thränen herabstürzten, mit lauter Stimme: „Mefrau! Fräulein! da ist der junge Herr Ferdinand!" — Fast zu gleicher Zeit flog die Thür des Seitenzimmers auf und ich drückte meine liebe Mutter und Schwester ans Herz. Nun ging es klapp! klapp! klapp! — tripp, trapp, tripp! von allen Seiten kamen meine jüngern Brüder und Schwestern und die übrigen Dienstboten zugeströmt; es war ein Geräusch, ein Küssen, ein Lachen und ein Weinen, ein Fragen und Rufen durcheinander, daß Einem Hören und Sehen dabei verging. Einige Augenblicke später saß ich neben meiner Mutter im Seitenzimmer, die meine Hände in den ihrigen festhielt und aus deren freundlichen, himmelblauen Augen bisweilen eine Thräne auf das milde Gesicht niederfloß, während alle ihre übrigen Kinder in einem fröhlichen Kreise um sie herumstanden.

„Wir hatten Dich so bald nicht erwartet, Ferdinand!" sagte Susanne (denn Mutter und ich waren fast nicht im Stande, ein Wort zu sprechen) „und ich hatte Dich, da wir in vierzehn Tagen ohne Nachricht von Dir waren, schon im Verdacht, daß Du Dich in Westphalen verliebt hättest und mit irgend einem muffianischen Töpfermädchen zurückkehren würdest."

„Wie!“ sagt' ich, „ich versichere Euch, es sind noch keine sechs Tage, daß ich aus Münster geschrieben habe; der Brief muß verloren gegangen sein.“

„Leicht möglich,“ sagte sie, „man gebraucht, wie ich höre, gegenwärtig nur Schnecken und Schildkröten zu Postboten, — nun, auf jeden Fall bist Du selbst uns noch willkommener, als ein Brief und sparst mir die Mühe, Deine Krikelkrakel zu entziffern.“

„Gieb acht, Santchen!“ versetzt' ich, „ich weiß aus guter Hand, daß Du meine Briefe so gering nicht schätzest, und sie selbst Deinen Freundinnen lesen lässest.“

„Woher weißt Du das!“ sagte sie, ein wenig erröthend: „Qui te l'a dit? Gewiß hat Dir es Papa geschrieben.“

„Nein! Das hat Papa mir nicht geschrieben; aber das weiß ich doch aus sehr guter Quelle; — gieb nur acht, ich werde Dir darüber unter vier Augen die Lection lesen und dann wirst Du nicht so leicht davon kommen.“

„Sieh doch einmal, Mama!“ sagte Santchen, während meine Mutter unter ihren Thränen über unsere Neckereien lachte; „was für ein herrliches Ding ist doch das Reisen, um junge Leute zu bilden. Da stellt sich Ferdinand nun vor, weil er einige Länder und Städte besucht, und vielleicht nichts an-

deres, als Lügen aus den Zeitungen gelernt hat, daß er meiner Ruthe entwachsen sei und sich gegen seine älteste Schwester einen hofmeisterlichen Ton anmaßen dürfe. Nein, Männchen!" fuhr sie mit dem Finger drohend fort; „ich sehe wohl, es ist hohe Zeit, daß Du heim kömmst und Dich wieder einmal unter Subordination begiebst. Das kommt davon, wenn die Leutchen so lange ihre eigenen Herrn gewesen sind."

„Kinder!" sagte Mutter, den Kopf schüttelnd, „Ihr seid wirklich noch immer dieselben. Ihr sehet einander erst seit ein Paar Minuten wieder und die alten Neckereien sind schon wieder im Gange.

„Ja! liebe Mutter!" sagt' ich, sie nochmals umarmend; „ich hoffe sicherlich, daß Du mich nicht verändert finden wirst!"

„Wie vermessen!" sagte Susanne, „gerade, als ob der junge Herr vollkommen gewesen wäre, da er wegging. Ach Himmel! was werde ich noch an Dir zu bessern haben. — Aber was will mein Herr nach der Reise genießen? Soll ich etwas Kaffee ansetzen, oder willst Du lieber ein Glas Wein? Und wie steht es um den Appetit? Ist der noch so gut, wie vor fünf Jahren? Dann kann ich meine Finger wieder an den Butterbröten wund schneiden; oder schmeckt Dir vielleicht unsere Holländische Kost nicht mehr?"

„Pfui!“ sagt' ich; „sollte mir ein Butterbrot mit echt Delfscher Butter und Beemster Käse nicht schmecken? — Und noch dazu von meiner Schwester zubereitet!“

„Das ist gut gesagt, Ferdinand! Und nun gebe ich Dich doch noch nicht ganz auf. Aber wohl- an! Du erzählst uns nichts; — wo hast Du Deinen Reisegefährten gelassen? und von wo kömmst Du zuletzt?“ —

„Das sind zu viel Fragen auf einmal,“ sagt' ich in der Absicht, die Nothwendigkeit, lügen zu müssen, so lange als möglich zu verschieben.“

„Nein, Santchen!“ fiel meine Mutter ein und half mir, ohne es zu wissen, aus der Verlegenheit, „erst muß der gute Junge was zu essen haben; obgleich ich Dir abrathe, zu viel zu genießen; denn Deine Schwester und ich gehen in die Abendkirche, weshalb wir heute früher als gewöhnlich Mittag machen.“

„Das trifft ja fatal!“ sagt' ich. „Kaum bin ich nach Hause, da laßt Ihr beide mich wieder allein. Müßt Ihr denn gerade jetzt in die Wochenkirche gehen? Kann dieser Kirchgang nicht bis nächsten Sonntag verschoben werden?“

„Hätte ich gewußt, lieber Junge, daß Du heute nach Hause kämest,“ antwortete meine Mutter, „dann wäre ich lieber gestern Abend gegangen; aber

es ist nun einmal so eingerichtet und Deine Tante Lottchen rechnet darauf, daß wir sie abholen. Du willst uns vielleicht begleiten, nicht wahr? Denn es wird Dir auch angenehm sein, wieder in eine Holländische Kirche zu kommen und dem gütigen Gott für Deine glückliche Heimkehr zu danken."

„In der That, Ferdinandchen!" sagte Susanne; „das dürfte Dir wohlthun, denn ich fürchte, daß Du eine fromme Zusprache und das Zurhandnehmen des Kathechismus wohl nöthig haben wirst, da Du so viel Muße gehabt hast, ihn zu verlernen."

„Sei nur ruhig" versetzte ich, „wir wollen morgen ein Mal sehen, wer von uns beiden sein Fragebüchelchen noch am besten im Gedächtnisse hat."

Inzwischen hatten meine Mutter und Susanne etwas Frühstück aus dem Schranke geholt und mir vorgesetzt. Ich langte davon mit dem Appetite zu, welchen nach einer langen Abwesenheit auch die einfachsten vaterländischen Speisen erregen, wiewohl ich dabei durch Beantwortung der mannichfachen Fragen, welche der jüngere Theil der Familie an mich richtete, nicht wenig gestört wurde... Gelegener konnte mein Gepäck nicht ankommen, als eben jetzt, da nun Alle, Mädchen sowohl als Knaben, nach der Hausflur strömten, um den Dienstboten meine Koffer mit hinaufschleppen zu helfen. Ich

wollte mich gleichfalls mit in Bewegung setzen, aber Susanne hielt mich davon ab.

„Bleibe nur!“ sagte sie, „Du bist heute der Held des Tages und darfst keine Hand rühren. Wir werden schon sorgen, daß Alles sorgfältig in Acht genommen wird, damit von den vielen kostbaren Krystall- und Porcellanwaaren, die Du uns zum Geschenke mitbringst, nichts zerbricht und der farbige Stoff, den Du mir zu einem Tanzkleide verehren willst, nicht beschädigt wird .... Beiläufig hoffe ich, daß Du auch einige neue Röcke und Westen für Dich selbst mitgebracht hast; denn wenn das schmierige Habitchen, welches ich an Dir sehe, Dein einziges Gewand wäre, dann müßten wir wohl sogleich zum Schneider schicken, und Dich, bevor der Anzug fertig wäre, hinter Schloß und Riegel halten; denn Andere würden erschrecken, wenn sie Dich sähen.“

Ich lachte und sah nach der Hausuhr; denn ich hielt die Zeit für nahe, zu welcher mein Vater nach Hause zu kommen pflegte, und brannte vor Verlangen, ihm um den Hals zu fallen. Es versteht sich, daß ich sogleich bei meiner Ankunft nach ihm gefragt und vernommen hatte, daß er sich wohl, und wie gewöhnlich auf dem Stadthause befinde.

Es dauerte nicht lange, da sah ich den würdigen Mann die Stufe herauf kommen und anschellen. „Wart!“ rief Susanne; „bleib Du hier! Wir

müssen erst einen Spaß mit Vater haben.“ Sie eilte nach der Thür und öffnete.

„Guten Tag, Santchen,“ hört' ich meinen Vater sagen.

„Guten Tag, Papa! Aber warum sehen Sie so betrübt aus? Ist etwas vorgefallen?“

„Nichts, mein Kind!“ war die Antwort; „sag' mir, ist noch kein Brief von Ferdinand da?“

„Nein, Papa! Der läuft gewiß in Twente den Gänsen nach, um eine Feder zu kriegen.“

„Es ist unbegreiflich,“ versetzte mein Vater, während er, wie Susanne mir hinterher erzählte, bedenklich den Kopf schüttelte und mit einem ängstlichen Blicke auffsah.

„Aber komm doch hierher, lieber Wilhelm!“ rief meine Mutter, die es nicht länger aushalten konnte. „Hier ist viel Besseres als ein Brief.“

„Vater! Bester Vater!“ rief ich, indem ich dem braven Manne entgegensprang und ihn umarmte.

„Bist Du es denn wirklich?“ sagte er und drückte mich mit Herzlichkeit an seine Brust. „Laß Dich einmal ansehen,“ fuhr er fort, indem er mich sanft von sich entfernte und mit seinen durchdringenden Blicken aufmerksam betrachtete. „Du siehst etwas erhitzt und ermüdet von der Reise aus,“ nahm er nach einer kurzen Stille das Wort wieder, „aber

sonst gefällt mir Dein Aussehen wohl und Du bringst mir dasjenige zurück, was Du bei Deiner Abreise besaßest: mentem sanam in corpore sano. Gewiß hast Du uns überraschen wollen und uns deshalb über Deiner Rückkehr in Ungewißheit gelassen. Dann hast Du aber wahrscheinlich vergessen, daß Dein Vater Oberrichter ist und durch den gestrigen Abendrapport erfahren mußte, daß man Dich denselben Morgen zu Zoest gesehen hatte. Daher erwartete ich Dich schon gestern Abend."

„Also deshalb warst Du gestern Abend und heute beim Frühstücke so still und in Dich gekehrt!" äußerte meine Mutter. „Und warum sagtest Du nichts hiervon?"

„Um keines von Euch zu beunruhigen," antwortete mein Vater. „Wäre aber Ferdinand auch jetzt noch nicht angekommen gewesen, so würde ich darüber, daß ihm ein Unglück begegnet, nicht mehr gezweifelt und sofort einen Kourier nach Naarden geschickt haben. Jedenfalls hast Du zu Naarden übernachten müssen, Ferdinand?"

Ich saß wie auf heißen Kohlen; denn offenbar nahmen die Nachforschungen jetzt ihren Anfang und ich fühlte schon die Schwierigkeit eines Verhörs, welchem mein Vater, den ich nicht irre leiten mochte, und ein Oberrichter, den man nicht leicht irre leiten kann, mich unterwerfen würde. Die Worte, die mein Vater inzwischen an meine Mutter gerichtet

hatte, gaben mir Zeit, mich zu sammeln. Meine Antwort war einigermaßen ausweichend:

„Schon gestern hier zu sein, lieber Vater! daran verhinderte mich das schlechte Wetter. Es hat jenseits Naarden stark geregnet. Ist hier kein Gewitter gewesen? — Ich habe unterwegs einkehren müssen und bin jetzt mit der ersten Schuit von Naarden gekommen.“

Es war in meinen Worten nichts als vollkommne Wahrheit und doch klopfte mein Herz, als ob ich ein Gewebe von Lügen erzählt hätte. Mein Vater war jedoch mit dieser Aufklärung vollkommen zufrieden.

„Es ist gerade so, wie ich dachte,“ sagte er; „ja, wir haben hier auch wohl etwas Regen gehabt, aber doch nicht so arg; denn wie ich gehört habe, soll das Gewitter in Groiland viel Schaden gethan haben; nun Du wirst uns diesen Mittag wohl Alles umständlich erzählen.“

„Ja!“ fügte meine gute Mutter bei, „Du wirst nun auch wohl verlangen, Dich ein wenig zu erholen. Ich will Dich einmal auf Dein Zimmer bringen?“

„Soll ich ihm den Weg nicht zeigen, Mama?“ fragte Susanne. „Ich werde ihn auf keinen Irrweg bringen.“ — „Oder ich! — oder ich!“ riefen Lenchen und Käthchen.

„Nein! nein!“ sagte Mutter. „Ihr Ausbünde könnt auf Eure Zimmer gehen und Euch ankleiden, damit Ihr zur rechten Zeit zum Essen fertig seid. Ich will meinem Jungen zurecht helfen. Es ist lange her, daß er nicht durch die Mutter hinauf gebracht wurde, nicht wahr, Ferdinand?“

Ich fühlte, daß meine Augen feucht wurden. Die liebe Frau an den Arm nehmend, ging ich mit ihr die Treppe hinauf.

„Wie Mama!“ fragt' ich, da sie mich in ein geräumiges, luftiges Zimmer führte, das vorher als Gastzimmer für solche Fremde gedient hatte, die uns bisweilen besuchten. „Ist dieses schöne Zimmer für mich allein?“

„Ja, Ferdinand!“ sagte sie, und ihre Gesichtszüge verriethen das Wohlgefallen, das ihr meine Freude über diese Einrichtung brachte. „Ich dachte, Du wärest nun alt genug, um ein Zimmer für Dich selbst zu haben, wo Du ungestört arbeiten, und bisweilen Jemanden empfangen kannst. Aber mich dünkt, die Mädchen hätten, da Du einmal hier bist, die Fenster schließen können.“ — Mit diesen Worten machte die sorgfältige Mutter dieselben zu, sah hierauf nach der Bettwäsche, dem Waschtische und dem Linnenkabinet, um zu erspähen, ob vielleicht etwas fehle und wischte mit ihrem Taschentuche die fast unsichtbaren Staubtheilchen weg, die sich

auf dem Spiegelglase oder auf dem glatten Tische befanden.

„Wahrlich, Mama!“ sagt' ich, tiefgerührt über die Beweise ihrer sorgsamen Liebe. „Alle die Freunde, die mich besuchen, werden mich um dieses Zimmer beneiden, und vor allen um die liebe Mutter, die es für mich in Ordnung brachte.“

„Ich bin froh, daß es Dir gefällt,“ sagte meine Mutter. „Aber sag' mir einmal, Ferdinand!“ fuhr sie fort, indem sie mir näher trat und mit meinen Locken spielte: „hast Du auf Deiner Reise wohl an das letzte Gelübde gedacht, das Du mir am Abend vor Deiner Abreise abgelegt hast? Hast Du nie etwas gethan, was Du Dich schämen würdest, mir zu erzählen?“

„Ach! glaube mir,“ antwortete ich und fiel ihr um den Hals, „stets hat mir dieser Gedanke vorgeschwebt: Ich darf eine so gute Mutter, wie die meine ist, nicht betrüben.“

„Bester Junge!“ versetzte sie; „der Gedanke an die Freude, die Du mich jetzt schmecken lässest, muß Dir einen süßern Genuß bereiten, als einer von denen, die Du um meinetwillen aufopfertest, Dir hätte bieten können. Ach! mit wie seligen Gefühlen werde ich heute Abend meinem Schöpfer danken, daß er Dich so rein und gut, als Du mich verließest, mir wiedergegeben hat.“

Ihre Blicke, die nichts, als Liebe und Zärtlichkeit ausdrückten, ruhten wieder auf mir, und die Thränen, welche von ihren Wangen rollten, waren von einem himmlischen Lächeln begleitet. Eine geraume Zeit genossen wir, ohne zu sprechen, die Seligkeit, die unsere Herzen durchströmte. Ach! dacht' ich bei mir selbst, hätte die gute Mutter gestern wissen können, in welcher Gefahr dieser Sohn, den sie so lieb hat, geschwebt: ihr Mutterherz hätte solche Angst nicht überstanden!

Es scheint den Menschen angeboren, sich, sobald die erste Aufwallung vorbei ist, auch der liebenswürdigsten Schwachheiten zu schämen. Meine Mutter ließ meine Hand los und wischte die Augen ab.

„Geh'!" sagte sie, „wir sind kindisch. — Aber sag' mir, Ferdinand, gehört dieses Gepäck alles Dir? Und sind diese Koffer alle voll? Das Gut wird einmal wieder gepackt sein, wie es von Herren gewöhnlich geschieht: alles bunt durch einander gewürfelt, ohne Raumersparniß, ohne Ordnung. Ich wette, daß ich Mittel und Wege gefunden hätte, mit der Hälfte dieser Koffer auszureichen."

„Ei, Mama! Sie machen es aber auch gar zu arg," sagt' ich. „Denken Sie, daß ich während meiner Reisen nicht einmal Packen gelernt habe? Diese Beschuldigung ist in der That unverdient. Denn ich habe unterweges mein Gepäck nicht wenig

anwachsen sehen, und wenn man die nicht kleine Zahl von Brüdern und Schwestern bedenkt, die alle ein Geschenk erwarten, dann wird es nicht befremden, daß ich meine Transportmittel etwas vermehren mußte."

„Nun, wir werden sehen, was es giebt," entgegnete meine Mutter. „Ich will Dich nicht länger abhalten; kleide Dich nur an, und wenn Du etwas nöthig hast, so brauchst Du nur zu schellen."

Mit diesen Worten verließ mich die gute Frau und ich blieb allein im Besitz meines prächtigen Zimmers. Ihr letztes Gesuch konnte ich jedoch nicht sogleich erfüllen; mein Gemüth war zu voll. Ich sank in einen Lehnstuhl und schüttete mein Herz aus in warmen Dankgebeten vor dem, der mich mit allen denen, die mir so theuer waren, glücklich wiedervereinigt hatte. Nachdem meinem Innern in dieser Hinsicht Genüge geschehen, stand ich auf, und beeilte mich, alles was ich am Leibe trug, verächtlich in einen Winkel zu werfen und reines Linnenzeug nebst frischen Kleidern anzulegen. Ein erquickendes, behagliches Gefühl, erfüllte mich, als ich, vom Kopf' bis zu den Füßen renovirt, mit Wohlgefallen mich im Spiegel betrachtete. Zur Vollständigkeit meiner Toilette fehlte zwar noch eine Perüque, aber weil es bald Essenszeit war, und, die Feierlichkeit des Haarschneidens und des Anpassens eines neuen Kopfschmuckes, auch wenn ein Haarkräusler zur Hand

gewesen wäre, zu lange aufgehalten haben würde: so hielt ich für gut, diesen Act bis zum folgenden Morgen zu verschieben. Ich eilte hinunter und saß bald auf meinem alten Platze, zwischen Mutter und Santchen, mit den Meinigen zu Tische, wo ich von dem jüngern Theile der Familie mit Fragen bestürmt wurde, so daß mein Vater mehr als ein Mal Stille gebieten mußte und meine Mutter über die Kinder unwillig ward und sie ebenfalls ersuchte, daß sie mich ausplaudern und in Frieden essen lassen möchten.

Da meine Mutter und Schwester, wie ich schon gesagt habe, sich vorgenommen hatten, in die Kirche zu gehen, so nahm das Mittagsmahl gar bald ein Ende, und zwar zu meiner vollen Zufriedenheit, da ich in Folge der Anstrengungen des vorigen Tages zum Erzählen so wenig aufgelegt war, daß ich von meiner Schwester Susanne deshalb einen Verweiß hinnehmen mußte.

„Wie sehr bildet doch das Reisen die jungen Leute," sagte sie, „ist es zu Wien oder zu Genua gewesen, wo Du so gähnen gelernt hast? — Was muß wohl hier die Suppenterrine davon denken? — Du kannst Dich getrost an den Droguisten auf dem Rokin vermiethen, wenn er seinen Gähner verliert. Dominé Best bekommt einen Schlagfluß über den ganzen Körper, wenn er Dich sieht."

„Ich glaube, daß ich ihm dazu keinen Anlaß geben werde," sagt' ich; „denn ich gehe nicht in

die Kirche, um zu schlafen, und ich bin überzeugt, daß selbst der Apostel Paulus mich heute Abend nicht wach erhalten würde."

„Wahrlich, Du siehst ordentlich blaß vor Schlaf," sagte meine Mutter etwas unruhig; „findest Du es nicht auch, Schatz!" (sich zu meinem Vater wendend) „daß Ferdinand, seitdem er zu Tische gekommen ist, nicht vom besten aussieht?"

„Das geht sehr natürlich zu," sagte Susanne; „vor einigen Augenblicken war sein Gesicht so, als sein Gewand, und jetzt ist es umgekehrt."

„Ich glaube auch," sagte mein Vater, „daß sein Vorsatz, zu Hause zu bleiben, nur klug genannt werden kann. Er wird ermüdet sein, und das ist kein Wunder:

Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.

Ich an seiner Stelle ging ein Paar Stunden zu Bette; sonst kann er auch auf meinem Zimmer ein wenig im großen Lehnstuhle ruhen, wenn er es nicht vorziehen sollte, ein wenig mit mir zu plaudern."

„Solch eine Alternative ist mir heute in der That willkommen," antwortete ich; „ich gestehe, daß ich heute nur ein halber Mensch und sogar außer Stande bin, Santchens Angriffe auf eine ehrenvolle Weise zurückzuschlagen."

„Dann will ich auch weder Pulver noch Blei auf Dich verschießen," sagte Susanne; „denn, wenn

der Feind sich nicht wehrt, macht der Sieg keine Ehre."

„A vaincre sans péril, on triomphe sans gloire."

„Sehr gut," entgegnete ich; „wenn Du nur nicht verlangst, daß ich Dir für diesen Edelmuth danke; denn Du weißt so gut als ich, daß die Zeit mich zu necken, Dir doch mangeln würde, da der Kutscher in wenigen Minuten vorfährt."

Kaum hatte ich ausgesprochen, da wurde geschellt und das Fuhrwerk gemeldet. Die beiden Damen empfahlen sich; der jüngere Theil der Gesellschaft ging auseinander und ich begleitete meinen Vater auf sein Zimmer. Als derselbe nach einem kurzen, unbedeutenden Gespräche bemerkte, daß ich mich vergebens des Schlafes zu erwehren suchte, rieth er mir von neuem, keinen längern Widerstand zu leisten. Auch ich hielt dies für das Beste und streckte mich so gemächlich als möglich in den großen Lehnstuhl, nachdem ich ihn in den dunkelsten Winkel des Zimmers geschoben hatte. Mein Vater setzte sich ans Fenster, um einige Schriften durchzusehen, während ich alsbald in einen ruhigen Schlaf versank.

Eilftes Kapitel.

Einige Justizgeheimnisse.

Ich hatte ungefähr eine halbe Stunde in diesem angenehmen, sorglosen Zustande zugebracht, als ich durch drei leichte Schläge, die auf eine besondere Weise gegen eine der Thüren geschahen, halb aufgeweckt wurde.

„Da wird geklopft,“ sagt' ich, streckte die Arme aus und wollte aufstehen.

„Bleib ruhig,“ sagte mein Vater: „es ist Niemand anderes als Heynß, der mir seinen Rapport macht. Schlaf nur fort,“ fügte er lachend hinzu; „dann kömmst Du nicht in die Versuchung, das Geheimniß der Justiz zu verplaudern.“

Mit diesen Worten stand er auf, langte einen Bund Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete damit eine Thür, welche sich in der Ecke des Zimmers befand, und ließ die ebengenannte Person eintreten. Da dieser in den Abenteuern, die ich noch zu erzählen habe, keine unbedeutende Rolle gespielt hat, so wird man mir es nicht übel nehmen, daß ich, zum deutlichen Verständniß des Folgenden, von diesem Manne eine umständliche Beschreibung mittheile.

Ob Zacharias Heynß ein Abkömmling von seinem Namensvetter, dem Dichter, (dessen Geistesproducte

unsere Väter eine Zeit lang bewunderten, aber als Vondel und Hooft ihre unsterblichen Werke herausgaben, gar bald vergaßen, obgleich er bei den Deutschen Nachbarn noch lange als ein nachahmungswerthes Muster gepriesen ward), gewesen ist, das habe ich nicht erfahren können. Gewiß ist, daß Zacharias Heynß, den ich gekannt habe, nicht ohne jene Gaben war, welche, wäre er zu einer andern Laufbahn bestimmt gewesen, ihm eine größere Berühmtheit gegeben haben würden, als ihm durch seine jetzige zu Theil wurde. Indessen wäre aus demjenigen, was mir bei verschiedenen Gelegenheiten von ihm zu Ohren kam, Stoff genug zu einer Lebensbeschreibung zu nehmen gewesen, die höchst abenteuerlich und interessant ausgefallen sein würde, ja die sogar mit dem Gil Blas, oder Guzman d'Alfarache hätte wetteifern können, wenn nur gleich ein zweiter Le Sage zur Abfassung vorhanden gewesen wäre. Ich für meine Person werde, da ich weit entfernt bin, einen solchen Schriftsteller im Geringsten nachahmen zu wollen, nur die merkwürdigsten Begegnisse dieses Mannes bis auf die Zeit, wo ich ihn in meines Vaters Zimmer wiedersah, kurz zusammenfassen.

Der Vater unseres Heynß, stamme er nun von dem alten Dichter ab oder nicht, hatte mindestens einen sehr angesehenen Großvater gehabt, wiewohl er selbst keine andere Stelle bekleidete, als die eines Lakais bei einem unserer angesehnsten Regenten, dem

er bei Gelegenheit einer Gesandtschaft an den Französischen Hof, nach Paris folgte. Dort wußten seine breiten Schultern, seine kräftige Gestalt und seine rothen Backen, welche Gaben der schöne Tressenrock gewiß mit nicht geringem Glanz umgab, das Herz der Dienstmagd des Gasthofes, worin der Gesandte seinen Einzug genommen hatte, zu gewinnen, so daß sie es übernahm, unsern Burschen Französisch sprechen zu lehren. Ob ihr Lehrling unter ihrer Aufsicht gute Fortschritte machte, weiß ich nicht; nur so viel ist gewiß, daß er, als ein zweiter Alcibiades, nebenbei große Fortschritte in der Kunst zu lieben machte und daß nach Verlauf von ein Paar Jahren seine Lehrerin als Ehefrau ihm nach Holland folgte. Diese Frau, obgleich eine tüchtige Ehegenossin, hatte vor ihrer Heirath ziemlich herumgeschwärmt, ja man behauptete, daß sie, wie die Mutter des Campo Weyermann, die Schürze mit der Muskete verwechselt, und sogar der Feldschlacht von Senef und der Eroberung von Namür beigewohnt habe. Böse Zungen wollten auch erzählen, daß sie zum Sergeant befördert worden wäre, wenn nicht der Lieutenant, verwundert über ihre rasch zunehmende und bei der Frontrichtung hinderliche Corpulenz, die Sache näher untersucht und das Geheimniß entdeckt hätte. Wie dem auch sei, der Vater unseres Zacharias hatte keine Ursache, sich über seine Ehehälfte zu beklagen. Durch Unterstützung seines ver-

mögenden Beschützers in den Stand gesetzt, in Amsterdam einen Gasthof zu erwerben, bestimmte er denselben vorzugsweise für die Landsleute seiner Hausfrau, die das Talent hatte, ihnen die magere Zwiebelsuppe, woran sie im Mutterlande gewöhnt waren, fast eben so gut, wenigstens auf dieselbe Weise zu bereiten. Zacharias, das einzige Kind, womit ihre Ehe gesegnet war, hatte also schon früh Gelegenheit, mit Menschen von allerlei Schlag umgehen zu lernen und dies kam ihm, wie wir später sehen werden, nicht wenig zu Statten. Er machte jedoch zu jener Zeit keineswegs den gehörigen Gebrauch davon, und leistete seinen Aeltern, da er sich mehr dem Müssiggange und dem Herumschlendern in den Straßen, als der Besorgung der ihm aufgetragenen Geschäfte hingab, nur geringe Dienste. Dagegen fühlte unser Heynß eine unwiderstehliche Neigung für die Zeichenkunst, die nur etwas mehr Anleitung und Ausbildung bedurft hätte, um ihn in diesem Fache zu keiner geringen Höhe zu bringen. Seine Aeltern waren jedoch mit Allem zufrieden, nur mit dieser Gabe ihres Sohnes nicht, und ihr Mißfallen daran steigerte sich nicht wenig, da mehr als ein Reisender sich bitter darüber beklagte, daß der unverschämte Knabe sich erkühne, lächerliche Abbildungen ihrer Personen an ihre Stubenthüren zu kleben. Hierüber bekam er ernste Strafe und versprach Besserung; aber die Liebhaberei

war zu tief bei ihm eingewurzelt, als daß er sie hätte ganz aufgeben können. Unterdessen erwarb ihm diese die Gunst eines Französischen Malers, der, bei seinen Aeltern einkehrend, durch die Betrachtung einiger Producte des Jünglinges so überrascht wurde, daß er den Aeltern den Vorschag machte, ihn mitzunehmen und in die Geheimnisse der Kunst einzuweihen, wofür ihm Zacharias auf der Reise einige Dienste thun solle. Dies wurde bereitwillig zugestanden. Schon hatten die Aeltern ganz andre Gedanken bekommen und sahen ihren Sohn schon im Voraus, wie einen zweiten Rubens, mit Gold und Ritterkreuzen behängt. Aber wie eitel war diese Hoffnung! Die Bekanntschaft mit dem Herrn de Vieux (so hieß der Franzose) brachte dem armen Jüngling, statt Ruhm und Vortheil, lauter Schande und Widerwärtigkeit. Anfangs ging Alles gut; sowohl Meister, als Lehrling, wünschten in ihrem gegenseitigen Verhältnisse beide einander Glück; plötzlich jedoch verschwanden für Zacharias alle Aussichten auf die Zukunft. Sie waren in der Schweiz, von, wo sie nach Italien gehen wollten: da wurde de Vieux im Gasthause ermordet und aller Kostbarkeiten, die er bei sich hatte, beraubt gefunden. Weil die Missethäter unbekannt waren, fiel der Verdacht natürlich auf Zacharias, der sich ohne Stütze, und ohne Jemanden, der ihn kannte, oder ihn vertheidigen wollte, ins Gefängniß geworfen sah. Er kam zwar

nach einer fast zweijährigen Untersuchung, wegen Mangels an Beweisen auf freien Fuß; wurde jetzt aber in einem fremden Lande, wo sich Niemand seiner annahm, ärmer als der verlorne Sohn, auf die Straße gestoßen. Er beschloß, sich nach Paris durchzubetteln und dort zu versuchen, ob er die Familie seiner Mutter finden und durch diese in den Stand gesetzt werden könne, die Zurückreise nach Amsterdam auf eine anständigere Weise fortzusetzen. Mehr als einmal wurde er als Vagabund festgesetzt und zur Reise von Genf nach Lyon hatte er statt einiger Tage mehrere Monate nöthig; denn dreimal wurde er wieder über die Grenze gebracht. Nachdem er Lyon endlich erreicht, machte ihn ein merkwürdiger Zufall mit dem berüchtigten Cartouche bekannt, ein Zusammentreffen, das er später immer mit großem Vergnügen erzählte und dessen Ende war, daß jener Hauptmann der Gaudiebe ihn mit einem Beutel voll Louisd'or beschenkte. Dies machte die Ausführung des Planes, den unser Reisender sich entworfen hatte, bedeutend leichter. Zu Paris traf er seiner Mutter Bruder in guten Umständen und fand bei ihm freundliche Aufnahme. Daher hielt er es, statt nach Amsterdam zurückzukehren, für besser, sich erst zu Paris noch in der Malerkunst auszuüben und seinen Unterhalt mit dem von ihm schon längst mit vielem Glücke betriebenen Portraitiren zu verdienen. Doch schien es Bestimmung zu

sein, daß diese Kunst, statt Ehre und Geld, ihm stets nur Elend und Schande bringen sollte. Einst hatte er das Portrait eines Landedelmannes gefertigt und steckte die dafür erhaltene Belohnung in seiner Gegenwart in die von Cartouche erhaltene Börse, welche er ihrer Schönheit wegen gewöhnlich bei sich trug. Der Herr sagte nichts; aber den folgenden Tag wurde Heynß arretirt und gefragt, wo er jene Börse her habe, welche, wie sich hinterher auswieß, genanntem Edelmanne zu Lyon gestohlen worden war. Unser Maler, der nicht gestehen durfte, sie von Cortouche empfangen zu haben, erklärte dreist weg, daß er sie von einem Hausirkrämer gekauft habe. Man untersuchte, und fand zu seinem Unglücke, daß er sich gerade zur Zeit des Diebstahles in der Nähe von Lyon, und zwar in sehr beschränkten Umständen befunden hatte, während er später in einer stattlichen Kleidung weiter gereist war. Nebenbei kam auch die Anklage wegen des an de Vieux verübten Mordes wieder zur Sprache, was die Gemüther der Richter wenigstens nicht für ihn einnehmen konnte. Kurz, er wurde auf zehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt. Sein Betragen zeichnete sich vor dem der übrigen Gefangenen jedoch so vortheilhaft aus, daß er so viel Milderung seines Schicksales genoß, als sich mit der Instruction der Aufseher vertrug, und daß man sich seiner manchmal gleichsam als Mit-Aufsehers bediente. Endlich kam

seine Unschuld an beiden Missethaten, die ihm zur Last gelegt worden waren, zufällig an den Tag. Er wurde entlassen, sagte Frankreich Lebewohl und zog mit dem wenigen von seiner Familie zu Paris erhaltenen Gelde und mit einem Passe von dem Gesandten Ihrer Hochmögenden in sein Vaterland zurück. Als er zu Amsterdam ankam, fand er seine Aeltern verstorben und das Gasthaus in andern Händen. Er ließ sich hierauf im Haag nieder und nahm die Malerei wieder zur Hand. Aber die Jahre der Studien und des Genies waren jämmerlich verflogen und obgleich er noch immer glücklich im Treffen war, so gebrach es doch seinen Bildern an Kraft des Ausdruckes und jener Lebendigkeit des Colorits, welche den Meister beurkunden. Daher wurde er nur von Leuten geringern Standes seiner mäßigen Preise willen in Anspruch genommen.

Während er sich auf diese Weise spärlich nährte, wurde er zum dritten Male unschuldigerweise einer Missethat beschuldigt. Er hatte nämlich die Frau eines Juweliers in einem Zimmer portraitirt, worin sich verschiedene Gegenstände von hohem Werthe befanden. Kurz nach seinem Weggange wurde eine prächtige Garnitur vermißt und durch Nachspürungen in Erfahrung gebracht, daß ein der Beschreibung nach unserm Heynß ziemlich auffallend ähnlicher Mann diese Juwelen verpfändet hatte. Er wurde aufs neue verhört und gefangen gesetzt; diese letzte

Gefangenschaft war jedoch seine kürzeste. Er gewann im Kerker das Vertrauen einer zugleich mit ihm eingesperrten Diebesbande dadurch, daß er sie mit Kohle sehr ähnlich an der Wand abzeichnete. Diese Schelme theilten ihm ihren Plan zur Flucht mit, der so pfiffig ausgedacht war, daß die Ausführung gewiß geglückt wäre, wenn nicht Heynß, den für ihn hieraus entspringenden Vortheil, wohl berechnend, der Justiz das Geheimniß verrathen hätte. Zugleich war es ihm gelungen, bei einigen Mitgefangenen durch listige Fragen den wirklichen Juweelendieb auszuforschen, welcher Niemand anders, als der Sohn des Hauses selbst war. Seine zweifache Entdeckung hatte zur Folge, daß er nicht nur frei gelassen wurde, sondern auch eine Belohnung erhielt.

Hiebei blieb es jedoch nicht. Die Geschichte unseres Heynß zog die Aufmerksamkeit des damaligen Oberrichters von Amsterdam, des Vorgängers meines Vaters, der sich zu jener Zeit zufällig im Haag befand, auf sich. Er fragte nach dem Maler und, nach einem mit ihm gehaltenen Gespräche, hielt er ihn für die geeignetste Person zu einer in Amsterdam just aufgegangenen Stelle.

Bekanntlich wird der Oberrichter allhier in seinem Amte von fünf Unterrichtern und zwei Gerichtsschreibern unterstützt, die auf den Zahlungslisten als städtische Beamtete aufgeführt und besoldet werden.

Aber weniger allgemein bekannt und doch unentbehrlich sind die geheimen Agenten, welche dem Haupte der Justiz ihre Dienste weihen. Unzählig sind die Fäden, womit die Klugheit dieses Beamteten nicht allein das ganze Land wie mit einem künstlichen Gewebe überzieht, sondern auch nach außen mit den vornehmsten Städten Europa's in Verbindung setzt. Das Heer von Spionen und Verräthern, die sich in dieser ausgebreiteten Sphäre bewegen, und zu deren Besoldung der Oberrichter jährlich ansehnliche Summen erhält, braucht jedoch nach Verhältniß der Sache weder mit ihm, noch mit den Unterbeamteten in unmittelbare Berührung zu kommen. Die von einem sogenannten angesehnen Stande würden keinen Nutzen mehr bringen können, sobald das Publikum damit bekannt würde, daß sie mit der Justiz in Verbindung ständen; andere Angeber dagegen von geringerem Range bleiben auch unter einander unbekannt und müssen bisweilen einander selbst beobachten. Damit also die Sachen ihren gehörigen Gang nehmen können, ist eine Zwischenperson nöthig, die, nichts weniger als Beamteter, sich mit dem Ueberbringen der Befehle des Oberrichters an die geheimen Helfershelfer der Justiz, und umgekehrt ihrer Berichte zu seiner Kenntniß befaßt; ein Trichter, durch welchen Alles durchgeht, oder vielmehr ein Kreuznetz das aus dem Kothe und Schlamme, in welche es niedergelassen wird, nur dasjenige herausholt, womit dem

Eigenthümer gedient ist. Ein solcher Mann wird, oder wurde wenigstens damals aus den geheimen Fonds bezahlt. Er hatte die Oberaufsicht über die geheimen Agenten, leitete bei den Collegien der Admiralitäten, bei der Bank, bei den Land- und Stadtbehörden, in den Kaffeehäusern u. s. w. die nöthigen Schritte ein, warb die geschicktesten Subjecte an, oder dankte solche, die ihm kein hinreichendes Vertrauen einflößten, ab. Nicht mit den Unterrichtern, sondern unmittelbar mit dem Oberrichter stand er in Verbindung und machte täglich zweimal Rapport bei diesem. *) Diese vacant gewordene Stelle schlug, wie gesagt, der Oberrichter dem Heynß vor. Seine Ansicht, daß Jemand, der so viele Jahre seines Lebens in Gesellschaft von Schelmen und Schurken hingebracht hatte, alle Schliche und Gänge kennen müsse, welche sie zu Hilfe nehmen, war vollkommen richtig, (einen Beweis dafür hatte Heynß schon durch die schlaue Auskundschaftung des Juweelendiebes im Gefängnisse geliefert); ferner sprach für Heynß der Umstand, daß er von der Gesellschaft, mit der er so lange verkehrt hatte, nicht angesteckt war, und endlich, daß er verschiedene Sprachen redete und einem Beruf angehörte, den er augenscheinlich fortbetreiben konnte und der ihm überall Zugang öffnete. Man

*) Man erinnere sich, daß der Verfasser der Handschrift die Sachen vorträgt, wie sie zu seiner Zeit bestanden.

wurde bald einig; denn abgesehen davon, daß die Besoldung nicht gering war, fühlte sich Heynß im Besitz der Eigenschaften, welche ihn für diesen Posten geschickt machten. Daher zog er denn auch nach Amsterdam und war seit dieser Zeit bis an seinen Tod die getreue Hand der Justiz. Der mit dieser Einrichtung unbekannten Welt blieb er Maler von Beruf und hatte neben dem Gewinn, den er für seine Portraits bezog, noch diesen, daß er in seinem Hause meublirte Stuben vermiethete. Dies gab ihm oft Gelegenheit, verdächtige Personen auf eine leichte Weise im Auge zu halten, ihre Zwecke kennen zu lernen und sie nöthigenfalls zu überliefern.

Das Haus meines Vaters stand, wie schon bemerkt wurde, auf dem Cingel und hatte einen geheimen Zugang, der in die . . . straße führte, und durch welchen Heynß täglich zweimal einschlich und (wie auch jetzt), an das Kabinet meines Vaters klopfte.

Als ich ihn wiedersah, mochte er etwa sechzig Jahre alt sein; aber er war, seiner Jahre und der vielfältigen überstandenen Widerwärtigkeiten ungeachtet, noch rüstig und flink. Man brauchte ihn nur anzusehen, um gewiß zu sein, daß er zu den Leuten gehöre, die, wie man sagt, ein Leben haben wie eine Katze. Von Natur war er klein und mager, seine Kleidung immer reinlich und einfach, obschon nach seinem Stande. Seine Gesichtszüge hatten

nichts Auffallendes, aber seine kleinen grauen Augen, die fortwährend in Bewegung waren, deuteten an, daß es ihm nicht an Gewandtheit und Scharfsinn fehlte. Er genoß, obgleich die Stelle, welche er bekleidete, in den Augen Vieler verächtlich scheinen würde, in gewisser Hinsicht meines Vaters Achtung, welche im Allgemeinen nicht so leicht zu gewinnen war. Denn, abgesehen davon, daß mein Vater ihn seiner Geschicklichkeit und treuen Dienste wegen, wie ein Jäger seinen besten Spürhund zu würdigen wußte, war in der That auch nichts auf den Mann zu bringen, obschon er eine Stelle bekleidete, die zuvor nach der alten Lehre, daß man Diebe mit Dieben fangen müsse, durchgehends von ehemaligen Dieben, Diebeshehlern und andern Personen von übeln Rufe, besetzt gewesen war. Die Gunst, in welcher Heynß bei meinem Vater stand, bewirkte, daß er sich wohl auch ein Mal Freiheiten in seiner Gegenwart erlaubte, welche die dem Oberrichter schuldige Ehrerbietung außer Acht setzten und meinen Vater nöthigten, ihm Schweigen zu gebieten, z. B. wenn er mit seinem Geschichtchen von Cartouche und dem Französischen Schelmen kein Ende finden konnte.

Da man die Person des Heynß nicht immer den Augen der Hausgenossen entziehen konnte, hatte man erst meiner Schwester und mir und dann allen übrigen Kindern, von unserer frühsten Jugend an

eingeschärft, daß wir Niemanden etwas von des Mannes Erscheinung in unserm Hause dürften merken lassen. Die Folge hiervon war, daß wir ihn immer als eine geheimnißvolle Person ansahen, die man ehren und der man ausweichen müsse; ja wir hegten eine außerordentliche Furcht vor ihm, wie etwa diejenige sein mag, welche nach meiner Vorstellung die Kinder eines frommen Braminen vor dem untergeordneten Geiste, der den Hindostanschen Fabeln zufolge, die Haushaltung in Ordnung bringt, fühlen. Die Dienstboten dagegen bekamen Heynß nie zu sehen; und nur demjenigen von ihnen, welcher meines Vaters Studirzimmer jeden Monat einmal zu fegen hatte, war der Zutritt zu demselben vergönnt. Außerdem durfte nur der Gerichtsdiener durch den untern Gang dort eintreten, obgleich nie anders als vorher angeklopft zu haben.

Nach dieser Abschweifung kehre ich, den geneigten Leser um gütige Entschuldigung bittend, zu meiner Erzählung zurück.

Als Heynß auf die gewöhnliche Weise eingelassen wurde, hatte ich mich mit meinem Stuhle so gedreht, daß ich durch die hohe Lehne seinen Augen ganz verborgen war, und hinsichtlich der Geheimnisse der Justiz keine große Neugier verspürend, hatte ich die bequemste Haltung angenommen, um wieder einzuschlafen; aber bekanntlich glückt dieses Geschäft demjenigen am wenigsten, der sich besondere

Mühe darum giebt. So ging es auch mir jetzt, und ich mußte das Gespräch, das mir anfangs gleichgiltig war, aber nachher desto interessanter wurde, nolens volens mit anhören.

„Wohlan, Heynß!“ fragte mein Vater, als er sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, vor welchem jener mit geziemender Ehrerbietung stehen blieb. „Was bringt Ihr Gutes?

Ich hörte Heynß die Blätter eines Taschenbuches umschlagen, worin er dasjenige aufzuzeichnen pflegte, was an der Tagesordnung war.

„Nr. 1.,“ sagte er, indem Styl und Dialect den Holländer verriethen, der schon jung sein Land verlassen, und die Sprache seiner Aeltern zwar nicht ganz verlernt hat, aber doch bisweilen nur mit Mühe das rechte Wort finden und den Gedanken gehörig ordnen kann. „Nr. 1. Der König von Corsika logirt im Wappen von Emden und hat bei Kuyt ein Cabriolet bestellt, womit er Morgen nach Rotterdam zu fahren beabsichtigt.“

„Er wird seine Reise noch etwas ausstellen müssen,“ sagte mein Vater, der sein Taschenbuch ebenfalls zur Hand genommen hatte; „wir wollen ihm heute vor Sonnenuntergang ein Logis im Schuldthurme besorgen.“

„Ein König in den Schuldthurm!“ dacht' ich und erinnerte mich nicht ohne ein trauriges Gefühl,

daß ich auf meiner Reise denselben Theodor mit allen Ehrenbeweisen, die seinem Range zukommen, in Corsika auf das feierlichste hatte huldigen und krönen sehen, welche Krone er jedoch nur einen Sommer getragen hatte.

„Meiner Treue!“ entgegnete Heynß; „es wird seinen Gläubigern, wenn sie ihn hinsetzen lassen, beschwerlich genug werden, ihn zu beköstigen. Ich weiß aus sichrer Quelle, daß er kahl ist, wie eine Kirchenmaus.“

„Kennt Ihr den Schneidermeister Meliß, auf dessen Antrag er verfolgt wird?“ fragte mein Vater.

„Ob ich ihn kenne? Ich habe sein, seiner Frau und seiner Tochter Portrait gemalt; 's war Schade um die schöne Farben, die ich auf dieses häßliche Pack verwendet habe.“

„Nun! suchet sie zu bedeuten, daß sie den Arrest aufheben und Geduld haben.“ Ich will sorgen, daß der Schuldner sich nicht entfernt und ich schmeichle mir, daß er wohl einen guten Bürgen finden wird. Der Mann ist unglücklich, und obgleich ein gewesener König seine Schulden eben so gut bezahlen muß, als ein Bürger, so muß man doch mit demjenigen, der von einer solchen Höhe gefallen ist, Mitleiden haben. Aber laßt uns weiter gehen. — Was giebts weiter.“

„Nr. 2. Der Diebstahl beim Juwelier Levi Samuëls, ist durch Moses Abrams, auch Mortchen

la Hayne, genannt, der jetzt in der Teufelsecke Nr. 110. residirt, verübt worden."

„Moses Abrams! Ein alter Bekannter.

Extenuata gerens veteris vestigia poenae;

aber seid Ihr dessen gewiß?"

„Sehr gewiß. Ihre Edeln wissen, daß ich von Alters her eine feine Nase habe, Juweelendiebe auszuforschen. Karl der Spielmann, der ihm beim Ausschneiden der Glasscheiben und beim Hinausschaffen des Gutes auf die Straße behülflich war, ist sein Verräther. Hätte Abrams beim Theilen wie ein honetter Dieb gehandelt, so würde, glaub' ich, der Spielmann wohl das Maul gehalten haben."

„Bst! Stecket Karl dem Spielmanne vier Ducaten zu und rathet ihm, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt zu verlassen; wenn er nicht als Mitschuldiger arretirt sein wolle. Weiter!"

„Nr. 3. Campo Weyermann hat die Freimaurerloge auf dem Stillstege mit einer herrlichen Rede und einem schönen Gedichte eröffnet, worin er das große Ideal der Tugend und Moral feierte. Alles ist in bester Ordnung abgelaufen."

„Sehr wohl; aber daß derselbe Campo eine ansehnliche Bürgerstochter aus dem Haag wider Wissen ihrer Aeltern aus ihrem Hause entführt hat, kommt mir eben nicht sehr moralisch und tugendhaft vor. Warum habe ich davon nicht eher Nachricht bekommen?"

„Es ist in meiner Abwesenheit geschehen und mir erst zu Ohren gekommen; ich war just im Begriff, es Ihnen mitzutheilen.„

„Schon gut! Tragt Sorge, daß die Aeltern über den Aufenthalt ihrer Tochter Nachricht bekommen und behaltet indessen den Menschen im Auge. Es ist das erste Mal nicht, daß ihm dergleichen begegnet; er ist unverbesserlich und gehört unter diejenigen, qui hostili more matrimonia student sibi conjungere. — Weiter!"

„Nr. 4. Wir haben die Adresse von jenem Jean Albert gefunden, welchem die Französische Polizei durch ganz Europa umsonst nachspürt."

„Vortrefflich! Das macht Eure Versäumniß mit Campo wieder gut. Und wo hält er sich auf?"

„Er hat Paris keinen Augenblick verlassen und logirt noch immer in der kleinen Straße du Bac. O! Es war ein schlauer Gesell, dieser Jean Albert, ich habe ihn im Bagno sehr wohl gekannt. Er schrieb ein Mal an Herrn d'Argenson, daß, wenn man ihn als Chef der geheimen Polizei anstellen wolle, innerhalb sechs Monaten in Paris kein Straßenraub mehr statt finden solle."

„Gut! Ihr werdet mir die zur Sache dienlichen Beweise noch liefern, damit ich meinen Pariser Amtsgenossen benachrichtigen kann. Was mehr?"

„Nr. 5. Hier das Verzeichniß der seit gestern Abend angekommenen Personen."

„Hm! hm!“ sagte mein Vater, indem er nun halb laut eine Art Fremdenverzeichniß las und sie mit Anmerkungen begleitete.

„Donnerstag Morgen: Herr du Bourg: (hm! der will hier sehen, ob das an der Bank zu Aachen verspielte Geld mit den Südactien wieder zu gewinnen ist; lusus res antiqua . . . sed pro tempore abiit in lacrimas) mit zwei Dienern, logirt im goldnen Ball — (der Wirth ist ein junger Anfänger. Ihr sorgt, daß er gewarnt wird, diesem Abenteurer, ungeachtet sein erschönen Begleitung, nicht zu viel Credit zu geben). Herr Pfefferkuchen aus Horn; Jakob Janß und Familie aus Alkmaar; — Nathanael Rosen aus Berlin, bei Levi den Austräger in der Muiderstraße (der kömmt gewiß, um eine Collecte zu veranstalten). — Peer de Manke, Joost Roeließ und Symen de Peer, Kesselflicker, in den Drei Kamisölchen. (Ihr werdet untersuchen, wo das Völkchen die Zeit hinbringt). — Herr Bläck und Familie von außen (Ich habe Euch schon mehrmals gesagt, daß das Hin- und Herziehen der Leute nach ihren Landgütern und wieder zurück, nicht gemeldet zu werden braucht). Johann Cornelis, Kuchenbäcker von Haarlem u. s. w. Ferner die Leute, die mit den Schuiten gekommen sind.

Ein wunderliches Gefühl beschlich mich, als Herr Bläck und die Seinen von einer so seltsamen Anmerkung begleitet wurden. Mein Vater fuhr fort:

„In den Schuiten von Haarlem Niemand Verdächtiges, als der Marqueur aus dem großen Kaffeehause im Haag, der wegen Diebstahl von seinem Herrn weggejagt ist. (Man halte ihn im Auge.) Mit den Schuiten von Utrecht,“ hier schwieg mein Vater einen Augenblick und schien mit seiner Bleifeder einige Namen anzustreichen, als von Personen, die er der Bewachung anempfahl. „Mit der Schuit von Weesp: zwei Officiere vom Oranischen Regiment (angestrichen!) u. s. w. Mit den Schuiten von Muiden . . .“ Hier wurde ich doppelt aufmerksam.

„Mit den Schuiten von Muiden: hm! hm! Herr Ferdinand Huyk.“

„Ich ergreife diese Gelegenheit, Ew. Edeln meine Glückwünsche über die schnelle Zurückkehr Ihres Herrn Sohnes darzubringen.

„Ich danke Euch. — Wer ist die Jungfer Bos, die ich auf der Liste finde?“

Ich zitterte an allen Gliedern; aber Heynß beruhigte mich wieder mit seiner Antwort:

„Die Tochter des Tabakshändlers an der Ecke des Lilienkanals.“

„Dann sind zwei Jungfern Bos von Muiden gekommen,“ dacht' ich bei mir selbst, „oder Heynß ist betrogen.“

„Und diese Jungfer von Beveren?“ fragte mein Vater weiter; „wo nimmt diese ihre Wohnung?“

„Bei Ihrem unterthänigen Diener," antwortete Heynß. „Ein artiges Mädchen aus Deventer, die mir durch vornehme Leute empfohlen ist . . ."

„Es ist gut!" versetzte mein Vater. „Was sagen die Nachrichten von außen?"

Nr. 6. Die Bande, welche wieder einige Dieboreien und Einbrüche unter Groiland verübt hat, besteht aus drei Personen, wenn nämlich meine Nachrichten Glauben verdienen."

Hier wurde ich, wie man denken kann, sehr aufmerksam. „Es muß possirlich sein," dacht' ich, „wenn ich den Anfall, der auf mich selbst gemacht worden war, erzählen höre."

„Der Eine," fuhr Heynß fort, „ist ein Böhme und Heide, mit Namen Peter Hendriks, alias das Hähnchen. Er wurde heute, wie ich höre, durch den Feldwächter von Bussen ergriffen. — Der zweite ist Dries Matthyssen, gewesener Matrose, der Sohn einer Bäuerin, nahe bei Alt-Naarden."

„Ich kenne ihn und seine Mutter," sagte mein Vater; „er stand vor Alters im Journale eingezeichnet: atro carbone notatus."

„Ihr Herr Sohn," fuhr Heynß fort, „wird Ew. Edeln am besten erzählen können, was jener Dries gestern Morgen in dem Gasthause zu Zoest für Muthwillen ausgeübt hat. Von da ist er in seine Wohnung gegangen; aber als heute Morgen

die Diener ihn aufsuchten, war der Vogel ausgeflogen.“

„Er wird schon noch ins Netz gehen,“ sagte mein Vater. „Und der dritte?“

„Der dritte, und gleichsam der Vornehmste der Bande, scheint Niemand anderes zu sein, als der berüchtigte Schwarze Peter, der früher in Westindien Seeräuberei getrieben hat und sich jetzt, aus Mangel besseren Erwerbes, von Straßenraub nährt. Das ist kein Vogel, der sich so leicht fangen läßt; aber Tys. der Blinde will versuchen, ob er ihm nicht auf die Spur kommen kann und mir über seine Gänge Bericht erstatten.“

„Gut! — aber nun das Wichtigste von allem: der Vliesritter? Habt Ihr einige Nachrichten über ihn eingezogen?“

„Nr. 7. Der Vliesritter ist gestern Morgen halb acht Uhr mit seiner Tochter auf einem Holsteiner Wagen von Geus aus Amersfort abgefahren, hielt zu Zoest an, und da er von demselben Dries Matthyssen, von dem so eben die Rede war, unbescheiden behandelt wurde, so gab er diesem einen Stoß, der beinahe dem Scharfrichter die Mühe, ihm gefällig sein zu müssen, erspart hätte. So erzählt wenigstens Simon, der kleine Hausirer.“

„Gut! Weiter!“ sagte mein Vater. — Man kann leicht begreifen, mit welcher Begierde ich lauschte, als die Angaben für mich so interessant wurden.

„Sie haben zu Eemnes das Mittagsmahl genommen, sind beide vor Naarden vom Wagen gestiegen und seitdem hat man nichts wieder von ihnen gehört.“

„Nichts!“ wiederholte mein Vater, in einem Tone der höchsten Unzufriedenheit. „Ist Simon ihnen denn nicht nachgefolgt?“

„Edle Ehrwürden! Simon hat Befehl, Driesen mit im Auge zu behalten und es ist ihm wie dem Manne gegangen, von dem Vater Cats sagt, er habe zwei Hasen zugleich fangen wollen.“

„Er hätte sich an den Vliesritter halten müssen. Dries begeht nach wie vor seine Diebstähle außer unserm Bereiche und daß wir uns die Mühe geben, seine Gänge aufzuspüren, geschieht mehr aus Gefälligkeit gegen unsere Groischen Nachbaren und aus Vorsorge. Aber der Vliesritter! gegen welchen die Hohe Landesregierung einen Verhaftsbefehl ausgefertigt hat! Das ist, sollte ich denken, ein Mann von größerer Bedeutung.“

„Ich erlaube mir, zu bemerken, daß zwischen hier und Arnhem alle Wirthe und Fuhrleute sein Portrait haben, und daß er arretirt werden soll, sobald er sich im Rechtsgebiete zeigt.“

„Das genügt noch nicht! Er muß ergriffen werden, ehe er im Stande ist, entweder selbst, oder durch Andere Papiere zu beleuchten, welche sich hier

zu Amsterdam befinden und von größter Wichtigkeit sind. Es ist kein gewöhnlicher Mensch, mit welchem Ihr es zu thun habt; er kennt seine Lage und wird List gegen List stellen. Ueberdies hat er noch Freunde und Bekannte, die ihm hilfreiche Hand bieten werden. Es muß hier also doppelte Wachsamkeit Statt finden. Habt Ihr nicht ausspähen können, mit wem er hier in der Stadt Briefwechsel führt?"

„Noch nicht, Edle Ehrwürden! Aber wenn Sie es für gut befinden, würde man der Post einen Fingerzeig geben können, und dann giebt es Mittel genug, um hinter das Geheimniß zu kommen."

„Er wird seine Briefe nicht selbst schreiben. Wüßte ich hier nur Jemanden, mit dem er in Verkehr gestanden hat."

Mein guter Vater dachte nicht im Geringsten daran, daß die Person, die ihm die genauste Auskunft zu geben vermochte, sich als dritte im Zimmer befand. Das Gehörte hatte mich inzwischen so stark angegriffen, daß ich auf den letzten Theil der Unterhaltung zwischen meinen Vater und Heynß nicht mehr achten konnte; sie betraf auch für mich gleichgiltige Dinge und dauerte nur kurze Zeit, worauf der unterthänige Beamtete das Zimmer auf dieselbe geheimnißvolle Weise, wie er gekommen war, verließ. Diese wenigen Augenblicke kamen mir herrlich zu Statten. Wäre er unmittelbar nach dem mich er-

greifenden Berichte gegangen, würde ich wahrscheinlich, der Herrn Bos (oder dem Vliesritter, wie ich ihn tituliren hörte) geleisteten Versprechungen ungeachtet, meinem Vater Alles gebeichtet haben; denn dann wäre ich sicher gewesen, daß sein durchdringendes Auge ein Geheimniß auf meinem Gesichte gelesen hätte. Mein Zustand war bei alle dem quälend; es leuchtete mir ein, daß mein Geheimniß doch einst auskommen, daß mir alsdann vielleicht das crimen reticentiae zur Last gelegt, daß überdies mein Vater selbst beschuldigt werden würde, der Sache nicht unkundig gewesen zu sein. Und dann der Gedanke, meinen Vater mißvergnügt zu sehen, weil er seine Amtspflicht nicht nach Wunsch erfüllen, mich im Besitz des Mittels zu wissen, durch welches er dazu in den Stand gesetzt werden konnte, und doch gezwungen zu sein, dies für mich zu behalten — ach! das fiel mir schwer aufs Herz. Dessen ungeachtet würde ich mich selbst verachtet haben, wenn ich den Mann, der mir das Leben gerettet hatte, den seiner Freiheit nachstellenden Feinden zu verrathen vermocht hätte.

Daher that ich, als ob ich noch schliefe und stand erst, nachdem Heynß sich schon eine Weile entfernt hatte, aus meinem Lehnstuhle auf.

Zwölftes Kapitel.

Nähere Bekanntschaft mit den Gliedern der Familie. — Ein Confitürfleck auf Lenchens Halstuche.

„Nun mein Sohn?“ fragte mein Vater, der noch immer saß und schrieb. „Hast Du Dich von Deinen Strapazen recht erholt? Fast scheint es mir, als wärst Du in dem Fall des Argus gewesen: „Succubuisse oculos, adapertaque lumina somno.“ —

Ich fühlte, daß sich mein Gesicht färbte, als ich sagte, daß mich die Ruhe erquickt habe.

„Das freut mich,“ sagte mein Vater; „ich hatte schon halb bereuet, daß ich Dich meinem Gespräch mit Heynß hatte beiwohnen lassen; aber Du schliefst so ruhig, daß Dich der Stadtausrufer gewiß nicht wach geschrieen. Wäre Dir ja etwas zu einem Ohre gekommen, so glaube ich, daß es zum andern wieder hinaus ist, und ich bitte Dich, Niemanden, selbst mir nicht, etwas davon merken zu lassen.“

Das war gerade, was auch ich verlangte, und ich versicherte daher meinem Vater von ganzen Herzen, seinen Wünschen treu nachkommen zu wollen.

„Gut!“ sagte er; „nimm nun einen Stuhl und setz' Dich bei mir nieder. Wir müssen uns über etwas unterhalten, was ich nicht gern lange aufschieben möchte. Jetzt haben wir Zeit, in den nächsten Tagen dagegen werden wir über wenig Augenblicke verfügen können. Man wird Dir Besuche machen.“

Salutant, ad coenam vocant, adventum gratulantur, wie Terenz sagt. Oder bist Du noch zu schläfrig, um mir zuzuhören?“

Ich betheuerte das Gegentheil. Darauf begann er so:

„Du bist nun in deine Heimath zurückgekehrt und ich habe die Ueberzeugung, nicht um Deine Tage in eitlem Müssiggange hinzubringen und ein Straßenläufer zu werden.“

„Gott bewahre! Vater! Nichts wird mir angenehmer sein, als meine Zeit auf eine thätige und nützliche Weise hinzubringen.“

„Sehr wohl! Müssiggang ist des Teufels Ruhebank. Du weißt, was Ovid sagt:

Quaeritur, Aegisthus quare sit factus adulter,
In promptu est ratio: desidiosus erat.

Und welchen Beruf würdest Du Dir am liebsten wählen?“

„Ich gestehe Ihnen,“ antwortete ich,“ daß ich mich darüber noch nicht sogleich entscheiden kann.“

„Hm!" sagte mein Vater, den Kopf schüttelnd. „Davon halte ich nichts. Ein junger Mensch muß immer dem einen, oder dem andern Fache einen Vorzug geben. Gleichgiltigkeit in diesem Fache ist mir zuwider und in Deinen Jahren nicht natürlich, ausgenommen bei Dummköpfen und Leichtsinnigen, unter welche ich Dich doch nicht zählen kann."

„Daß ich nicht zu Denen gehöre, die weder kalt noch warm sind, sondern vielmehr schon als Kind eine besondere Neigung zum Seedienst hatte, welcher jedoch früher aus gegründeten Ursachen nicht willfahrt werden konnte, wissen Ew. Edeln. Jetzt, da ich zu alt bin, um von unten anzufangen, tröstete mich immer der Gedanke, daß Ew. Edlen mich nur deshalb von meiner Lieblingsneigung abzubringen gesucht haben, weil Sie etwas Anderes für mich im Auge hatten. Vielleicht haben Sie mich studiren lassen, um einen Advocaten aus mir zu machen; aber ich bekenne zu meinem Leidwesen, daß ich auf Reisen viel verlernt habe und tüchtig hinterher sein muß, wenn ich den Schranken keine Schande machen will."

„Daß läßt sich hören," sagte mein Vater mit einem Lächeln: „Wie sehr ich aber auch das Geschäft eines Advocaten, nobile illud officium, über alle andern stelle, und Dich gern als solchen sehen möchte,

qui juris nodos et legum aenigmata solvent,

so steht es doch bei dieser Laufbahn, wenigstens in

den ersten Jahren schlimm um die Existenz, und obgleich ich nicht in beschränkten Umständen lebe, so ist mein Vermögen doch zu gering und meine Familie zu groß, um Dir, im Fall das Heirathen Dir in den Kopf käme, eine hinlängliche Ausstattung geben zu können. Zwar würde ich Dir wohl durch meinen Einfluß zu diesem oder jenem Posten verhelfen, aber gerade gegen den Nepotismus hab' ich für meine Person einen starken Widerwillen. Nicht allein durch Gunst, sondern hauptsächlich durch eigene Geschicklichkeit mußt Du Deine Laufbahn machen. Indessen gestehe ich offenherzig: es thut mir in gewisser Hinsicht nicht leid, daß Deine Wahl noch nicht entschieden ist; denn nun wird sie, hoffe ich, für Dich am vortheilhaftesten ausfallen! — Was hältst Du z. B. vom Handel?"

„Der Handel ist Etwas Schönes," antwortete ich mit einiger Verwunderung über diese plötzliche Frage; „nur daß man nicht ohne Betriebskapital anfangen kann."

„Nicht? Wie fangen es denn aber diejenigen an, welche mit ein Paar Schillingen in der Tasche — (Gott weiß, woher!) — ein Geschäft gründen, Menschen,

quorum nemo queat patriam monstrare parentis,

und welche, noch ehe man ihren rechten Namen hört, an der Spitze eines Hauses stehen? Und doch hast

Du Recht. — Auch Du mußt mit etwas anfangen und dazu bietet sich jetzt eine günstige Gelegenheit dar. Du weißt, das Haus van Baalen et Comp. zu Bempden hat, seit dem Tode eines Oheims, unter derselben Firma, aber nur unter der Direction des Letztgenannten fortbestanden. Deine Tante hat ihr Geld darin gelassen; aber ihre Absicht war, und ist es noch, Dich bei Deiner Zurückkunft zum Theilhaber des Geschäfts zu machen. Der glückliche Erfolg Deiner Bemühungen zu Livorno, wodurch Deine Tante von der Firma Bertini noch einen Theil desjenigen zurückbekam, was dies Haus ihr schuldig war, hat ihr über Deine Geschicklichkeit gute Gedanken eingeflößt.“

„Dafür bin ich meiner Tante sehr verbunden und erkenne ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich dankbar an.“

„Du hast auch anderwärts auf Deinen Reisen mit verschiedenen andern Correspondenten des Hauses persönliche Bekanntschaft gemacht und, nach einigen Ausdrücken zu urtheilen, deren sich einige von ihnen in ihren Briefen über Dich bedienen, und welche Deine Tante mir mitgetheilt hat, kommt es mir vor, daß Du ihnen wohl gefallen hast. Das kann nur gute Folgen haben und wird den Credit für das Haus nie fallen lassen, wenn Du davon associirt wirst. Es ist freilich wahr:

Omnia non pariter rebus sunt omnibus apta, und Du bist nicht von Jugend auf zum Handel erzogen; aber ich schmeichle mir, daß einige Anstrengung, unterstützt durch die auf Deinen Reisen gesammelten Erfahrungen, und vor allen Dingen die Leitung des Herrn van Baalen, Dich bald auf die Höhe bringen werden, worauf Du stehen mußt. Jetzt kömmt es nur darauf an, ob Du keinen Widerwillen gegen den Beruf selbst hast."

„Ich glaube, daß ich mein Glück mit Füßen treten würde, wenn ich ein solch Anerbieten nicht dankbar annähme; aber ist Herr van Baalen mit dieser Einrichtung ebenfalls vollkommen zufrieden? Sollte er es nicht bedenklich finden, einen Ungeübten, wie mich, zum Compagnon zu bekommen?"

„Er hat keine Schwierigkeiten gemacht, und die drei Tonnen, welche Deine Tante in dem Hause sitzen ließ, wiegen auch wohl noch einige Bedenklichkeiten auf. — Nun ich wünsche Dir Glück, und hoffe, daß Du Dich sowohl seiner Achtung, als des Vertrauens Deiner Tante würdig machen wirst."

Ich kann nicht verkennen, daß meiner Eigenliebe mit der Aussicht, die sich mir öffnete, sehr geschmeichelt wurde. Ich war nun kein Müssiggänger mehr, der ohne bestimmtes Ziel in der Welt fortlebte; nein, ich sah mich als Theilnehmer an einem blühenden Geschäft in Verhältnisse gesetzt, worin es nur von

mir abhing, ein reichliches Bestehen und die Achtung meiner Mitbürger zu erwerben. Ich konnte nicht umhin, meinem Vater meine Freude zu erkennen zu geben. Die ganz Geschichte des vorigen Tages war vor mir auf den Hintergrund zurückgetreten und ich ließ, weil ich nur an das jetzt Mitgetheilte dachte, in dieser Beziehung eine Menge Fragen folgen, welche mein guter Vater mit großem Vergnügen beantwortete. Während unserer Unterhaltung war die Zeit mit Flugesschnelle entflohen, und wir unterhielten uns noch, als uns der vor der Thür anhaltende Wagen und die gezogene Schelle ankündigte, daß unsere Damen aus der Kirche zurückkamen.

Wir gingen in das Seitenzimmer. Es standen nicht nur eine, sondern zwei Kutschen vor der Thür. Aus der ersten stieg meine Mutter mit Susanne und Tante Lenchen; aus der zweiten Tante van Bempden. Bald traten die vier Damen ein; Tante Lenchen in ihrem glattseidenen violettfarbigen Gewande, mit ihrer steifen Haube ohne Verzierung, ferner ihrer prächtigen Kirchbibel, in Schildpatt gebunden, mit goldenem Schlosse; und Tante van Bempden mit ihren Bandschleifen, Brüßler Spitzen und Hundert Bändern und Verzierungen — zwei grelle Contraste; aber beide, jede in ihrer Art, vortreffliche Menschen.

Tante Lenchen, welche jetzt eine ehrbare Jungfrau von ungefähr fünf und vierzig Jahren, war

galt bei der bösen Welt für das, was man eine strenge Betschwester nennt. Man weiß, es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß in großen Familien, besonders in denen, wo verschiedene Schwestern sind, sich eine davon schon früh zu unterscheiden anfängt durch stattliche, ungeschmückte Kleider, durch Verzichtleisten auf alle weltlichen Vergnügen, durch den fast ausschließlichen Umgang mit Predigern, Seelsorgern und sogenannten Frommen, durch das Reden der Sprache Canaan's — (wie man den vielfältigen Gebrauch biblischer Ausdrücke nennt) — durch fleißiges Kirchengehen und durch Theilnahme an gegenseitigen Erbauungen. In der Kirche kann man sie bald erkennen an dem demüthigen Gange, womit sie nach ihrem Platze gehen, an der Ehrerbietung, welche die Platzbewahrerinnen gegen sie hegen, so daß sie allein niemals gezwungen sind, nachzurücken; an dem Gruße des Vorsängers; an dem langen Gebete, das sie, sobald sie sich gesetzt haben, hinter dem breit aufgeschlagenen Fächer beten; endlich an der Art und Weise, wie sie ihren Lehrer ansehen und den Blick voll Himmelsfreude (andere sagen, voll Hochmuth) aufwärts richten, sobald in der Predigt der Auserkohrenen erwähnt wird, zu welchen sie sich vorzugsweise rechnen. Gewöhnlich sind es weder die schönsten noch die geistreichsten Glieder der Familie, welche zu dieser Klasse gehören, und sie verbringen ihr Leben im ledigen Stande; aber es ist keine Regel ohne

Ausnahme und man würde unbillig handeln, wenn man ihr Betragen immer der Furcht zuschreiben wollte, daß sie in der Welt kein Glück machen würden. Es giebt einzelne, bei welchen diese Ursachen viel gegolten haben mögen, ja sogar ohne ihr Wissen. Es giebt deren, die, stolz auf ihre vermeinte Frömmigkeit, in ihrem Pharisäischen Hochmuthe auf ihre Mitchristen, wie auf Zöllner und Sünder niedersehen, alles, was Andere Gutes und Löbliches thun, mit dem Namen von glänzenden Lastern bestempeln, und die alle christliche Tugenden üben, aber der höchsten und vornehmsten, der Liebe, ermangeln; dessenungeachtet bin ich überzeugt, daß bei weitem die meisten von ihnen, trotz der ihnen anklebenden kleinen Fehler, oft weit mehr als jene, die ihr Betragen zu bespotten und bekritteln pflegen, als Vorbilder zur Nachahmung angepriesen zu werden verdienen.

Dies war wenigstens mein, aus dem Umgange mit meiner Tante Lenchen hervorgegangenes Urtheil über die Personen ihres Geschlechts. Gewiß bestand ihre Gottesfurcht nicht lediglich in äußerm Scheine, sondern wurzelte in ihrem reinen, menschenliebenden Herzen. Mochte man immerhin ihre steife, geschmacklose Kleidung bespötteln; mochte ihre Bibelsprache nicht immer so ganz am rechten Orte und zur rechten Zeit angebracht sein; mochte sie vielleicht über unschuldige Vergnügen bisweilen ein zu hartes Urtheil fällen: so konnte doch Niemand ihr vorwerfen, daß

ihr Wandel heuchlerisch sei. Ihre Kenntnisse waren nicht ausgezeichnet, aber sie besaß, was unendlich mehr gilt, einen festen, unerschütterlichen Glauben und, ohne Andersdenkenden die Seligkeit abzusprechen, hielt sie doch dieselbe mit frommem Christensinne für ihr eigenes, unveräußerliches Erbtheil. Der Verläumdung war sie ganz besonders abgeneigt; sie eiferte stets nur gegen die Sünde, niemals gegen den Sünder, und wenn sie auch die Lehre der guten Werke eifrig bestritt, so bewährte sich gleichwohl an ihr vollkommen die Ansicht unseres Katechismus: daß ein wahrhafter Glaube unmöglich ohne Früchte der Dankbarkeit bleiben könne; denn nie war ihr Herz, oder ihre Börse den Hilfsbedürftigen geschlossen und wenn sie gab, erfüllte sie buchstäblich die Vorschrift des Heilandes; ihre linke Hand wußte nicht, was ihre rechte that. Ihr Mangel an genügender Einsicht und ihre Sucht, Gutes zu thun, waren Ursache, daß sie ihre Wohlthaten bisweilen auch an Unwürdige verschwendete; aber sie erklärte mehrmals, daß sie lieber hundertmal durch schlechte Leute betrogen sein wollte, als daß ein frommer Nothleidender ungetröstet von ihr ginge.

Eine ganz andere Frau war ihre Schwester, Mefrau van Bempden. Sie war sehr jung an einen reichen Mann verheirathet, der, weil er keine andern Verwandten hatte, bei seinem frühzeitigen Absterben sein sämmtliches kolossales Vermögen ihr

hinterließ. Ihre gesellschaftliche Stellung wollte es, daß sie in der großen Welt lebe, und dies war auch ihrer Neigung nicht zuwider. Ihr unruhiges Naturell, in Folge dessen sie sich nie lange mit einem und demselben Gegenstande beschäftigte, trieb sie an, fortwährend neue Gegenstände von Interesse und Zerstreuung zu suchen; ihre Tage rollten dahin in einer beständigen Abwechselung von Gastmählern, Festlichkeiten, Theaterpartien, Lustreisen u. s. w. Auch las sie, aber ohne Wahl und Unterschied: Erbauungsbücher, Romane, Briefe, Erzählungen, moralische Schriften, Poesie, kurz Alles, was irgend gedruckt wurde; aber sie irrte meistentheils, wenn sie von dem Gelesenen etwas anführen wollte, und mußte alsdann meine Schwester Susanne anrufen, die, selbst eine Freundin vom Lesen und im Besitz eines eisernen Gedächtnisses, bei dieser Gelegenheit selten eine Blöße gab.

Man darf jedoch aus Vorstehendem nicht schließen wollen, daß Tante van Bempden eine Weltfrau im schlimmen Sinne des Wortes gewesen. Ich darf, obgleich ich im Allgemeinen kein Laudator temporis acti bin, doch versichern, daß eine irreligiöse Frau in jenen Tagen eine Seltenheit war. Tante van Bempden ging fleißig zur Kirche, kannte ihren Katechismus aufs genauste, wußte über Glaubensartikel so gut, als irgend Jemand, selbst mit Tante Lenchen, ein Gespräch zu führen und sich tapfer zu verthei-

gen, wenn diese ihr Vorwürfe machte, daß sie bisweilen zu den Remonstranten in die Kirche ginge; sie war wohlthätig, selbst mild; aber ihr Gottesdienst gestattete, wie man zu sagen pflegt, keine Versäumniß einer Affaire. Dessenungeachtet mußte Jeder, der sie genau kannte, erklären, daß ihre Fehler, wenn sie ja diesen Namen genau verdienten, aus ihrer gesellschaftlichen Stellung hervorgingen, während ihre guten Eigenschaften ihrem Herzen entquollen. Ich für meine Person, der ich nur Wohlthaten von ihr empfing, würde schändlich handeln, wenn ich ihr ein anderes Zeugniß gäbe, als daß sie, Alles wohl erwogen, eine ausgezeichnete Frau war.

„Sei von Herzen willkommen, werther Neffe!" sagte Tante Lenchen, indem sie mir um den Hals fiel; „also werden die Losgekauften des Herrn wiederkehren." Darauf wendete sie sich zu meinem Vater: „Wohl darfst Du, werther Bruder! mit dem Propheten sagen: Bringt meine Söhne von Ferne, ja vom Ende der Erde."

Ihre weiteren Herzensergießungen zu hören, ward ich durch Tante van Bempden verhindert, die sich an mich gedrängt hatte, und mich mit Thränen in den Augen an ihr Herz drückte.

„Guten Tag! bester Ferdinand!" rief sie. „Ei, bist Du endlich da? Doch ich darf den frommen Worten der Schwester nichts hinzufügen, sonst würde

ich mit Racine sagen . . . wie sagt doch Racine, Santchen?"

„Thésée est arrivé, Thésée est en ces lieux," declamirte Susanne.

„Beiläufig gefragt," fuhr Tante fort, „hast Du die neue Ausgabe von Racine mitgebracht, um die ich Dich gebeten habe? . . . Wie glücklich traf es sich, daß ich gerade heute in der Stadt sein mußte, um mit Herrn van Baalen einen Vergleich abzuschließen. Der soll ein curioses Gesicht machen, wenn er Dich sieht; denn er stellt sich einen kleinen Jungen vor mit einem dicken Kopfe, einer rothen Nase und großen Ohren, der weiter nichts kann, als etwas rechnen und die Feder schneiden, und Du bist doch fast so groß, als er . . . Du darfst, wenn Du noch nicht dort gewesen bist, nur mit mir hingehen; denn ich will Deiner ersten Zusammenkunft mit ihm durchaus beiwohnen und mich an seinem Erstaunen belustigen."

„Da Du nun einmal hier bist, Schwester!" sagte mein Vater; „wirst Du uns wohl das Vergnügen machen, Deinen Wagen wegzuschicken und den Abend bei uns zu bleiben, um Ferdinands Heimkehr mit zu feiern."

„Eigentlich," antwortete die Tante, „war ich Willens, sogleich wieder aufs Land zu fahren; aber der Umstand, daß Neffe zurück ist, verändert meinen

Plan. Ich werde also heute Abend hier bleiben, aber unter der alleinigen Bedingung, daß Nichte Santchen nun ihr Wort hält, und auf ungefähr drei Wochen mit mir nach Heisicht geht; ich habe ihr eine kleine Ueberraschung zugedacht, die ihr nicht unangenehm sein wird; — und Neffe muß auch mit, wäre es auch nur auf ein paar Tage."

„Wie!" sagte meine Mutter, und nahm mich bei der Hand, als fürchte sie, mich zu verlieren; „er ist ja kaum zurück und Sie wollen ihn uns schon wieder nehmen?"

„Nicht anders! Ueberdies habe ich ihn über gewisse Angelegenheiten zu sprechen. Van Baalen kommt den Sonntag zu mir zu Tische ... Bruder hat ihm ja schon von unserem Plane erzählt; — urtheile er selbst, ob ich etwas Unbilliges fordere?"

„Durchaus nicht," sagte mein Vater, „es würde sogar Ferdinands Pflicht sein, ein paar Tage bei Dir hinzubringen, wenn es nicht vielmehr ein Vergnügen für ihn wäre.

„Natürlich!" merkte meine Schwester an; „der liebe Junge würde sonst auch zu viel Unterschied finden, wenn er so mit einem Male das Reiseleben gegen die Eintönigkeit der Stadt verwechselte. Es ist besser, daß er sich allmälig an die Veränderung gewöhne und in Ruhe komme. — Er mag überdies nicht unterlassen, recht oft nach Heisicht zu kommen; denn Addisson in the fair Rosamond sagt:

The bower and lady both are drest,
And ready to receive their guest."

„Darf ich Tantchens Wagen wegschicken?" fragt' ich.

„Wenn es Dir beliebt," antwortete sie; „bestelle ihn aber um zehn Uhr zurück."

„Und die Kutsche Tante Lenchens?"

Lenchen machte Schwierigkeiten zu bleiben; denn Abends auszugehen, wenn sie in der Kirche gewesen war, stritt mit ihrer Gewohnheit; Ihre Bedenklichkeiten wurden jedoch so heftig bestritten, und meine Mutter, der sie selten etwas abschlagen konnte, bat so dringend, für dies Mal eine Ausnahme zu machen, daß sie endlich nachgab.

Wir setzten uns dann an den Theetisch, und ich muß gestehen, daß unter den vielen Genüssen, welche die Zurückkunft zu den Meinen mir bereitete, eine Tasse von jenem göttlichen Tranke wieder aus ächt Chinesischem Porcellan schlürfen zu können, bei weitem nicht der geringste war.

„Nun mußt Du uns recht viel von Deinen Reisen erzählen," sagte Tante van Bempden. „Was sagt doch Lafontaine von der Schwalbe?"

„Quiconque a beaucoup vû,
Peut avoir beaucoup retenu,"

antwortete Susanne, ihr zurecht helfend."

„Von Herzen gern," sagt' ich, „wenn Ihre Edeln mich nur fragen wollen, bin ich zur Antwort

bereit," und schob meinen Stuhl dichter nach dem ihrigen hin. Aber nun rückten auch die Uebrigen ihre Sessel bei und ich sah, daß meine Aufgabe so leicht nicht war, als ich mir vorgestellt hatte; denn ich wurde von vier oder fünf Seiten mit Fragen ganz verschiedener Art bestürmt. Da es mir weniger leicht fiel, sie gleichzeitig zu beantworten, als den Andern, sie gleichzeitig zu thun, so mußte ich bitten, daß man mit einer gewissen Ordnung zu Werke gehen möchte und zwar, damit Niemand Ursache zu klagen hätte, daß jeder Anwesende nach der Reihe eine Frage an mich thun sollte. Tante van Bempden zu meiner Rechten sollte den Anfang machen. Dies fand Beifall und nun wurde ich wechselseitig über die verschiedensten Gegenstände befragt. Der Tante von Bempden mußte ich eine Beschreibung vom Carneval, dem ich zu Neapel beigewohnt hatte, liefern; Susanne dagegen fragte mich nach der Kleidung der Oestreichischen Damen; mein Vater zog es vor, etwas von den Denkmälern des alten Roms zu hören und Tante Lenchen wollte wissen, wie ich es doch in diesem heidnischen Lande angefangen hätte, meine religiösen Pflichten zu erfüllen. Da die Reihe an meine gute Mutter kam, drückte die Frage, die sie that, ihre mütterliche Zärtlichkeit völlig aus; denn sie verlangte eine vollständige Beschreibung aller derjenigen Personen, die mir auf der Reise von Dienst gewesen waren, oder Artigkeiten erwiesen

hatten und deren ich in meinen Briefen Erwähnung gethan. Sie fand ein sichtbares Vergnügen darin, derer gedacht zu hören, die ihren Ferdinand ausgezeichnet hatten.

Als die erste Neugierde befriedigt war, wurde das Gespräch allmälig mehr allgemein. Tante van Bempden, deren Gedanken sich selten lange auf ein und denselben Gegenstand beschränkten, und oft die heterogensten Dinge gleichsam bei den Haaren herbeizog, nahm meinen Vater in Anspruch, um sein Urtheil, worauf sie mit Recht nicht wenig Gewicht legte, über einige neu herausgekommene Werke zu hören. Er mußte ihr jedoch meist die Antwort schuldig bleiben; denn er hatte durch seine Berufsarbeiten zum Lesen nur sehr wenig Zeit übrig, und in den wenigen freien Augenblicken, die ihm blieben, nahm er lieber seine alten Classiker zur Hand, als die Producte der Gegenwart. Da nun Tante bemerkte, daß sie sich nicht nach Wunsche Raths erholen konnte, begann sie ein Raisonnement über Politik, und hier durfte mein Vater keine Unkenntniß vorschützen, sondern mußte sich diese Erörterung gefallen lassen, obgleich es deutlich zu merken war, daß dies nur Anstands halber geschah. Denn erstens liebte er es nicht, mit Damen über solche Gegenstände zu streiten, und zweitens wollte er, da sein Amt ihm schon genug mit der Politik zu schaffen

machte, in Gesellschaft zur Erholung seines Geistes gern über andere Dinge sprechen.

Während der Unterhaltung meines Vaters mit Tante van Bempden, erstattete mir meine Mutter, für die ein solches Thema viel zu fremd und hochtrabend war, sehr um- und verständlich Bericht über die gehörte Predigt, nochmals versichernd, wie leid es ihr gethan, daß ich sie nicht begleitet hätte. Tante Lenchen arbeitete still und begnügte sich, meine Mutter bei Stellen, durch welche sie besonders erbaut worden war, zuweilen mit einer Anmerkung zu unterbrechen. Susanne, die während dieses Berichtes sich lediglich mit der Theekanne und den Tassen beschäftigt hatte, nahm alsdann das Wort und erzählte mir, wer alles in der Kirche gewesen sei und mit wem sie im Herausgehen gesprochen habe.

„Ich bin übel davon gekommen," sagte sie; „denn ich hatte mir schon geschmeichelt, meinen Nachbarinnen im Kirchstuhle, und allen, denen ich begegnen würde, in ächten Zeitungsstyle erzählen zu können: Heute ist allhier sechsspännig (nach Andern auf der Muider Schuit) angekommen Herr Ferdinand Huyck, ältester Sohn des Edeln Gestrengen Herrn Oberrichters und Bruder der liebenswürdigen Fräulein Susanne Aletta Huyck; aber ja wohl — kaum bin ich auf meinen Platz gekommen, da holt meine Nachbarin, das dicke Weib des Kupferschmie-

des, ihre Brille aus der Tasche, und fragte, nachdem sie mich dreimal angesehen, als wolle sie sagen: „Ich weiß doch, was ich weiß," nachdem sie ferner dreimal an dem schönen silbernen Döschen gerochen, und es mir zugereicht hatte: „Ist mein Herr, Ihr Bruder auch in der Kirche? Ja ich habe es schon von der Zeitungsfrau gehört. Hat mein Herr viel Glück auf der Reise gehabt? Ei! Ei!" — Ehe ich ihr noch antworten konnte, da zupfte auf der andern Seite Betty du Fay mich am Arm, — (Du errinnerst Dich dieser Betty du Fay, der habichtsnäsigen Tochter des Gerichtsassessors du Fay, doch wohl, Ferdinand?) — und beginnt mit ihrem heisern Stimmchen: „Ich gratulire Ihnen, Santchen! zu der Zurückkunft Ihres Bruders!" und zu gleicher Zeit fühlte ich die dürren Finger von Mefrau Mausefahl, meiner Hinternachbarin, wie Adlerskrallen auf meinen Schultern und ein Gewisper in meinen Ohren: „Ich habe mit vielem Vergnügen vernommen, daß Ihr Bruder zurück ist. Ich wünsche Ihnen Glück dazu!" — so daß ich froh war, als der Gesang anfing; denn das Nicken und Verbeugen wurde mir sehr lästig. — Beim Ausgange war es noch ärger; nur mit Mühe konnte ich die Schwelle erreichen, geschweige die Kutsche; so drängte man sich um mich herum. „Ist es wahr, was ich gehört habe? Ist Ferdinand wirklich zurück? — Ich komme nächster Tage, Ihren Bruder zu sehen. Herzlichen

Glückwunsch u. s. w." Kurz, meine Rippen sind von den aus lauter Theilnahme erhaltenen Püffen und Stößen braun und blau."

„Santchen übertreibt wieder, wie sie gewöhnlich thut," sagte meine Mutter. „Ich habe nur ein Paar Menschen gesprochen, die etwas davon zu wissen schienen; aber Santchen scheint dergleichen Störungen in der Kirche zu lieben."

„Man sollte doch stets bedenken," sagte Tante Lenchen, „daß die Kirche ein Bethaus, und nicht ein Ort für eitles Geschwätz ist; aber schon der Prophet klagt: Selbst in meinem Hause finde ich ihre Bosheit. — Ich wünschte wohl, Nichte! daß Du über diesen Stoff ein treffliches Buch gelesen hättest, das die ehrbare Wittwe Kneipdaum unter dem Titel: „Ueber die unchristlichen Störungen in Gottes Kirche," geschrieben hat und worin dies alles ausführlich abgehandelt wird. Es ist zwar nicht im Druck erschienen, aber sie hat es uns einmal in der Erbauung bei dem Seelsorger Salzbrand vorgelesen. Ich werde es Dir wohl einmal verschaffen, Santchen! es kann Dir nützlich sein!"

„Bleiben Sie mir, liebe Tante, mit Frau Kneipdaum vom Halse!" antwortete Santchen, „die kann, seitdem ich sie letzthin in der Kirche mit einer andern alten Jungfer eine Viertelstunde habe keifen und knurren hören, daß keine Fischweiber es hätten ärger

machen können, mich weder durch Worte, noch durch Werke erbauen. Sogar der alte Herr Schleifer, der hinter ihr auf der Bank der Kirchenältesten saß, tüpfte sie auf die Schultern und sagte: Wartet lieber noch etwas damit, bis Ihr abgekühlt seid und denket unterdessen an Matth. VIII. 24."

„Wie steht es Santchen! bekommen wir keinen Thee mehr?" fragte mein Vater, der, obgleich er auf das Gespräch der Tante van Bempden hörte, doch von Santchens Erzählung genug verstanden, und den unzufriedenen Blick von Tante Lenchen zu gut bemerkt hatte, als daß er der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben nicht für nöthig gefunden haben sollte. Santchen verstand diesen Wink und beeilte sich, während sie die Tassen füllte, mich zu fragen, welchen der Orte, die ich besucht hätte, ich am liebsten zu meinem Aufenthalte wählen möchte. Da ich auch meiner Seits dazu beitragen wollte, das Gespräch von dem vorigen Gegenstande möglichst abzuleiten, so gab ich eine ausweichende Antwort, und zählte die Vor- und Nachtheile der vornehmsten Städte auf, in welchen ich einige Zeit verlebt hatte. Unterdessen mußte sich mein Vater einiger Amtsgeschäfte halber auf einige Zeit entfernen, und da fiel mir Tante van Bempden, die mich von Rom sprechen hörte, plötzlich in die Rede, indem sie mich fragte, ob ich die Fresko's im Vatikan gesehen hätte.

Ich bejahte es und wollte von diesen Kunstwerken eine ausführliche Beschreibung geben, kam aber dies Mal leicht davon; denn Tante schien weniger daran gelegen, etwas von mir zu vernehmen, als mir einen Wortstreit zu erzählen, welchen der Kunsthändler Tempermes und der Mäkler Masselmann über ein ihr zugehöriges Gemälde gehabt hatten. Der Eine behauptete, es sei ein Original von Carlo Dolce, der Andere dagegen hielt es nur für eine Kopie. Die Abhandlung dieses Punktes veranlaßte eine weitläufige Erörterung über die Italienische Schule, hierauf folgte eine Abhandlung über das Vortreffliche der Schnürleibchen von Douillié und zum Schlusse eine Anempfehlung des Pastetenbäckers Jacobs.

Die Erscheinung der jüngern Glieder der Familie, die jetzt aus den verschiedenen Schulen zurückkamen, gab dem Gespräche eine neue Wendung und der Tante eine andere Beschäftigung; denn sie öffnete, nachdem sie meinen Bruder Fritz ersucht hatte, ihr ein großes Packet zu bringen, das in dem Wagen mitgekommen war, jetzt in einer Ecke des Zimmers lag und mit grauem Papier umwunden war, dasselbe und zeigte den erfreuten Kindern eine Menge Bilderbücher, die sie unlängst gekauft hatte und ihnen zum Geschenk anbot. Sie gab einem Jeden zu dem Gegenstande, der in dem Büchelchen behandelt, oder auf den Blättern abgebildet war, nebst vielen An-

weisungen nebenbei, noch insbesondere die Auslegung in den Kauf, auf welche Weise und zu welchem Endzwecke sie das Eine und das Andere am besten würden gebrauchen können. Die Mildthätigkeit der Tante erinnerte mich, daß auch ich Geschenke zu vertheilen hatte, und sobald das Theegeschirr abgenommen war, bat ich Fritz und Jacob, mir auf mein Zimmer folgen zu wollen. Sie kamen meinem Gesuch nur langsam nach, denn es kostete ihnen Mühe, die Geschichte Rabinson Crusoë's mit schönen Holzschnitten und die Gallerie von ausländischen Kleidertrachten bei Seite zu legen; aber ihre Freude stieg desto höher, da ich ihnen in meiner Kammer die Koffer öffnete, und einen zahlreichen Haufen Packete, Schachteln und andere Kleinigkeiten daraus hervorholte, womit ich sie belud, während ich selbst mich mit den Gegenständen belastete, welche am meisten Gefahr liefen, zerbrochen, oder beschädigt zu werden.

„Mein Himmel! Ferdinand! wo soll das Alles hin?" fragte meine Mutter, als ich mit meinen Gehilfen in das Seitenzimmer eintrat.

„Sie gleichen wohl den drei Königen, die mit Geschenken und Gaben aus dem Morgenlande kommen," flüsterte Susanne der Tante van Bempden ins Ohr.

„Still!" sagte diese mit einem strafenden Blicke; „laß Tante Leuchen Dich nicht hören."

„Du liebe Zeit! sind das lauter Geschenke?“ riefen meine Schwestern Lenchen und Käthchen, indem sie hastig aufstanden und ein Winkeltischchen herbeischoben, damit ich meine Waaren darauf legen konnte. Die zwei jüngsten, Karl und Trutchen klatschten in die Hände und tanzten vor Freude.

„Ei, Ferdinand! Ich glaube, daß Du Dich arm gekauft hast,“ sagte meine Mutter, indem sie ihr Strickzeug niederlegte. „Rührt nichts an, Kinder! Euer Bruder wird es Euch ja wohl zeigen!“

„Ich hoffe, daß für mich auch etwas dabei ist,“ sagte Susanne, die gleichfalls aufstand und sich neben mich hinstellte. Selbst Tante Lenchen konnte ihre Neugier nicht bezwingen und ich fand mich bald von der ganzen Familie umringt.

Es war ein feierlicher Augenblick, als sie Alle in gespannter Erwartung um mich herumstanden, und die Stille wurde nur durch halblaute Ausrufe: „Was werde ich doch bekommen? He! wie bin ich neugierig! Ich weiß wohl, was ich haben möchte! Still doch! Hindere Deinen Bruder nicht. Ei, was für ein Haufen Dinge!“ unterbrochen wurde. Was mich betrifft, ich ließ kein Wort fallen, sondern machte mich, indem ich eine von den sechs oder sieben Scheeren annahm, (einer eben so großen Anzahl Klippmesser, die mir zugereicht wurden, gar nicht zu gedenken), schon an das Aufschneiden der Packete, als ich meine Hand plötzlich wieder zurückzog.

„Was giebt es? was giebt es?“ fragten verschiedene Stimmen.

„Wollen wir nicht warten, bis Vater wieder zurück ist?“ fragt' ich.

Da sahen sie einander schweigend und seufzend an.

„Ei pfui!“ sagte Susanne, „das ist nicht schön, unsere Ungeduld erst auf die Probe zu stellen und dann nicht zu erfüllen.“

„Ja! aber mich dünkt, daß Ferdinand recht hat,“ sagte meine Mutter. „Es wird Euern Vater gewiß Vergnügen machen, dem Auspacken beizuwohnen und dessen müssen wir ihn nicht berauben. Seid doch verständige Kinder!“ fuhr sie fort, als sie sah, daß dieses und jenes die Lippen hängen ließ. Euer Vater wird wohl bald zurückkommen!“

„Da ist Papa! da ist Papa!“ riefen auf ein Mal ein Paar Stimmen, und sogleich liefen alle Kinder aus dem Zimmer und kamen, meinen Vater an seinem geblümten Hausrocke fortziehend, zurück.

„Ich glaube, daß ich zur rechten Zeit zurück komme,“ sagte mein Vater, dem ein Blick auf den Tisch die Lage der Dinge deutlicher machte als das Durcheinanderrufen der Kinder.

Nun ging die Scheere ihren Gang und das kleine Trutchen war ausgelassen vor Freude, da die abgelößten Papiere sie eine schöne Puppe sehen ließen.

„Ich hoffe," sagte Karl und sah mich mit seinen blauen Augen fragend an; „ich hoffe . . ." er durfte doch nicht sagen, was er hoffte, denn er sah ein, daß es anders ausfallen konnte; aber da ich ihm das für ihn Bestimmte zureichte, sah er, daß sein Wunsch nach einem Farbekästchen doch erfüllt worden war.

Es würde Dir, geehrter Leser! wenig daran liegen, wenn ich die Gegenstände, womit ich die jüngern Glieder der Familie beschenkte, Stück für Stück aufzählen wollte, obgleich Du, insofern Du selbst jemals in dem Falle gewesen bist, dergleichen Geschenke nach Deiner Zurückkunft von einer ausländischen Reise zu vertheilen, oder in Deinen jüngern Jahren solche von Andern empfangen hast, Dir die Gefühle noch deutlich wirst vorstellen können, welche man alsdann empfindet, und welche um so schmeichelhafter sind, jenachdem das Geschenk mehr das Bedürfniß, als den Wunsch des Augenblickes befriedigt. Ich hatte in dieser Hinsicht viel Glück; denn Alles, was ich vertheilte, war auch gerade das, was man verlangte, und meine Brüder und Schwestern fingen schon an zu denken, daß ich die Gabe hätte, Jemandes Gedanken von Ferne zu errathen, als ein Lächeln meiner Mutter wenigstens den ältesten vermuthen ließ, daß mir die gute Frau in einem ihrer letzten Briefe über dasjenige, was am meisten willkommen sein würde, einige Winke gegeben hätte.

Da nun das kleine Völkchen beschenkt war, kam die Reihe an die größern, und Susanne machte große Augen, da ich sie mit einem Schleier beehrte (jetzt würde man es einen voile nennen), der, in Betracht meiner beschränkten Mittel, als ein kostbares Geschenk angesehen werden konnte. Für meine Mutter hatte ich eine schöngearbeitete Taschenuhr mitgebracht und für Tante Lenchen einen einfachen, aber zierlich geschnittnen elfenbeinernen Fächer, der ihr besonders gefiel, weil er schön und doch nicht prahlend war. Tante van Bempden, die Alles hatte, oder kommen lassen konnte, was der Ueberfluß irgend gewährt, empfing eine kleine antike Urne, welche ich in Rom gekauft hatte. Dies Geschenk gab zu einer langewährenden Vergleichung zwischen dem antiken und heutigen Geschmacke in der Bau- und Bildhauerkunst, Veranlassung. Endlich war mein Vater nicht wenig zufrieden, da ich eine Schachtel öffnete und ihm eine kleine Sammlung Römischer Münzen anbot, die vor der Zeit der Kaiser in Gebrauch waren. Ich hatte sie während meines Aufenthaltes in Rom zusammen gebracht. Mein Vater war, seiner Geschäfte, die ihm sein Amt auflegte, ungeachtet, ein Freund des klassischen Alterthumes und Alles dessen, was damit in Verbindung stand, geblieben. Es war ihm die süßeste Erholung von seiner Arbeit, wenn er in den wenigen Mußestunden, die ihm zu Theil wurden, sich an seinen

Lieblingsschriftstellern ergötzen konnte. Die Bruchstücke aus den Lateinischen Dichtern, womit er vertraut war, wurden denn auch, wie man aus vorstehenden Blättern sehen kann, von ihm nicht weniger oft im täglichen Gespräche angebracht, als die Citate aus dem Corpus Juris. Ja bisweilen entfielen ihm dergleichen, wenn er zu meiner Mutter sprach, was alsdann bei dieser und besonders bei meiner Schwester ein Lächeln, oder einen fröhlichen Scherz hervorbrachte. Aber nicht nur die Werke der Alten waren meinem Vater theuer, sondern Alles, was sich an die Tage von Athens und Roms Größe anreihte, wäre es auch nur mittelbar gewesen. Jene Geldstücke, deren Gehalt oder innerer Werth gewiß nicht von großer Bedeutung war, und die ihren meisten Werth darin hatten, daß die Schrift ziemlich vollständig sich zeigte, wurden von ihm mit um so größerer Begeisterung betrachtet, je lauter sie ihn an große Ereignisse erinnerten.

Alle waren demnach recht vergnügt und zufrieden und diese Stimmung wurde durch eine große Torte, die zur Feier meiner Rückkunft gebacken war, und auf dem Tische erschien, nicht wenig erhöht. Weiße Brödchen, Schüsselchen mit Kalbfleisch, Ochsenzunge und herrlichen Früchten, wie nur die Treibhäuser unseres Landes liefern können, umringten die Hauptschüssel. Die Sendung in den Weinkeller wurde mir anvertraut, damit ich von dem Weine

hervorlangen möchte, der mir am besten zusagte. Die Kinder bekamen alle Erlaubniß, bis zehn Uhr aufzubleiben. Kurz, der Abend lief so glücklich ab, als man immer wünschen konnte; ja die allgemeine Freude wurde durch keinen andern Zufall gestört, als daß Tante Lenchen durch das Abbröckeln eines Stückchens Torte auf ihr schneeweißes Halstuch ein Confiturfleck bekam und daß Jacob über einen der Holzschnitte, die er von Tante van Bempden bekommen hatte, ein halbes Glas Wein verschüttete; zwei Unfälle, welche jedoch, so viel ich bemerkt habe, bei den betheiligten Portionen keinen bleibenden Eindruck zurückließen.

Beim Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lug und Trug
zu
Land und Meer.
Roman
von
Captain Glascock.

Aus dem Englischen
von
C. Richard.

Zwei Bände. 8. Elegant geheftet. Preis **2** Thaler.

Deutsche Leser werden der Verlagshandlung Dank dafür wissen, sie mit dem Verfasser bekannt gemacht zu haben, dessen Frische und Lebendigkeit der Erzählung, treffende Karakter-Zeichnung und anziehende Verknüpfung der Situationen, in England allgemein anerkannt, ihn zu einem der Lieblings-Roman-Schriftsteller des Tages machten.

Der alte Kommodore.
Roman von C. Howard.

Aus dem Englischen
von
C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet **3** Thlr. oder **5** fl. **24** kr.

Ein trefflich geschriebenes, tiefdurchdachtes Werk, das des Verfassers ausgezeichnetes Talent, den durchdringenden Scharfblick, die er in seinem schönen Roman „Ardent Troughton“ bekundete, auf's neue glänzend bewährt und ihn zu einem der Lieblingsschriftsteller Englands stempeln dürfte.

Beim Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

E. L. Bulwer's
sämmtliche Werke.

Sieben und dreißigster Band.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Auch unter dem Titel:

Der See-Kapitain

oder

das Erbrecht.

Drama in fünf Akten

von

Sir E. L. Bulwer, Baronet.

8. elegant broch. Preis 15 gGr. oder 17½ Sgr.

Diese neueste dramatische Schöpfung des berühmten Verfassers ward im Haymarket-Theater zu London am 31. Oktober 1839 zum Erstenmale auf die Bühne gebracht. Sie reihet sich würdig seinen früheren Dramen, „das Mädchen von Lyon" und „Richelieu" an, und gewährt, für die Bühne geschrieben, den Vorzug vor letztgenanntem Werke, sich ohne Abänderung zur Darstellung zu eignen.